

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Fontane-Blätter**

**Kreis der Freunde Theodor Fontanes**

**Berlin, 1965**

Heft 47 (1989)

**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-196**

# Fontane Blätter

---

1989

Heft 47

---

Herausgegeben vom Theodor-Fontane-Archiv  
der Deutschen Staatsbibliothek





AMSTERDAM

1671

111



1989

Heft 47  
der Gesamtreihe

Artikel-Nr. 31 782  
ISSN 0015-6175

---

# Fontane Blätter

---

„Das Zeitalter des Schönrednerischen ist vorüber, und die rosa-  
farbene Behandlung schädigt nur den, dem sie zuteil wird“

Th. Fontane an Rodenberg (2. 3. 1896)

## Inhaltsverzeichnis Heft 47

	Seite
<b>UNVERÖFFENTLICHTES / WENIG BEKANNTES</b>	
– Roland Berbig, Berlin (Hrsg.) Franz Kugler und Theodor Fontane I. Briefe Kuglers an Fontane aus den Jahren 1850 bis 1858 .....	3
– Christa Schultze, Berlin (Hrsg.) Fünf Briefe Theodor Fontanes an Eugen Zabel .....	20
– Helen Chambers, Leeds (Hrsg.) Theodor Fontanes Longfellow-Vortrag am 29. 2. 1860 in Berlin .....	27
– Walter Hettche, München (Hrsg.) Theodor Fontane: „Die 10. Husaren“. Eine bisher unbekannte Rezension	49
<b>INTERPRETATION / WERKDISKUSSION</b>	
– Charlotte Jolles, London Fontanes brieflicher Nachlaß. Bestand und Edition .....	53
– Gotthard Erler, Berlin Ein säkulares Ereignis. Zur Ausgabe des Fontane-Briefverzeichnisses	62
– Hans Ester, Nijmegen (Hrsg.) Paul Schlenthers Rezension von Fontanes Roman „Frau Jenny Treibel“ (1892). Mehr als eine Anzeige .....	64
– Ulrike Horstmann-Guthrie, Cambridge Fontanes Kriminalerzählungen und Droste-Hülshoffs „Die Judenbuche“	71



## SCHRIFTSTELLER DER GEGENWART ÜBER THEODOR FONTANE

	Seite
– Vorbemerkung: Manfred Horlitz .....	80
– Jan Koprowski, Warszawa Ein alter (und) neuer Realist .....	80
– Christine Brückner, Kassel Triffst du nur das Zauberwort. Effi Briest an den tauben Hund Rollo	83

## REZENSIONEN

– Theodor Fontane: Werke, Schriften und Briefe. Abt. III, Bd. 5. Zur deutschen Geschichte, Kunst und Kunstgeschichte. Hrsg. Helmuth Nürnberger u. a. – München: Carl Hanser Verlag 1986. (Rez.: Christian Grawe, Melbourne) .....	92
– Die Fontanes und die Merckels. Ein Familienbriefwechsel 1850–1870 2 Bde.. Hrsg. v. Gotthard Erler. – Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag 1987. (Rez.: Peter Schaefer, Potsdam) .....	95
– Hohendahl, Peter-Uwe: Literarische Kultur im Zeitalter des Liberalismus 1830–1870. – München: Verlag C. H. Beck 1985. (Rez.: Peter Görlich, Potsdam) .....	97
– Literarisches Leben in Berlin 1871–1933. Studien I u. II. Hrsg. Peter Wruck. – Berlin: Akademie-Verlag 1987. (Rez.: Volker Giel, Leipzig) ..	100
– Tyrrell, Thomas: Theodor Fontanes „Effi Briest“ und Friedrich Spielhagens „Zum Zeitvertreib“: zwei Dichtungen zu einer Wirklichkeit. Diss. Houston, Texas 1986. (Rez.: Joachim Biener, Leipzig) .....	105
– Remenkova, Vesselina: Die Darstellung der Napoleonischen Kriege in „Krieg und Frieden“ von Lew Tolstoj und „Vor dem Sturm“ von Theodor Fontane. – Frankfurt/M. u. a.: Peter Lang 1987. (Rez.: Otfried Keiler, Berlin) .....	108

## INFORMATIONEN

– Renate Gollmitz, Berlin Max Hermanns Korrekturen zur Erstausgabe von „Mathilde Möhring“ (1908) .....	111
---	-----

## AUSWAHLBIBLIOGRAPHIE

– Handschriften .....	115
– Literatur .....	116



## UNVERÖFFENTLICHTES / WENIG BEKANNTES

Roland Berbig, Berlin (Hrsg.)

**Franz Kugler und Theodor Fontane**

### I. Briefe Kuglers an Fontane aus den Jahren 1850 bis 1858

#### Vorbemerkung

Die vor drei Jahren an gleicher Stelle publizierten Briefe des Berliner Kunsthistorikers Franz Kugler<sup>1</sup> ordneten sich dort in ihrer zeitlichen Begrenzung (1853 und 1854) einem Zweck unter, der ihre Auswahl bestimmte. Ihre Edition stand mit der Arbeitskonferenz zu Fontane im Juni 1986 in Verbindung, auf der der Herausgeber die Geschichte des Vereins Rütli und des ersten Bandes der „Argo“ beschreibend erläuterte.<sup>2</sup>

Die hier nun abgedruckten Briefe belegen, was sich bereits damals abzeichnete: der Einfluß des Rütli und innerhalb dieser Vereinigung der beiden auch konzeptionell orientierten Mitglieder Franz Kugler und Wilhelm von Merckel kann kaum hoch genug eingeschätzt werden. Während die Eigentümlichkeit der Beziehung zwischen Fontane und Merckel durch die soeben erschienene Publikation ihres Briefwechsels<sup>3</sup> deutlicher wird, leidet die genaue Darstellung des Kontaktes zu Kugler unter der Einseitigkeit der Überlieferung. Fontanes Briefe in die Friedrichstraße 242 und später in die Schellingstraße müssen als verloren gelten. Der Kuglersche Nachlaß, verteilt auf die Archive in Merseburg, Marbach, Berlin (West) und München, gibt über den Verbleib keine Auskunft.

Die Zeitspanne, in der die vorliegenden Briefe geschrieben wurden, umfaßt acht Jahre; die Jahreszahlen 1850 und 1858 signalisieren hervorzuhobende Ereignisse. 1850 zog in die preußische politische Landschaft eine gewisse Ruhe ein. Friedrich Wilhelm IV. akzeptierte die revidierte Verfassung vom 5. 12. 1848, Schleswig-Holstein wurde den Dänen geopfert und im September fand unter österreichischer Vorherrschaft die Wiedereröffnung des Bundestages statt. Mit der Olmützer Punktation und der Übernahme des preußischen Ministeriums durch Otto Theodor Freiherr von Manteuffel legte man die Märztage politisch endgültig ad acta. Die Ära Manteuffel sollte dann dauern bis in das Jahr 1858, wo Wilhelm von Preußen als Prinzregent die Amtsgeschäfte in die Hand nahm und mit dem Schlagwort von der „Neuen Ära“ alte Hoffnungen wieder geweckt wurden. Für Kugler hieß die Zeit weniger Ära Manteuffel als vielmehr Ära Raumer, denn er erlebte die Vorgänge im Kultusministerium unter dem besonders reformunwilligen und reaktionären Karl Otto von Raumer, mit dem er anfangs manchen Strauß ausfocht. An der Engstirnigkeit des Ministers scheiterten Reformpläne Kuglers, dessen Wirkungsradius begrenzt blieb. Daran änderte der 1857 verliehene Titel eines Geheimen Oberregierungsrates nicht viel.

Obwohl er bereits in jungen Jahren poetischen Ruhm erlangt hatte, folgte er einer Berufung ins Ministerium Anfang der vierziger Jahre, die der weiteren Ausbildung seiner literarischen Talente wenig förderlich war. Ein Jahrzehnt später,

\* Dieser Beitrag wird in Heft 48 fortgesetzt.



die nähere Bekanntschaft zu Fontane war noch frisch, nahm Kugler erneuten Anlauf, um dieser Seite seiner Fähigkeiten und Neigungen ernsthaft nachzugehen. Er sammelte seine verstreuten Gedichte und Lieder, schrieb in rascher Folge dramatische Texte<sup>4</sup> und engagierte sich in den literarischen Vereinigungen des Tunnels, des Rütli und der Ellora. Die Poesie war eine seiner Leidenschaften, so daß es nicht wundert, daß er die Berufung zum Dichter empfand und das Nachdenken über Poetentum in seinen Briefaustausch mit Fontane direkt einbezog. Beinahe in jedem Brief lassen sich Spuren finden, die gerade dieses Thema berühren.

1858 starb Kugler, fünfzigjährig — ein Tod, der die Freunde tief traf. Eggers', Fontanes und Merckels Reaktionen sprechen in ihrer Betroffenheit für sich<sup>5</sup>, wenngleich an diesem Ereignis auch deutlich wird, wie kompliziert die jeweiligen Beziehungen zueinander waren. Als man ihn zu Grabe trug, ehrte man kaum den **Dichter** Kugler, sondern den Mann, dessen Kunstverstand Geltung besaß und dessen „frohes, lehrreiches, edel gastfreies, gemütlich reiches Privatleben gerühmt“<sup>6</sup> werden konnte. Selbst im Nachruf des Tunnels, aus der Feder Merckels, blieben der Poesie Kuglers nur wenige Zeilen.

Für Fontane waren die acht Jahre nicht weniger biografieprägend: in ihnen suchte er eine schriftstellerische Existenz zu begründen, die mit den eigenen Neigungen und Fähigkeiten ebenso im Einklang stehen sollte wie mit dem Gang der Ereignisse in Preußen. Peter Wruck hat den Spielraum, der Fontane dabei gewährt wurde, beschrieben und daraus den literarischen Werdegang des Dichters in den fünfziger, sechziger und Anfang siebziger Jahren neu beurteilt<sup>7</sup>. Deutlich wird, daß Fontane im Vorfeld der Entscheidung, sich und seine Familie mit der Feder zu ernähren, das Terrain sichtete: zuerst als Mitarbeiter in dem von Merckel kurze Zeit geleiteten Literarischen Cabinet, dann in dessen Nachfolgeeinrichtung, der Central-Preßstelle, und seit 1855 in London, wo er eine „Deutsch-englische Korrespondenz“ aufbauen sollte. Politische Journalistik (im Dienst der preußischen Regierung) und das moderne Feuilleton verdrängten den Vers und beherrschten sein Schreiben. Seine Befindlichkeit pendelte zwischen der Klage über das Verkennen seiner tatsächlichen poetischen Fähigkeiten und einem wachsenden Selbstbewußtsein hinsichtlich der Qualität seiner Artikel.

Die räumliche Entfernung voneinander störte die Beziehung zwischen Kugler und Fontane kaum — sie scheint sogar der Vertraulichkeit und der gegenseitigen Öffnung förderlich gewesen zu sein. Eine Ursache der Annäherung wurzelte in der Resignation über das gewünschte, aber kaum realisierte Poetentum (vgl. Kuglers Brief vom 21. 1. 1856). Während Kugler seine durch romantische Erfahrungen geprägte Vorstellung vom Poetischen modifizierte und sie ummünzte in den Gedanken einer großangelegten kunst- und menscheitsgeschichtlichen Totalität — die in ihrer Monumentalität sogar Jacob Burckhardt faszinierte und ihn Abstand von der erwarteten Weiterführung des Kuglerschen Werkes nehmen ließ —, näherte sich Fontane einem Verständnis vom Poeten und dessen Poesie, das durch vaterländische Bestimmungen konturiert war. Der Ratschlag von Franz Kugler (geäußert im Brief vom 23. 7. 1857), „die Poesie zu nützlichen Dingen“ zu verwenden, verhallte nicht ungehört und unbedacht. Als Merckel und Fontane den Freundeskreis nach Kuglers Tod durchgingen, um am Ende die Chancen einer Weiterführung des Rütli zu prüfen, galt Fontane, wie das Beispiel Bernhard von Lepel zeigt, dieser Tatbestand als akzeptiertes Maß: „Ich verlange kein Steinkarren von ihm (Lepel — R. B.), nein, als Poet könnte und sollte er sich nützlich machen. Er müßte nur Umschau im Leben halten, sich befragen, wo eine



Lücke liegt, die es verdienstlich und wünschenswert wäre auszufüllen, mit einem Wort, etwas vom Geiste Kuglers, der in diesen Stücken ein Meister war, müßte in ihm stecken . . . "8

Von diesem „Geiste Kuglers“ steckte wohl in der gesamten Runde nicht viel. Sie wäre am Ende nicht lebensfähig gewesen, hätte sie Kuglers eigenartige Mischung von weit gefaßter Kunstkenntnis und begrenzter literarischer Begabung in jedem ihrer Mitglieder gehabt. Ihre Stärke lag eher darin, daß sie neben einem Kugler Friedrich Eggers und neben einem Paul Heyse Fontane hatte. Dieser wußte eine offenbar repräsentative Gruppe literarisch orientierter Männer um sich, die künstlerische Neigung und Beruf in ein balanciertes Verhältnis zu bringen hatte, von der ausgehend er taxieren und eigene Möglichkeiten abwägen konnte. Man verfehlt die Bedeutung Kuglers für Fontane, sieht man von diesem Nebeneinander ab. Die Lebensstrategien der kleinen Runde im Rütli übten Anziehungskraft aus und waren mehr noch Quelle praktischen Studiums. Theodor Fontane nutzte sie weidlich: von dort erklärt sich auch die Nüchternheit, mit der er (hauptsächlich in den Briefen an Merkel) die Rütliionen charakterisierte. Das scharfe, nicht selten überscharfe Urteil gründete in dem auf die eigene Lebenskonzeption gerichteten Blick. Den Freunden wurde eine Elle angelegt, die einer profilierten, von Borniertheiten befreiten Realitätssicht abgewonnen worden war.

Kugler selbst teilte seine Sympathien und Neigungen: im „Rückzug“ in die Wissenschaft schenkte er seine besondere Aufmerksamkeit den werdenden Dichtern Fontane und Heyse (die ihm gleichzeitig schon ein „fertiges“ Stadium des nicht einfach Erreichbaren präsentierten), wobei er Heyse den Vorzug gab. Eher als in Fontanes Werdegang in England glaubte Kugler mit Heyses Karriere am bayrischen Hof, die nicht mit Selbstverleugnung und Devotion erkaufte war, Chancen für eine wahrhaft dichterische Entwicklung mitzuerleben. Seine Berichte über den Schwiegersohn, die Fontane gewiß mit gemischten Gefühlen gelesen haben wird, sind mehr als nur familiäre Plauderei.

Kuglers Art, Briefe zu schreiben, ist wenig dazu angetan, ihm gleichsam in die letzten Winkel seiner Seele zu folgen. Die Spur von Fremdheit, die die Freunde immer wieder empfanden, verliert sich auch im persönlichen Bericht nicht. Fontane hat sie akzeptiert – und auch akzeptieren müssen. Sie gehörte ihm zum Gesamtbild einer Persönlichkeit, deren Größe er im gesellschaftlichen Leben seiner Zeit anerkennend bewunderte, deren tatsächliche Vorbildwirkung aber an der Verschiedenartigkeit zur eigenen scheitern mußte. Daß Fontane die Bedeutung Kuglers erkannte (immerhin konnte Kugler auf ein stattliches Werk in mehreren Gebieten verweisen), wundert kaum – daß Kugler Fontane in seiner besonderen Anlage wahrzunehmen verstand, ihn förderte und, im vertraulichen Gedankenaustausch mit seiner Frau Clara<sup>9</sup>, die Überlegenheit der poetischen Gaben des Freundes rühmte, bleibt bemerkenswert.

Im folgenden Abschnitt werden Dokumente dieser Förderung und Unterstützung vorgestellt und kommentiert.



**Franz Theodor Kugler an Theodor Fontane**

Briefe aus den Jahren 1850 bis 1858.

Brieftexte (Anmerkungen und Kommentare geschlossen am Ende)

Nr. 1

Dem ehrenhaften Poeten von Gottes Gnaden  
Lafontaine

meinen Gruß zuvor!

Der Anakreon hat mir gesagt, Ihr, mein lieber Poet, hättet es mir sehr übel genommen, daß ich in meiner Nachschrift zu Eurem letzten Protokoll mit scheinbarer Schnödigkeit gesagt: „Ihr solltet doch, wie man sagt, ein Poet sein.“ So Ihr vermeint habt, mein lieber Poet, ich hätte damit sagen wollen, Ihr seiet keiner, oder ich hätte damit Euer poetisches Recht, Ehre und Würdigkeit nur um ein Haar antasten wollen, so erkläre ich hiemit Euch und Allen, welche jetzt und in Zukunft dieses Sendschreiben lesen, daß mir Solches auch nicht von Ferne in den Sinn gekommen. Die Worte waren durchaus nur scherzhaft gemeint, sintemal der Verfasser des Protokolls als solcher meo voto, dem Recensenten näher stand, denn dem Poeten, also der Blick auf diesen gewissermaßen verdunkelt war. Ich bin aber der lebhafteste Verehrer des Poeten, der in Euch steckt, mein lieber Poet; ich habe weder daran je gezweifelt, noch habe ich meine Ueberzeugung lügnerisch verdunkeln und Euch mit der Lüge kränken wollen. Es ist also kein animus injuriandi vorhanden, und somit auch keine Beleidigung, und somit auch kein Grund, Euch um Verzeihung zu bitten; wohl aber bekenne ich, daß es mir so gleich leid thut, Euch unabsichtlich weh gethan zu haben.

Letzteres ist aber eigentlich doch nur eine gerechte Schicksalsstrafe. Der Anakreon sagt, Ihr hättet das Protokoll überhaupt nicht so gemeint gehabt, wie ich es aufgefaßt. Ich habe mich danach ebenso durch Mißverstand dessen, was Ihr geschrieben, verletzt gefühlt, wie Ihr durch Mißverstand der Meinigen, also daß wir quitt sind. Und wenn Ihr sagt, Poete, Ihr seiet doch viel gröblicher verletzt worden als ich, da ich Eure Person, Ihr aber nur mein Stück anzutasten geschienen, so erwidere ich Euch darauf: daß das von mir Geschriebene, im richtigen Tone ausgesprochen, den humoristischen Sinn geben mußte, bei dem von Euch geschriebenen aber durch keine Betonung die andere Beschaffenheit der von Euch ausgesprochenen, nicht zu Recht bestehende Thatsache (der angeblichen Schlußpointe meines Stückes) heraus kommen konnte. Also laßt es nur gut sein, lieber Poet.

Anmerken muß ich es übrigens doch, daß ich eine ganz ernsthafte allgemeine Absicht bei der Nachschrift hatte, und daß dies vielleicht der Grund ist, weshalb letztere etwas herber klingen mag, als es in meiner Absicht gelegen. Verschiedene ehrenwerthe Tunnelianer hatten sich nemlich privatim gegen mich mißfälligst über die Art und Weise ausgesprochen, wie nach dem Vorlesen von großen und kleinen Spänen dort über dieselben abgeurtheilt werde. Sie hatten geäußert, sie würden im Tunnel theils gar nichts, theils dies und das Besondre, was solches Urtheil nicht vertrage, nicht mehr vorlesen. Ich hatte dagegen Sitte und Recht des Tunnels, in dem ich mich durchaus wohl und behaglich fühle, mit Hand und Mund vertheidigt. Nun schien mir Euer Protokoll doch, und gar schriftlich, in einer Weise zu verfahren (nicht durch Urtheil, sondern durch irrthümliche Angabe von Thatsachen und was auf diese fußte), daß jene Kläger halbwege Recht bekommen. Und darüber nun, daß meine Vertheidigung der Tunnelsitte ein Loch



bekommen, ärgerte ich mich, und mag meines Aergers ein kleines Nachwehen in meine Nachschrift übergangen sein. Ich wollte protestiren dagegen, daß nicht Etwas in den Tunnel eindringe, was den Klägern allenfalls noch ein weiteres Recht geben. Ich meinte also zugleich pro domo zu kämpfen.

Laßt es gut sein, lieber Poet, und reicht mir Eure Hand, so freundlich, wie ich Euch meine biete. Ich hätte Euch gern irgend ein gültiges Pfand dieser meiner Aufrichtigkeit zugeschickt; ich habe nur leider nichts dazu Geeignetes zur Hand. Wollt Ihr dem beifolgenden unwürdigen Produkt eines sehr unerfahrenen Poeten eine solche Eigenschaft zugestehen, so nehmt es nachsichtig auf von

Eurem herzlich ergebenen

Berlin, am letzten  
Maitage 1850

Lessing



Franz Kugler  
Stahlstich von Adolph v. Menzel



Verehrtester!

Ich habe gestern im Tunnel gegen einen Hauptpunkt Ihrer Wangeline etwas scharf opponirt, nemlich dagegen, daß Sie sie auf ihrem Gange zum Kurprinzen durch einen **Dämon** zurückhalten lassen. So, wie Sie dies Factum geben, ist es eine bloß äußerliche Gewalt, was diese Dame fesselt; daß dafür der Fluch über sie gesprochen wird, hat kein gegenseitig bedingtes Verhältniß; die Dame erscheint gerade im Punkte der Versäumniß des ihr Aufgetragenen unschuldig, wie viel Schuld sie auch sonst haben mag. Sie fanden im Tunnel zwar sehr eifrige Vertheidiger (am Sublimsten (!) in der Person von Freund Metastasio), die den Dämon gewissermaßen zur Personification von Wangelines Schuldbewußtsein machten, was mir – wie man das Ding auch drehe und wende, nicht recht einleuchten will: das, was der W. aufgetragen war, ist äußerst simpel; sie mußte, wenn sie nicht ein ganz einfacher Racker war, den Corridor hinauffliegen, das entsetzliche Unglück zu verhüten; sie konnte daran nur (falls nicht eine für das Gedicht unbrauchbare Gewalt eintrat) durch positiven Rausch positiver Leidenschaft verhindert werden, sodaß meines Erachtens die eigentliche Fassung der Legende, die statt des Dämons den Marwitz selbst erscheinen läßt, durchaus im Rechte ist. Aber es ist mir eine Wendung eingefallen, die doch vielleicht eine Verbindung der letzteren mit Ihrer Gefühls-Intention (denn ich glaube, daß sie bei dem Dämon viel mehr durch das Gefühl als durch den Gedanken geleitet wird) möglich macht: die Wangeline, und der Leser und Hörer mit ihr, muß glauben, daß es wirklich der Marwitz ist, dem sie **im Rausch der Leidenschaft** in die Arme sinckt, und dann, als die Zeit zur Verhütung des Verbrechens vorüber ist, demaskirt er sich als Dämon (zu deutsch: als Teufel, den sie doch schon durch ihre unsittliche Leidenschaft herauf beschworen hatte).

Ich weiß nicht, ob Ihnen diese flüchtigst hingeworfenen Andeutungen klar sind und ob Sie darauf eingehen mögen.

Uebrigens bemerkte Claudius gestern, daß das Gedicht nicht druckfähig sei und ich – der ich, wie es scheint, den **letzten** Censor zu einer Unwahrheit zu machen bestimmt bin – glaube leider, daß er recht hat. Der von der Kurfürstin verübte Giftmord ist durchaus unerwiesen (und auch ich habe mich, bei historischer Darstellung jener Verhältnisse, auf die Seite derjenigen gestellt, die daran mit Ueberzeugung **nicht** glauben). Die Kurfürstin aber ist eine directe Ahnherrin **unseres** königl. Hauses, eine vor noch lange nicht 200 Jahren verstorbene Frau, und einer solchen als nacktes Factum – in wie schöner poetischer Darstellung immerhin – einen Mord zuzuschreiben, möchte mehr als bedenklich sein. Ein ganz Andres ist es, wenn man **referirt**, was das Volk damals sagte, was sich als Legende erhalten hat: – Ihr Gedicht gibt dies nicht mittel-, sondern unmittelbar. Wäre es etwa thunlich und rätlich, die Namen zu verändern oder wegzulassen?

Dies Alles einstweilen übrigens zur geneigten Erwägung! Mein „Opfer“ harret des Frühlings und der Spaziergänge, um zur erwünschten Fassung einiger Stellen zu gelangen. Tiefer greifende Aenderungen, auch wie wir neulich dergleichen besprachen, schienen mir unausführbar, da sie sofort den Organismus des Ganzen, wie dies einmal ist, angreifen. Wir werden künftig sehen, ob es courfähig, ausstellungsfähig, druckfähig pp. sein wird.

Der Ihrige  
F. Kugler

21/3. /18/53



Nr. 3

Und nochmals aus vollstem Herzen alle meine Segenswünsche mit auf Deine Reise!

Hiebei der Brief an Eastlake, sowie, was Dir noch zukommt, die zweite Lief. der Kunstgeschichte und mein Menzel-Mandel'sches Portrait. Beides soll aber Dein Gepäck nicht beschweren, — verfüge darüber nach Deinem Gutdünken.

Stets

Dein F. Kugler

5/9./18/55.

Nr. 4

Lieber Fontane!

Ich habe Dir zunächst nur zu wünschen, daß wenn Du zur Lesung dieser Zeilen kommst, die Deinen gesund und fröhlich bei Dir sind, daß Du in Gemeinschaft mit ihnen eine behagliche Existenz in diesem anderen Ninive, „in welchem sind mehr denn 120 000 Menschen die nicht wissen Unterschied was recht oder link ist, darzu auch viele Thiere“, beginne, daß solche Existenz Dir recht sehr fruchtbar und gedeihlich werde, und daß Du — womit unsere Fontane'schen Wünsche stets schließen, bald und glücklich wieder in unserer Mitte seiest. Dann mußt Du es mir verzeihen, daß ich Dir nicht zu Deinem Geburtstag geschrieben, Dir nicht gedankt für Deinen betrüblichen, hellen Rüthlitoast, der nicht einmal zur Anwendung kommen konnte, sintemal per discrimen rerum das Rütthifest selbst nicht zur Anwendung kam, — und es fehlt mir ja alle gute Zeit zum Briefschreiben, und wie sehr ich damit auch in der Rütlisitzung am 19<sup>ten</sup> Abends, von der Dir Deine liebe Frau (welche trefflichst mitspielte) erzählen wird, durchgenommen wurde, so ist es nichts destoweniger mehr, daß ich mich in meinen Arbeiten in einen förmlichen Zeitbankrott hineingearbeitet habe und immer und immer noch nicht ersehe, wann dies enden soll. Aber für den schönen prächtigen Toast, den Du zu besagtem 19<sup>ten</sup> übers Meer gesandt hast und den Deine liebe Frau so tapferlichst vortrug, als es fast nur der Autor selber zu thun pflegte, für ihn muß ich Dir aus vollem gerührtem Herzen meinen Dank sagen, und ich weiß das nicht besser, als indem ich Dir alles Gute und Schöne, was darin enthalten, zurückgebe. Und wenn Dir in der Wüste der Masse zu kalt wird, eines bleibt Dir doch (neben anderen guten Dingen und Menschen): das was man so prosaischer Weise die Muse nennt, und wenn Du die großen Acten und Dokumente und Monumente großen geschichtlichen Lebens, unter dem Du Dich dermalen bewegst, bewältigt hast, so wird auch die Muse ein um so edleres und reiferes Gestein vorfinden, ihren scharfen Meißel daran zu setzen. Harre standhaft aus, lieber Kämpfe, Du wirst doch noch ans Ziel kommen, und dies Ziel wird kein schlechtes sein; — man hat so unter Umständen gutes Vertrauen, und zu Dir habe ich's, und zu Deinem Geschick auch, trotz alledem!

Wenig Vertrauen habe ich zu diesem und jenem Andern, z. B. zu unserem Hans Sachs, den Metastasio neulich in seiner tiefen Vereinsamung und Noth heimgesucht und den er wieder ein wenig aufgerichtet. Aber der nächste Erfolg war, daß er im Tunnel wieder eine preuß. historische Tragödie vorlas und daß diese wieder aufs Haar aussah wie die frühern. Er macht mir den Eindruck eines Verhexten, und seine Äußerung, wenn es mit seinen Dramen nichts sei, so sei sein Leben ein verlorenes — wie tiefe Bedeutung darin auch liegt — stimmt nur zu sehr



mit diesem Eindruck. Im Uebrigen geht es in diesem Winter im Tunnel rüstig genug zu, und die Debatte ist meist ebenso frisch; es dauert öfters bis  $\frac{1}{2}$  und bis  $\frac{1}{4}$  auf 8 Uhr. Wie aber könnte ich schreiben, ohne meiner lieben Münchner zu gedenken. Ich halte es freilich für eine der größten Thorheiten, von ihnen getrennt sein zu müssen; aber die Lichtblicke von dort sind nur steter Sonnenschein. Pauls Schaffen ist ein unausgesetzt Erstaunlichstes; ich habe ihm eben schreiben müssen, daß ich mich in die Paar Theklagesänge, die ich in Abschrift habe, mehr und mehr wie ein klassisches Werk hineinarbeite, während auch doch sonst, und gerade auch ihm gegenüber, die Kritik oft genug stachelt. Ich selbst ackere ruhig meine Furchen fort, der fernen Saaten wartend, die daraus aufsprießen wollen. Ob sich Jemand meiner poetischen Dinge erinnern mag, lasse ich dahingestellt, nicht minder, ob es mir beschieden sein wird, später und in anderer Weise wieder an dergleichen Hand anzulegen. Habent sua fata libelli und Menschen; —

Die in junger Brust ich bang voll Schaam,  
Die ich Knaben Thorheit gescholten  
Jetzt, da ich durchgemustert den Kram,  
Der als ein Mirakel wonnesam  
Die langen Jahre gegolten, —  
Wie steht ihr in verklärtem Strahle  
Ihr, meine kindischen Ideale!

Diese nicht sehr bedeutenden, zu meiner Confession gehörigen und im Tunnel einigermaßen angefochtenen Verse mögen es einigermaßen andeuten, daß ich mit meinen liebsten Dingen in der Stille meiner Seele lebe und wenigstens keine Neigung verspüre, in den Reihen der Virtuosen mitzukämpfen.

Und soweit wie stets

Dein getreuer

Berlin 21/1. /18/56.

F. Kugler

Nr. 5

Berlin, 23. Juli 1857

Lieber Fontane!

Wenigstens zwei schriftliche Worte zu den Berichten, welche Dir Deine Frau über unser hiesiges Treiben mündlich machen wird. Wie gern wäre auch ich gekommen! Zu dem Wunsch, Dich und Alt-England zu sehen, war ja nun diese lange und breite Manchester-Ausstellung hinzugekommen. Aber bei studirenden und reifenden Söhnen, nach eigener, schon erfolgter April-Reise nach München und bei bevorstehender erhöhter Wohnungsmiethe und sehr umfassender neuer Einrichtung fehlte es völlig an Geld, oder wären doch ungewöhnliche Künste nöthig gewesen, welches zu schaffen. Und noch mehr fehlt es an Zeit, da meine Arbeiten (Baugeschichte und Handb. der Kunstgesch.) noch immer auf geraume Dauer voll mein Thun in Anspruch nehmen. Ich mußte eben die Manchester-Ausstellung in eine Reihe mit 100 und aber 100 Dingen (z. B. den altenglischen Architekturen) stellen, deren nähere Kenntniß mir höchst wünschenswert ist, aber doch nur von der günstigen Stunde erwartet werden kann. Freilich, hätte das Schicksal aus eigenem Antriebe beschlossen, mir die Reise nach Manchester zuzuwerfen, so würde ich das trotz aller Bedenken doch als höheren Willen empfangen haben und ihm gefolgt sein. Einen Augenblick schien es, als ob das



Schicksal in der That diesen Beschluß gefaßt habe, und ich dachte ein Paar Tage schon daran, wie ich es einzurichten hätte, um die allernöthigsten englischen Phrasen zu lernen. Mein Kollege Kassenrath fand es nemlich aus freien Stücken (ich weiß nicht, wodurch veranlaßt) für angemessen, unser Herr Chefs Excellenz den Vorschlag zu machen, mich mit 200 rth. hinzuschicken, damit eben seitens unser Regierung doch Etwas der Art geschehe, (zumal da Waagen ja nur auf dortige Einladung hinüber gegangen war.) Er hat es Sr. Excellenz in der That vorgetragen /Notiz am linken Rand: (die Summe mußte also jedenfalls disponibel sein)/; Hochdieselbe haben aber geantwortet, Sie gingen auch gern hin; ob er nicht zunächst Ihre Diäten schaffen kann? Damit war die Sache zu Ende und mir war der Nichterfolg so lieb als hätte mir Jemand was Erhebliches geschenkt; es ist in manchen Verhältnissen besser, nicht zu extraordinärer Dankbarkeit verpflichtet zu sein.

Von unseren Freunden wird Dir Deine Frau erzählen. Die Sandbank des Kunstblattes scheint immer fester zu werden. Der Actien-Verein für das Kunstbl. ist bis auf die Hälfte des Minimums von Actionären zu Stande gekommen. Ich hatte Freund Ebner in Stuttgart aufs Lebhafteste für das Blatt interessirt /Randnotiz, links neben Briefftext: Lübke ebenfalls/; er machte die besten Anerbietungen für eine Uebernahme desselben, wobei die Redaction in Berlin bleiben sollte; das Comité des /Randnotiz, links neben Briefftext: beabsichtigten/ Verein's bestand aber darauf, dasselbe als künftiger Besitzer in Händen zu behalten, dies sagte E. nicht zu, und es erfolgte schließlich seinerseits eine definitive Ablehnung. Eggers war mir, wie stets in solchen Dingen, unbegreiflich; in meinem Gespräch, was ich vorher mit ihm über die Sache hatte, kam wieder sein Grundsatz vor, daß man die Dinge der historischen Entwicklung überlassen müsse, d. h. er hat in der Sache Nichts gethan. Was nun aus ihm werden wird, wissen die Götter. Der Gedanke, auch ihn möglicher Weise bald zu verlieren, erinnert uns jetzt aber wieder lebhaft daran, was wir, zumal in guten Zeiten, an ihm hatten. — Daß Eggers für Taubert eine Oper „Macbeth“ geschrieben hat, daß die Composition fast fertig ist und schon im Herbst auf die Bretter kommen soll (die Wagner als die Lady Macbeth) — bisher ein Geheimnis — haben nun die Zeitungen verkündet. Außerdem wird Eggers für Taubert jetzt einen Concert-Text machen, für dessen Composition zu Shakespeares' „Sturm“, mit dem der letztere auf der Münchner Bühne aufgeführt wurde. Hülsen hat hier die Aufführung verweigert, und Taubert will seine Arbeit nun zu Concert-Aufführungen benutzen (wie man z. B. Mendelsohns Musik zur Athalia und Beethoven's zum Egmont mit declamatorisch erläuternden Zwischenreden aufführt.) Vielleicht erblüht für Eggers aus diesen Dingen irgend etwas Neues.

Paul hat eine sehr ergreifende kleine Novelle für die Argo geschrieben. Auch ein Trauerspiel für die Münchner Concurrnz, das ich ihm hier, um es von hier aus einzusenden, habe abschreiben lassen. Es scheint mir höchst bedeutend, und ich wüßte nicht, von welcher Seite Größeres einlaufen sollte. Selbst die Durchsicht der Abschrift habe ich mit stets erneuter Erschütterung, mit stets verschluckten und offenbaren Thränen absolvirt. Es ist so ganz groß und rein und, bei tiefster leidenschaftlicher Gewalt, so innig ergreifend und rührend. Ich kenn in dieser Weise gar nichts Aehnliches.

Deiner Erwägung, Theuerster, habe ich schließlich noch eine besondere Frage vorzulegen. Willst Du jetzt nicht daran gehen, Deine Uebersetzungen und Bearbeitungen altenglischer Balladen zu einem Abschluß und zur Herausgabe zu bringen? Meines Erdünkens dürfte ein solches Unternehmen für Deine Existenz



von Wichtigkeit sein. Daß die Leute Deiner Umgebung, neben Dir und über Dir, den Poeten in Dir sonderlich beachten sollten, ist schwerlich zu erwarten, — was ist ihnen ein Poet und die Poesie? Aber ein Andres ist es doch wohl, wenn die Poesie zu nützlichen Dingen verwandt wird, z. B. zum lebhaften Einverständniß zwischen den historischen Interessen u. Erinnerungen zweier Nationen, zur Belebung und Popularisirung der in ein solches Kapitel einschlagenden gelehrten Forschungen. Dergleichen hat, für die Leute, stets mehr Aplomp, und ich denke mir, daß wenn Du mit einer derartigen Arbeit aufträtest und einigermaßen für den äußeren Erfolg sorgtest, daß sie dann doch aufmerken und in Dir etwas mehr erkennen müßten, als ein Zeitungsschreiber, ein Chargé d' affaires oder dergleichen. Du könntest Deiner exklusiven Stellung damit noch ein etwas stärkeres Siegel aufdrücken. Ob es sich macht, geradezu etwa Prinz Albert zur Entgegennahme einer Dedication des Werks zu veranlassen, weiß ich nicht; aber wenn es passend und thunlich wäre, so denke ich, müßte es für ein solchen Effect noch von wesentlicher Wirkung sein. Ueberlege Dir's also und thue danach! Meine Idee ist immer, daß man, für äußere Dinge, Alles was man hat, möglichst auf **einen** Punkt concentriren muß: — ich selbst verdanke meine bisherigen Erfolge (wie Vieles allerdings auch in den Brunnen gefallen sein mag!) im Ganzen doch einer derartigen Praxis.

Aber Papier und Geist sind zu Ende. Daher schließlichs nun auch 1000 herzliche Grüße von Deinem

stets getreuen F. Kugler

Nr. 6

Berlin, d. 8. Januar /18/58  
Schellingstr. 9

Ich nehme eben zu der liebenswürdigen Neujahrs-Gratulation D. O London 20/12. 57. 52 St. Augustine Road etc. etc. Deinen letzten ausführlichen Brief zur Hand, liebster Freund, und lese zu meiner Beschämung darauf das Datum: 21. August 57. Es sind also genau 7 Monate und 18 Tage, daß er geschrieben ist, ohne daß eine Antwort meinerseits darauf erfolgt wäre. Ich muß ein starkes Vertrauen zu der Freundschaft meiner Freunde haben, daß sie an mich glauben ohne zu sehen; aber ich käme ohne dieses Vertrauen in der That nicht aus. Ich weiß es sehr wohl, daß das Mitleben ohne fortgesetzte Mittheilung schwierig ist, daß es eben ein wenig und unter Umständen etwas stark schlummern mag; aber es hat doch auch seine hübschen Träume, in denen sich alte Tage spiegeln, und wenn man aufwacht, sieht man hoffentlich, daß die letztern noch keine Lüge geworden sind und sich das Neue vielleicht nur um so frischer an das Alte anknüpft.

Ich schicke mich also wirklich an, Deinen Brief vom vorigen Sommer zu beantworten; aber was ist seit dem Alles ins Land gegangen! Unsre Gegenwart und unsre Zukunft hat eine andere Physiognomie erhalten, und wenn wir uns in der Unbestimmtheit jener wenig erquickt fühlen, so ist der Nebel, der die Zukunft einhüllt, noch weniger geeignet, uns Sicherheit und Zuversicht zu geben. Mein geistiges Dasein ist, wie diese acht Jahre lang, durch meine unablässigen wissenschaftlichen Arbeiten und die verschiedene Theile, welche dieselben treiben allerdings geborgen, und es geht immer noch in dem Gange fort; wenn ich des Mor-



gens aus der Spener'schen ersehen habe, wie es steht, welche Spaziergänge einerseits gemacht, welche Vorträge andererseits entgegen genommen u. welche Ordres dabei erlassen sind, und wenn das Dringliche an Acten abgethan ist, so nimmt mich die Kunsthistorie mit der Masse kleiner gelehrter und ungelehrter Scherereien, die an ihr hängen, in ihr abgeschlossenes Bereich auf. Aber es kommen doch die Stunden, wo man Andres denkt. Ich träume doch von einer Ausrundung des Berufs, die mir freilich mehr von meiner wissenschaftlichen Muße nehmen, die mir aber auch wieder Gelegenheit geben dürfte, auch darin etwas zu sein und zu thun; ich simulire auf Spaziergängen doch wieder manches Mal an Projekten, wie dies und jenes, was zu meinem aml. Beruf gehört, unter andern Umständen zu gestalten wäre pp. Und ich denke es mir so schön aus, und meine Frau mit mir, wie unsere stille Wohnung belebter zu machen wäre. Da gehen die Gedanken natürlich zuerst nach München, und die Phantasie kann es nicht lassen, die dortigen Lieben herüberzuholen. (Ich bin, aller Preußenschaft zum Trotz, auch nicht absolut abgeneigt, mich dahin überzusiedeln, falls mir nemlich die nöthige sehr starke Hand dazu geboten wäre; aber die Gedanken lauten // jetzt doch weniger in dieser Richtung, die sie vielleicht energischer und vielleicht mit praktischen Anknüpfungen verfolgten, hätte man noch die Aussicht, daß die letzten 8 Jahre sich erneuern würden.) Daß also die Gedanken zuerst sich mit der Einholung der Münchner beschäftigten, mußt Du mir schon zu Gute halten; dann aber, ohne weitere Zwischen-Instanz, gehen sie nach London. — Es muß ebenso sein, wie es ist, nur ist es ohne Zweifel gut so, vor allen Dingen auch deshalb, weil Du Dich in dieser Schule so wohl befindest; aber hoffentlich wird es doch eben nur eine Schule sein. Du wirst sie ohne Zweifel sehr glänzend absolviren. Aber ich werde Alles, was in meinen Kräften steht, thun, damit man Dich nicht etwa auf einen Gesandtschaftsposten nach Rio oder nach Canton schickt; ich werde, falls ich nemlich ein großer Mann werde, jede Gelegenheit ins Auge fassen und sie zu benutzen suchen, um Dir hier eine Deinem Naturell möglichst homogene und behagliche Existenz zu sichern. Du hast gar nicht nöthig, mir zu sagen, daß ich etwaige Gelegenheiten der Art anzumerken und Dich davon zu avertiren habe; ich bin viel zu viel Egoist, um dies nicht ganz aus eigenem Antriebe zu thun.

Könnte man nur überall helfen! Es giebt Fälle, wo man an allem Rath und an aller Hilfe verzweifeln möchte, wo nemlich die eigene Kraft des zu Anrathenden gar zu versiegen droht. So war es gegen Weihnacht mit unserm guten Anakreon; ich glaubte vollen Ernstes, daß es mit seiner geistigen Kraft zu Ende sei und die Nacht beginnen werde. Es war freilich physisches Leiden (von dem er sich auch überzeugen mußte) dabei, und es scheint jetzt Gott sei Dank, wieder besser u. frischer zu gehen. Die unseligen Kunstblatt-Actienpläne, der schlechte Betrieb derselben und der schlechte Erfolg hatten ihn ganz gelähmt, danach konnte er mit den Gedanken nicht davon lassen und war förmlich verzweifelt, als (wesentlich allerdings auf meinen sehr entschiedenen, aber doch nur im Auftrag des Actien-Comités eingetretenem Betrieb) das Blatt, statt elendiglich zu sterben, von Ebner in Stuttgart übernommen wurde und dieser nach u. nach alle (an sich sehr hochgestellten) Propositionen unseres Freundes genehmigte. Es stellte sich dann die Nothwendigkeit heraus, daß er nach Stuttgart mußte, dort die Sache in Gang zu bringen; dies hat ihm gut gethan (u. A. auch schon dadurch, daß es ihn einstweilen der wahnsinnigen Hauslichkeit entrissen hat, von der er trotz aller Mahnungen der Freunde nicht lassen kann. Dort ist er auch und schafft emsig; seine erneute geistige Frische hat er schon durch den vortrefflichen Text



zu einer Cantate erwiesen, die demnächst, bei einer akademischen Rauchfeier /am linken Rand in lateinischen Schriftzeichen: Rauch/, von Taubert componirt, aufgeführt werden soll. Das Blatt wird neu in Monatsheften erscheinen und das Literaturblatt von — Paul redigirt werden. Zunächst haben die Freunde dazu lebhaft mitschaffen müssen, wenigstens meine Wenigkeit; ein großer kunsthistorischer kritischer Aufsatz, über Rauch, hat mir die ganze Weihnachts-Neujahrs-Festwoche weggenommen, in der ich einmal wieder eine Ballade für eine bevorstehende Tunnel-Concurrenz machen wollte. Massen kleinere Arbeiten für das Kunstbl. reihten sich u. reihen sich außerdem an. Auch Andres hält uns in lebhafter Spannung. In München steht nun die Tragödien-Concurrenz u. deren Entscheidung bevor, zunächst die Aufführung der hiezu für würdig erklärten Stücke (unter ca. 150 freilich nur 20.) Wir haben — im vertraulichsten Vertrauen gesagt, denn es darf eigentlich **Niemand** davon wissen — Grund zu der Voraussetzung, daß auch ein Stück von Paul agirt und beurtheilt werden wird und wir wagen noch mehr zu hoffen. Das wäre für ihn der Introitus zu einer neuen Carrière. Er hat jetzt ein „Drama“ in petto; — ich glaube in der That, daß er noch einmal auf der Bühne sein Glück macht. Neulich schickte er uns eine Novelle, mit mitleidigem Achselzucken, als ein ganz unbeweisbares Werk, und wir fanden gerade darin eine kleine Meisterarbeit, ein reizvolles und doch ergreifendes Scherzspiel, zu gleich in einer Weise dramatisch behandelt, daß es (in wirklich dram. Anlage) das anmuthigste Lustspiel geworden wäre. Jetzt habe ich seine Thekla zur freundschaftl. Vorkritik. Aber ich muß nochmals auf Deinen Brief vom 21/ 8 pc. // zurück. In Betreff der Nichtherausgabe Deiner englischen Balladen hast Du mich nicht überzeugt; was kein Buch sein kann, macht oft als Heft noch besseres Glück, Auf die Dedication, wenn sie sich nicht ungezwungen macht, lege ich natürlich kein Gewicht. Wegen einer kritischen Sammlung Deiner sonstigen Opera weiß ich Dir schwer zu rathen. Die Sache wäre gewiß sehr hübsch, es fragt sich eben, ob es mit den Verlegern realisirbar ist. Auch stimme ich bei, daß Decker der Mann wäre; nur wird es vielleicht unmöglich fallen, Ernst zur Resignation zu veranlassen, während es der Sachlage nach das Natürliche wäre, gerade ihm die für Decker in petto behaltenen Propositionen zu machen. Dieser ist für das Belletristische der geeignete Verleger, aber auch jener ist darin keine Null. Ich breche ab, weil ich eben abrechnen muß. Deiner lieben Frau meine allerherzlichsten Grüße! Die meinige will auch einige Zeilen hinzufügen und wird darin vielleicht noch einiges Detail von unserer dermaligen Existenz berichten.

In steter Treue  
der Deinige  
F. Kugler

/Vermerk auf der ersten Briefseite, linker Rand, quer zu Briefftext:/  
Nb. Deine Aufsätze in der Zeit über die Manchester-Ausstellung waren für mich geschrieben.

#### Anmerkungen und Kommentare

Nr. 1 Brief vom 31. Mai 1850

Anakreon — Friedrich Eggers'

zu Eurem letzten Protokoll — Obwohl die Bearbeiter des Bandes III/2 der „Autobiographischen Schriften“ von Theodor Fontane in den diesbezüglichen



Anmerkungen schreiben, daß im Band III/1 „erstmalig alle von Fontane verfaßten Sitzungsprotokolle und Jahresberichte des Tunnel über der Spree vollständig vorgelegt“ werden (Bd. III/2, S. 85/86), scheint das vom 12. Mai, auf das sich Kugler wohl bezieht, verlorengegangen. Fontane erwähnte dieses Datum im „Generalbericht über das 23te Tunneljahr 1849/50“ (Berlin, 3. Dezember 1850): „Wir haben im Laufe des letzten Jahres nur 36 Sitzungen gehabt, da am 12ten Mai beschlossen wurde, zu rechter Wiederbelebung unserer Kräfte und unsres Interesses **Sommerferien**, . . . , eintreten zu lassen.“ Theodor Fontane: Autobiographische Schriften. Herausgegeben von Gotthard Erler, Peter Goldammer und Joachim Krueger. Berlin und Weimar 1982. Bd. III/1, S. 222. Der denkbare Grund (über den konkreten Fall hinaus), der den Brief und die Spannungen verursachte, läßt sich indes auch aus Fontanes Protokoll vom 5. Mai 1850 (Th. Fontane: Autobiographische Schriften. Bd. III/1, S. 204–208) rekonstruieren, in dem es ebenfalls um die Auffassung und literarische Behandlung des Poeten/Dichters geht.

animus injuriandi – Absicht zu beleidigen (lat.)

mein Stück – Von Kugler kamen laut Jahresprotokoll folgende Texte 1850 zur Verlesung: „Die tatarische Gesandtschaft“, „Jacobaea“ und zwei Akte seines „Pertinax“.

pro domo – in eigener Sache (lat.)

#### Nr. 2 Brief vom 21. März 1853

Wangeline – „Wangeline von Burgsdorf oder Die weiße Frau“. Gedicht Fontanes, das Bernhard von Lepel am 20. März 1853 im Tunnel für den erkrankten Verfasser vorlas. Als Konkurrenz-Ballade errang es am selben Tag nur den zweiten Platz. Den vollständigen Text der 1. Fassung mit den Änderungsvorschlägen von Lepel und Fontane veröffentlichte Friedrich Fontane in den „Veröffentlichungen des Historischen Vereins der Grafschaft Ruppin“ Nr. 4 (=Festschrift zur 75. Wiederkehr des Gründungstages. Neuruppin 1930. S. 6 ff). Wiederabdruck in: Theodor Fontane: Sämtliche Werke. Bd. XX (Balladen und Gedichte. Herausgegeben von Edgar Groß und Kurt Schreiner.) München 1962. S. 469–472.

Metastasio – Karl Bormann.

Claudius – George Hesekei.

Kurfürstin – Kurfürstin Dorothea (1636–1689); seit 1668 2. Frau des Großen Kurfürsten von Brandenburg Friedrich Wilhelm und mithin Stiefmutter des Kurprinzen Friedrich (seit 1701 König Friedrich I. von Preußen).

bei historischer Darstellung jener Verhältnisse – Kugler spielt auf seine Mitarbeit an, die er für Eduard Heinels: Geschichte des Preußischen Staates und Volkes, für alle Stände bearbeitet. Fortgesetzt von F. Kugler. Viertes und Fünftes Band. Berlin 1844. Verlag von Duncker und Humblot. geleistet hatte. Im Vorwort zum Ersten Theil des 4. Bandes, der den besagten Zeitraum beschreibt, hatte Kugler vermerkt: „ . . . ich möchte meine Thätigkeit bei der Bearbeitung des vorliegenden Stoffes mit der des Dichters vergleichen, wäre dieser Vergleich nicht zweideutig, als man gewöhnlich annimmt, daß die dem Geschichtsschreiber verpönte freie Production der Einbildungskraft ein Hauptelement der dichterischen Thätigkeit ausmache.“ S. IV. „Die Geschichte dieses Staates (Preußen – R. B.) geht zugleich, . . . , mit der Entwicklung des geistigen Bewußtseins im neueren Zeitalter Hand in Hand. Die große Mission, welche Preußen zu Theil ward, und die hohe Weise, in welcher die Lenker des Staates sich dabei betheiligten, mußten mir stets als der eigentliche Lebenspunkt meiner Arbeit vorschweben . . . “ S. IV.



Den Bezug auf den möglichen Giftmord erwähnte Kugler nur beiläufig (S. 268) und beließ es bei der Bemerkung, es würde erzählt, „daß sie (die Kurfürstin — R. B.) keine gar freundliche Stiefmutter gewesen sei.“ S. 106/107.

Nr. 3 Brief vom 5. September 1855

Seine Reise — Beauftragt mit dem Aufbau und der Leitung einer „Deutsch-englischen Korrespondenz“ durch die preußische Regierung ging Fontane nach London und traf am 10. September in der englischen Metropole ein.

Brief an Eastlake — Kugler gab Fontane demnach ein Empfehlungsschreiben an Sir Charles Eastlake mit, der, geboren 1793 in Plymouth, als Maler 1850 zum Präsidenten der Londoner Akademie gewählt und 1855 Direktor der englischen Nationalgalerie wurde. Eastlake hatte Kuglers bekanntes „Handbuch der Geschichte der Malerei“ (1. Auflage 1837) ins Englische übersetzt. Im Rahmen seiner Mitarbeit am biographischen Lexikon „Männer der Zeit“ (1862) verfaßte Fontane einen lebensgeschichtlichen Abriss zu Charles Eastlake, der 1865 verstarb.

zweite Lief. der Kunstgeschichte — Gemeint sind offensichtlich Kuglers „Kleine Schriften und Studien zur Kunstgeschichte“, die seit 1853 bei Ebner und Seubert in Stuttgart erschienen und in mehreren Lieferungen verbreitet wurden. Wilhelm Lübke hatte in der Nr. 21 des Deutschen Kunstblattes vom 21. 5. 1853) die erste Lieferung besprochen.

Portrait — Kupferstich von Eduard Mandel nach einer Zeichnung von Adolf Menzel, versehen mit der handschriftlichen Widmung Kuglers: „Seinem geliebten Freunde Th. Fontane von F. Kugler. Berlin, 3. Sept. 1855“ (Im Besitz des Fontane-Archivs, Potsdam). Das Portrait wurde für 1 $\frac{1}{3}$  Thlr. im Deutschen Kunstblatt Nr. 7 (14. 2. 1856) zum allgemeinen Verkauf angezeigt.

Nr. 4 Brief vom 21. Januar 1856

Ninive — Eine Anspielung Kuglers auf das Alte Testament und die dort enthaltene Geschichte des Propheten Jona. Kugler zitiert den letzten Satz aus Jona 4.10.

per discriminen rerum — durch die Verschiedenheit in der Sache.

Rütlifest — Der Geburtstag und das Fest des Rütli überschneiden sich offenbar. Zum 19. Januar, dem Ehrentag Kuglers, hatte Fontane das Gedicht: „Aus London, zum 19. Januar 1856“ verfaßt, das seine Frau vortrug. Abgedruckt in: Theodor Fontane: Sämtliche Werke. Bd. XX. S. 566—567.

Wüste der Masse — Bezugnahme auf Fontanes Verse.

Hans Sachs — Leo Goldammer; verfaßte u. a. das Drama „Kurfürst Friedrich Wilhelm“. Vgl. auch: Th. Fontane: Autobiographische Schriften. Bd. III/1. S. 209—211.

meiner lieben Münchner — Paul Heyse lebte mit seiner Frau Margarete, der Tochter Kuglers, seit 1854 dort und erhielt vom bayrischen König eine Pension von jährlich 1000 Gulden.

Theklagesänge — „Thekla. Ein Gedicht in neun Gesängen von Paul Heyse.“ Stuttgart 1859. Fontane rezensierte in der Preußischen Zeitung (Nr. 275 vom 16. Juni 1859) die Dichtung Heyses mit den Worten: „Wir sprechen unsere Überzeugung dahin aus, daß die jüngste Arbeit Paul Heyses dermaleinst neben ‚Hermann und Dorothea‘ einen ehrenvollen Platz behaupten wird.“ Th. Fontane: Sämtliche Werke. Bd. XXI/2 (Literarische Essays und Studien. Gesammelt und herausgegeben von Kurt Schreinert). München 1963. S. 11.

Habent sua fata libelli — Es haben die Bücher ihre Schicksale (lat.).



Nr. 5 Brief vom 23. Juli 1857

Manchester-Ausstellung — Art Treasures Exhibitions at Manchester 1857. Fontane berichtete in einer Reihe von Artikeln über dieses große Ereignis, die vom 3. Juli bis zum 7. November 1857 in der „Neuesten Berliner Morgenzeitung“ „Die Zeit“ veröffentlicht wurden. Geschlossener Erstdruck in: „Aus England. Studien und Briefe über Londoner Theater, Kunst und Presse.“ (bei Ebner und Seubert, Stuttgart 1860).

Baugeschichte und Handb(uch) der Kunstgesch. — Kugler arbeitete über mehrere Jahre an seiner „Geschichte der Baukunst“, die sein Lebenswerk krönen sollte. Seit 1856 erschienen erste Lieferungen. Nach Kuglers Tod 1858 gelang es P. Heyse, Jacob Burckhardt und Wilhelm Lübke zur Fortsetzung des Werkes zu bewegen. Burckhardts Kommentar — trotz partieller Mitautorenschaft — lautete: „Hast Du diese Geschichte der Baukunst zB: ein wenig studirt? siehe Dir doch nur das Buch recht darauf an, nach welchen Prinzipien und Dimensionen es gearbeitet ist. Dergleichen ‚vollendet‘ überhaupt Niemand, wenn der Autor gestorben ist.“ J. Burckhardt an P. Heyse, 9. April 1858. In: J. Burckhardt. Briefe. Vollständige und kritisch bearbeitete Ausgabe. Mit Benützung des handschriftlichen Nachlasses hergestellt von Max Burckhardt. Wiesbaden 1949—1960. 4 Bde. 4. Band (1960). S. 17. Die vierte und fünfte Auflage des „Handbuches der Kunstgeschichte“ erschien 1861 und 1872 in einer Bearbeitung von W. Lübke.

unser Herr Chefs Exzellenz — Karl Otto von Raumer (1805—1859) übernahm 1850 das preußische Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, das er bis November 1858 in politisch reaktionärem Sinne verwaltete. Aus Kuglers Briefen (u. a. an seine Frau) läßt sich ersehen, wie fragwürdig ihm v. Raumers Qualifikation für dieses Amt erschien.

Waagen — Gustav Friedrich W. (1794—1868); seit 1832 Direktor der königlichen Gemäldegalerie, seit 1844 Professor der Kunstgeschichte an der Universität in Berlin. Waagen verfaßte u. a. eine dreibändige Arbeit „Kunstwerke und Künstler in England und Paris“ (1837—39).

Kunstbl. — Deutsches Kunstblatt. Zeitschrift für bildende Kunst, Baukunst und Kunstgewerbe. Organ der Kunstvereine von Deutschland. Berlin 1850—1858. Herausgegeben von Friedrich Eggers. Seit dem 5. Jahrgang (1854) erschien das Kunstblatt mit einem „Literaturblatt“. Vgl. zu dem Verhältnis des Vereins Rütli zum Kunstblatt meinen Beitrag auf der Fontane-Konferenz 1986 in Potsdam: Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Mit einem Vorwort v. O. Keiler, Berlin 1987, S. 107—133.

Freund Ebner — Emil Ebner (Verleger in Stuttgart).

Taubert — Wilhelm Karl Friedrich. (1811—1891); Musiker und Komponist; im Tunnel Mitglied unter dem Namen Dittersdorf; seit 1842 (bis 1869) Kapellmeister an der Königlichen Oper. Auch Paul Heyse und Kugler selbst arbeiteten mit ihm zusammen.

„Macbeth“ — Oper in 5 Akten von Wilhelm Taubert, nach Shakespeare von Friedrich Eggers. Die Premiere fand am 16. November 1857 im Königlichen Opernhause zu Berlin statt.

Wagner — Johanna W. (1826—1894); von 1850 bis 1862 in Berlin an der Oper als Sopranistin engagiert, später als Schauspielerin in tragischen Rollen erfolgreich. J. Wagner war die Stieftochter Albert Wagners, des älteren Bruders von Richard W.

zu Shakespeare's „Sturm“ — Die Bearbeitung für die Bühne und die Vorstellung, auf die Kugler verweist (in München), besorgte Franz Dingelstedt. Für die erfolgreiche Premiere am 28. November 1855 erhielt Taubert vom bayrischen König Max den Michaelorden. Eggers' Manuskript bewahrt das Stadtarchiv Rostock auf.



Hülsen — Botho von H. (1815—1886); seit 1851 Generalintendant der Königlichen Schauspiele in Berlin.

Mendelsohn — Felix Mendelsohn Bartholdy (1809—1847) komponierte eine Musik zu dem biblischen Stoff der Athalia, den Racine 1691 zu einem Drama verwendet hatte.

ergreifende kleine Novelle — In die „Argo“ auf das Jahr 1858, von deren Vorbereitung Kugler berichtet, nahmen die Herausgeber (Bernhard v. Lepel, Friedrich Eggers und Theodor Hosemann) Heyses „Die Einsamen“ auf.

Trauerspiel für die Münchner Concurrenz — 1857 stiftete der bayrische König einen Preis für die beste Tragödie. Paul Heyse gewann mit dem Stück „Die Sabinerinnen“. Fontane nannte in einem Brief an Wilhelm v. Merckel (20. September 1858) das Stück „völlig verunglückt“. Ganz im Gegensatz dazu schrieb J. Burckhardt an Heyse (4. Juli 1858): „... finde ich in den Sabinerinnen lauter Neues und Großes, ... kurz, das Drama ist wie die Entladung einer welthistorischen Batterie ...“ J. Burckhardt. Briefe. Bd. IV. S. 28, 29.

Chargé d'affaires — beglaubigter Geschäftsträger eines Staates.

Prinz Albert — Prinz A. von Sachsen-Koburg-Gotha (1819—1861) war seit 1840 mit der Königin Victoria von England verheiratet.

#### Nr. 6 Brief vom 8. Januar 1858

der die Zukunft einhüllt — Im Oktober 1857 übernahm Prinz Wilhelm von Preußen die Stellvertretung für seinen erkrankten Bruder Friedrich Wilhelm IV. Der noch nicht endgültig vollzogene Wechsel löste Unsicherheit aus über den weiteren Fortgang der preußischen Politik.

Spener'sche — Spenersche Zeitung (= Berliner Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen) erschien im Verlag von Haude und Spener von 1740 bis 1874.

Münchner — Familie Paul Heyses.

Rauchfeier — Christian Daniel Rauch, der Bildhauer, verstarb im Jahr 1857 (geb. 1777). Wilhelm Taubert schrieb die Musik zu einer Kantate zu Rauchs Gedächtnisfeier am 20. März 1858 in der Singakademie. Den Text steuerte F. Eggers bei.

kunsthistorisch kritischer Aufsatz über Rauch — Der Artikel von Kugler erreichte im 9. Jahrgang des Deutschen Kunstblatt (S. 33—45) seine Leser.

Deiner englischen Balladen — Fontane brachte in der „Argo. Album für Kunst und Dichtung. 1859“ (S. 27—29) alt-schottische Balladen heraus. 1861 (1860 verlegerisch fertiggestellt) verbreitete der Verlag von Wilhelm Hertz Fontanes „Balladen“ in einer umfangreichen Erstausgabe.

Deiner sonstigen Opera — „Jenseit des Tweed. Bilder und Briefe aus Schottland“ kam 1860 bei Julius Springer, der Sammelband „Aus England. Studien und Briefe über Londoner Theater, Kunst und Presse“ bei Ebner und Seubert im selben Jahr heraus.

Decker — Rudolf Ludwig von D. (1804—1877); Verlagsbuchhändler und Druckereibesitzer in Berlin. Im Brief vom 20. September 1858 an Wilhelm von Merckel erläuterte Fontane seinen Versuch, über Ludwig Metzel bei Decker (oder einem noch besser zahlenden Verleger) mit drei Bänden unterzukommen.

Ernst — Friedrich Wilhelm E. hatte als Inhaber der Gropiusschen Buchhandlung und des Verlages Carl Reimarus bereits 1851 Fontanes „Gedichte“ herausgegeben.



#### Anmerkungen zur Vorbemerkung: Franz Kugler und Theodor Fontane

- 1 Franz Kugler: Briefe an Theodor Fontane. Eine Auswahl aus den Jahren 1853 und 1854. Eingeleitet, herausgegeben und kommentiert von Roland Berbig. In: Fontane Blätter, Band 6, Heft 3 (Heft 141 der Gesamtreihe). — S. 255–286.
- 2 Das Referat erschien in zu einem Aufsatz erweiterter Fassung, im Rahmen des Protokollbandes der Fontane-Konferenz 1986: Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Mit einem Vorwort v. O. Keiler, Berlin 1987, S. 107–133. (In: Beiträge aus der Deutschen Staatsbibliothek; 6.)
- 3 Die Fontanes und die Merckels: Ein Familienbriefwechsel 1850–1870. Herausgegeben von Gotthard Erler. 2 Bde. Berlin und Weimar, 1987.
- 4 Franz Kugler an seine Frau Clara, Berlin, 30. Juni 1849: „Meine Privatsorge ist nur, mich . . . nicht in meiner Dramenfabrik stören zu lassen. Mein Leben ist für den Augenblick, abgesehen von den amtlichen Pflichten, einmal darauf zugeschnitten, nur ich muß Resultate vor mir sehen.“ — In: Zentrales Staatsarchiv, Dienststelle Merseburg. Rep. 92 Kugler I a, No. 93, Bl. 231.
- 5 Fontanes und Merckels Reaktion in: Die Fontanes und die Merckels. Bd. 2: S. 7–17. Friedrich Eggers schrieb am 21. März 1858 an seinen Vater: „Es ist noch kein Tagebuchbogen wieder fertig, woraus Du ersehen könntest, welchen neuen Verlust Gott der Herr mir auferlegt hat. Inzwischen wirst Du wohl anderweitig gehört haben, daß ich meinen Freund Kugler verloren habe. Ich hatte die schwere Freundespflicht, Margarete die Unglückspost zu bringen (Eggers hielt sich zu der Zeit in München bei Heyses auf — R. B.); Paul war es unvermögend.“ In: Familiennachlaß Eggers 1.4.7. 9 (Briefe von F. Eggers an Christian Friedrich und Sophie Eggers) Rostock, Stadtarchiv.
- 6 Wilhelm von Merckel an Th. Fontane, 24. März 1858. In: Die Fontanes und die Merckels. Bd. 2, S. 12.
- 7 Der Beitrag von Peter Wruck erschien ebenfalls in dem Protokollband (vgl. Anmerkung 2). Außerdem in Fontane Blätter, Band 6, Heft 6 (Heft 44 der Gesamtreihe).
- 8 Theodor Fontane an W. v. Merckel, 30. März 1858. In: Die Fontanes und die Merckels. Bd. 2, S. 19.
- 9 Siehe hierzu Kuglers Reaktion auf die schroff-ablehnende Haltung seiner Frau, nachdem sie Fontanes für die Argo auf das Jahr 1854 geschriebene Novelle „Tuch und Locke“ gelesen hatte. U. a. heißt es dort: „Das Eine tröstet mich nur schon vorgestern, daß Du jedenfalls — durch das Widerwärtige abgestoßen — auch gegen die Vorzüge ungerecht geworden bist; was Du bummliche Schreibart nennst, erscheint mir als höchst meisterhafte Technik; ich hatte mehrfach, als ich die Novelle in der Correctur wieder las, das unwillkürliche Gefühl: ‚Wenn Du so schreiben könntest!‘“. In: Zentrales Staatsarchiv, Merseburg. Rep. 92 Kugler I a, No. 117, Bl. 279. Kugler schrieb diesen Brief an seine Frau am 24. August 1853.



## Fünf Briefe Theodor Fontanes an Eugen Zabel

Zu der Fontane-Autographensammlung von Paul Emden<sup>1</sup>, die 1930 in die Berliner Universitätsbibliothek kam<sup>2</sup>, gehören auch fünf Briefe Fontanes an Eugen Zabel.<sup>3</sup> Diese Briefe gelangten mit dem Hauptteil der Sammlung im Jahre 1978 als Dauerleihgabe in das Fontane-Archiv Potsdam<sup>4</sup>, das uns — noch unter der Leitung von Dr. Otfried Keiler — aufforderte, ihre Kommentierung zu übernehmen.

Eugen Zabel (1851—1924) war hinsichtlich seiner Tätigkeit als Theaterkritiker ein Kollege von Fontane, hatte er doch das Theaterreferat im Feuilleton der „Nationalzeitung“ inne, wo er seine Kritiken mit E. Z. zeichnete. Größere Artikel — z. B. über den ihm persönlich bekannten Anton Rubinstein, über den Maler Wassili Wereschtschagin, über russische Literatur (so den „Dichter des Proletariats“ Nikolai Nekrassow in Nr. 125 vom 24. Februar 1892) oder über seinen Landsmann und Freund Ludwig Pietsch anlässlich dessen Herausgabe von Erinnerungen — zeichnete er mit seinem vollen Namen.

Zabel hatte von 1871 bis 1875 in seiner Vaterstadt Königsberg Philosophie, Literatur und neuere Philologie studiert; 1875 war er hier Kunstreferent an der von Paul Wislicenus herausgegebenen „Literatur“. 1876 kam er nach Berlin und arbeitete seit 1878 unter der Leitung des Fontane befreundeten Karl Frenzel an der „Nationalzeitung“ mit; 1883 trat er der Redaktion der Zeitung bei. Für die Bühnenkunst brachte er aus Königsberg durch seine engen Beziehungen zu der theatergeschichtlich interessanten Direktion Woltersdorf ein besonderes Verständnis mit. So vorgebildet vermochte er die im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts „so üppige Entwicklung des Berliner Bühnenlebens“ mit den „großen Maßstäben, dem freien Gerechtigkeitsinn und dem gütigen Wohlwollen seines Lehrmeisters Karl Frenzel“ zu beurteilen.<sup>5</sup>

Zabel wirkte im Laufe seines fast 50 Jahre währenden journalistischen Lebens an einer ganzen Reihe von Zeitschriften mit: „Musikwelt“, „Unsere Zeit“, „Die Gegenwart“, „Blätter für literarische Unterhaltung“, „Velhagen und Klasings Monatshefte“ und „Deutsche Rundschau“; auch war er für die Wiener „Neue freie Presse“, die „Moskauer deutsche Zeitung“ und die deutschsprachige „St. Petersburger Zeitung“ tätig. Er verfasste Biographien bedeutender Persönlichkeiten wie Hans von Bülow (1894) und Berthold Auerbach, ferner Reisebeschreibungen (er bereiste neben Zentral- und asiatischem Rußland auch China und Amerika), schrieb Bücher über das in- und ausländische Theater und bearbeitete antike, französische, spanische und russische Theaterdichtungen. Sein Interesse für russische Autoren, deren Sprache er beherrschte, zeigte sich in kleineren Arbeiten über L. N. Tolstoj, F. M. Dostojewski, N. G. Tschernyschewski, I. A. Gontscharow, N. W. Gogol und „Maxim Gorki als Dramatiker“. Am meisten jedoch zog ihn I. S. Turgenjew an, dessen Skizzen und Komödien er fürs Deutsche einrichtete und auf die Bühne brachte und dem er Ende 1883, nachdem er selbst mit dem schon schwerkranken Dichter korrespondiert hatte<sup>6</sup>, die erste deutschsprachige Monographie über Leben und Werk widmete. Dieses Buch dürfte Fontane, der sich ja seit 1881 intensiv mit Turgenjew auseinandersetzte, gekannt haben — wie auch vermutlich andere Arbeiten Zabels über russische Literatur.<sup>7</sup>



Zabel wird als ein „stattlich schöner Mann mit feingeschnittenem Profil und üppigem, rötlich schimmerndem Blondhaar... von sonniger Laune, warmherzig und anregend, ein ungebundener Junggeselle“ geschildert.<sup>8</sup> Er zählte — einem anderen Nekrolog zufolge — bis um die Jahrhundertwende auf dem Gebiet der Kritik und Berichterstattung zu den führenden Schriftstellern Berlins und galt als „einer der würdigsten und lautersten Vertreter der deutschen Presse. Er kannte keinen höheren Ruhm, als mit Hilfe seiner stets bereiten Feder und seiner ausgedehnten Kenntnisse andere zu fördern, an deren Bedeutung er glaubte. ... Er selber fragte kaum nach Lohn und Anerkennung.“<sup>9</sup>

Eine indirekte Kontroverse mit seinem Kollegen hatte Fontane Anfang 1879, als Zabel an Stelle von Karl Bleibtreu in der Zeitschrift „Mehr Licht!“ den Erstlingsroman „Vor dem Sturm“ besprach. Über diesen im Gesamttenor lobenden Artikel Zabels, der Fontanes Befriedigung hervorrief, korrespondierte er mit seinem Verleger Wilhelm Hertz. Dieser hatte seinen Brief vom 13. Januar 1879 mit den Worten beendet: „... [ich] füge nur hinzu, daß mir Herr Zabel heute schreibt, er habe Ihren Roman in ‚Mehr Licht‘ angezeigt. Mehr Licht hat noch nicht die Höflichkeit gehabt, mir die Nr. zu senden. Haben sie schon gelesen?“<sup>10</sup> Fontane antwortete unmittelbar darauf, am 14. Januar 1879: „Die Besprechung des Romans in ‚Mehr Licht!‘ hab ich erst heute, durch Ihre Zeilen darauf aufmerksam gemacht, gelesen. Es ist ‚toll genug‘.“ Doch war Fontane damals mit Zabels Beanstandung der in „Vor dem Sturm“ enthaltenen „direkten Wendungen zum Leser, welche die dichterische Illusion gefährden“<sup>11</sup>, nicht einverstanden und er fuhr fort: „Nur die Stelle, daß der Erzähler nicht mitsprechen darf, weil es gegen das ‚epische Stilgesetz‘ sei, erscheint mir als reine Quackelei.“<sup>12</sup> David Turner hat 1968 darauf hingewiesen, daß mit dieser Kritik Zabels Fontanes Auseinandersetzung mit den ästhetischen Anschauungen Friedrich Spielhagens begann<sup>13</sup>, die schließlich zu einer anderen Einstellung als die eben zitierte führte. An Spielhagen schrieb er über anderthalb Jahrzehnte später, daß das „Hineinreden des Schriftstellers... fast immer vom Übel, zumindest überflüssig“ sei<sup>14</sup>, doch verzichtete er nicht gänzlich auf die Rolle des den Leser durch bestimmte Hinwendungen direkt steuernden Erzählers. Für unser Thema ist nur wichtig, daß Zabel schon kurz nach seinem Eintritt in das Berliner Journalistenleben den eben als Romancier auftretenden Fontane Anstoß zur Überprüfung seiner ästhetischen Anschauungen gab. Ob Fontane damals Zabel schon begegnet war, bzw. wann er ihn kennenlernte, ist unbekannt, doch dürften die Besuche derselben Theatervorstellungen reichlich Gelegenheit geboten haben, sich zu treffen. Am 30. September 1888 spricht Fontane im Brief an seine Frau von dem Kollegen als von einem Bekannten, doch stand er dem über 30 Jahre Jüngeren damals recht reserviert gegenüber: „... gegen 7 machte ich mich auf nach dem Wallnertheater. Von Kritik war nur Dr. Zabel zugegen, also niemand.“<sup>15</sup>

Fontanes Briefe an Zabel beginnen erst ein Jahr später — im August 1889, als er nur noch ein knappes Jahr die Theaterkritik für die „Vossische Zeitung“ zu besorgen hatte. Weitere Briefe Fontanes an Zabel haben sich nach neuesten Erkenntnissen nicht erhalten<sup>16</sup>; auch Zabels vorausgegangene Briefe, die nachweisbar in vier Fällen geschrieben worden sind, sind nicht überliefert. Die Briefe Fontanes beschränken sich im wesentlichen auf kurze Bestätigungen für empfangene Bücher. Nur in seinem Brief vom 1. Januar 1890 klingt mehr an: ein sehr warmer Dank für Zabels Artikel zu Ehren seines 70. Geburtstages in der „Nationalzeitung“ vom 29. Dezember 1889, in dem Zabel u. a. „der freien und frischen Künstlernatur“ huldigt, die von „modernen, lebendigen Ideen durchdrungen“ ist.



Dieser Artikel läßt auf Zabels gute Kenntnis nicht nur der Werke des Dichters, sondern auch seiner Persönlichkeit schließen. Fontanes „Dank ins Dunkel hinein“, noch ehe er überhaupt gelesen, zeugt von einer besonderen Verbindlichkeit gegen den Schreiber, die sicher nicht nur aus Rücksichtnahme auf Zabels Chef und Freund Karl Frenzel, den Festredner von Fontanes offizieller Geburtstagsfeier, resultiert. Fontane nimmt sich vor, aus dem riesigen Stapel von Aufsätzen, die zu seinem Geburtstag erschienen sind, mit Zabels Artikel eine Ausnahme zu machen und ihn wirklich zu lesen. Am 9. Januar 1890 schreibt er an Paul Schlenker, der ihm immer noch Zeitungsausschnitte schickt: „Besten Dank für die Sendung. Es kommt alles in einen großen Reisekorb; lesen kann ich nichts mehr; nur an Zabel will ich mich nachträglich noch 'ran machen.“<sup>17</sup> Von nun an scheut sich Fontane, Geselligkeiten zu suchen, auf denen er neben seinem jungen Freund Otto Brahm auch Zabel treffen könnte, dessen Dramatisierung von Dostojewskis „Raskolnikow“ (Schuld und Sühne) gerade von dem angriffslustigen Leiter der „Freien Bühne“ heruntergemacht worden war.<sup>18</sup> Im Brief vom 7. Dezember 1890 an Wilhelm Hertz beklagt sich Fontane, eine solche Geselligkeit wegen des mitunter allzu heftig geführten Streits der literarischen Parteien ablehnend: „Wie soll ich mich da benehmen? Kann ich mit dem kleinen Brahm ein Liebes- und Freundschafts- Tête à Tête haben, während Gensichen oder Zabel oder irgend ein anderer eben Abgeschlachteter daneben sitzt?“<sup>19</sup>

Es mag sein, daß Fontanes Haltung gegen Zabel aufgrund des großen Altersunterschiedes von einer gewissen Reserve diktiert war. Auf Zabels Seite blieb die schon 1889 öffentlich geäußerte Verehrung für den Dichter über dessen Tod hinaus erhalten. Damals hatte er manches aus Fontanes Feder als „mustergültig und unübertrefflich“ bezeichnet und dem mitunter mangelhaften Verständnis beim Publikum entgegengehalten: „Alles Feine, Vornehme und Selbständige muß eine Weile im Schatten stehen und braucht Zeit um durchzudringen.“ Im Jahr 1900 stellte Zabel bei einer Besprechung des eben erschienenen Bandes „Aus England und Schottland“ mit Genugtuung fest, daß „die Werke dieses Schriftstellers, je älter sie werden, eine immer größere Anerkennung und Vertiefung“ erfahren. Er fährt fort, zum erstenmal auch seine persönliche Bekanntschaft mit dem Dichter ins Spiel bringend: „1889 kam sein siebzigster Geburtstag, der in seinem Leben und seiner Kunst eine Epoche bildete, weil er keine künstliche Vergoldung eines erblassenden Ruhmes bedeutete, sondern den bescheidenen Mann aus seiner literarischen Ecke hervorholte und ihn dem gebildeten Publikum Deutschlands in festlicher Beleuchtung vorstellte als eine Persönlichkeit, mit deren Leistungen man sich in Zukunft ernst und gründlich zu beschäftigen habe . . . Bald nach dem festlichen Tage, dessen glänzender Verlauf ihm wie ein Traum erschienen war, trafen wir den Dichter auf seinem gewohnten Nachmittagsspaziergang am Schöneberger Ufer. Er war gehobener Stimmung und voll tiefer Dankbarkeit über das empfangene Gute, aber zugleich leuchtete doch aus seinen schönen blauen Augen etwas wie Wehmut, als er fragte, was aus der Beurteilung seiner Schilderungen und Dichtungen wohl geworden wäre, wenn er diese patriarchalische Altersstufe zufällig nicht erreicht hätte. Er hatte den Lohn für reiches treues Wirken endlich erhalten, aber er verdiente ihn sich zugleich aufs Neue, indem er nicht zurück, sondern vorwärts blickte, mit weißen Haaren als Erzähler mächtig wuchs . . . Als wir dann vor der Gruft des Mannes standen, der rasch und mit einem Scherzwort auf den Lippen von uns gegangen war, fiel die Schwere dieses Verlustes allen aufs Herz und wir fragten uns, ob wir die Schuld der Anerkennung und Dankbarkeit wirklich schon völlig abgetragen haben.“<sup>20</sup>



## Anmerkungen

### I

- 1 Paul Hermann Emden (1882–1953), Berliner Bankier und Nationalökonom, Mitinhaber der seit 1889 auch in Berlin ansässigen Bankfirma Heinrich Emden & Co, Frankfurt/Main; emigrierte 1933 nach London, wo er bereits in seiner Jugend das Bankfach erlernt hatte; publizierte vor 1933 Auszüge aus seiner Autographensammlung, so aus Briefen Fontanes an Alexander Gentz aus den Jahren 1872 und 1873 und an Ernst Kossack aus dem Jahr 1864 (vgl. P. H. Emden, *Der Wanderer durch die Mark. Nach unveröffentlichten Briefen Fontanes*. In: *Der Tag. Unterhaltungs-Rundschau* vom 29. November 1931).
- 2 Es heißt über diesen Hergang bei Krueger: „[1930] bot der vor dem Konkurs stehende Bankier Paul H. Emden seine reiche Fontane-Sammlung zum Verkauf an. Sie wurde von der Universitätsbibliothek mit finanzieller Unterstützung durch das Ministerium und in Zusammenarbeit mit dem ‚Berliner Fontane-Abend‘ ... erworben. Den wichtigsten Bestandteil der Emdenschen Sammlung bilden die fast 200 Briefe Fontanes an verschiedene Freunde und Bekannte... Auch die Fontane-Handbibliothek, die Emden angelegt hatte, mitsamt seiner umfänglichen Kollektion von Zeitschriften- und Zeitungsartikeln über Fontane gelangten als Geschenk des ‚Berliner Fontane-Abends‘ in die Universitätsbibliothek“ (vgl. Joachim Krueger, *Das Archiv des „Tunnels über der Spree“ und die Fontane-Sammlung in der Universitätsbibliothek*. In: *Forschen und Wirken. Festschrift zur 150-Jahr-Feier der Humboldt-Universität zu Berlin. 1810–1960, Bd. III, Berlin 1960, S. 444 f.*). Über die Schenkung der Handbibliothek vgl. auch: Lothar Sommer, *Vor 60 Jahren „Fontane-Abend/Berlin“ gegründet*. In *Fontane-Blätter*, Heft 45/1988, S. 100.
- 3 Vgl. Joachim Krueger, *Fontane-Autographen der Universitätsbibliothek Berlin. Ein Verzeichnis*, Berlin 1973, S. 51.
- 4 Vgl. [Joachim Schobef], *Aus der Dauerleihgabe der Universitäts-Bibliothek der Humboldt-Universität Berlin*. In: *Fontane-Blätter*, Heft 28/1978, S. 327.
- 5 Vgl. Isidor Landau, Eugen Zabel †. In: *8 Uhr Abendblatt. Nationalzeitung*, Berlin, Nr. 49 vom 27. 2. 1924, 1. Beiblatt. Hier findet sich auch ein Porträt Zabels.
- 6 Vgl. Christa Schultze, *Zwei Briefe Turgenjews an E. Zabel*. In: *I. S. Turgenjev und Deutschland. Materialien und Untersuchungen, Bd. I. Hrsg. von G. Ziegengeist*, Berlin 1965, S. 153–161.
- 7 Eugen Zabel, *Iwan Turgenjew. Eine literarische Studie*, Leipzig 1884; ders. *Literarische Streifzüge durch Rußland*, Berlin 1885; ders., *Porträts aus dem russischen Literaturleben*. In: *Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart*, 1883; ders., *Iwan Turgenjew. Nekrolog*. In: *Die Gegenwart*, 1883. — Auf Drängen seines „werten jungen Freundes Dr. Zabel“ entschloß sich Ludwig Pietsch Anfang 1884 zur Veröffentlichung der von Turgenjew empfangenen Briefe (vgl. L. Pietsch, *Aus meinen Erinnerungen an Iwan Turgenjew und seinen Briefen an mich*. In: *Schlesische Zeitung*, 1884, Nr. 184 vom 13. III.).
- 8 Vgl. Isidor Landau, a. a. O.
- 9 Vgl. die anonyme Einleitung zu: *„Ihr glücklichen Augen ...“*. *Erinnerungen von Eugen Zabel*. In: *Velhagen und Klasings Monatshefte*, 39. Jg., 1924/25, 1. Bd., S. 639.
- 10 Zitiert nach der Kopie des Briefes von Wilhelm Hertz an Theodor Fontane in: *Schiller-Nationalmuseum Marbach a. N., Cotta-Archiv (Stiftung der Stuttgarter Zeitung)*. Wir danken Herrn Dr. Jochen Meyer für die Zitiererlaubnis.
- 11 Eugen Zabel, *Theodor Fontanes „Vor dem Sturm“*. In: *Mehr Licht! Eine deutsche Monatsschrift für Literatur und Kunst*. Hrsg. von Silvester Frey, 1. Jg., Nr. 15 vom 11. 1. 1879, S. 235–236



- 12 Theodor Fontane, Briefe an Wilhelm und Hans Hertz. 1859–1898. Hrsg. von Kurt Schreinert, Stuttgart 1972, S. 209.
- 13 Vgl. David Turner, Marginalien und Handschriftliches zum Thema: Fontane und Spielhagens Theorie der „Objektivität“. In: Fontane-Blätter, Heft 6/1968, S. 265–281.
- 14 Brief Fontanes an Friedrich Spielhagen vom 15. Februar 1896 in: Theodor Fontane, Werke, Schriften und Briefe, Abt. IV: Briefe, 4. Bd., München: Carl Hanser Verlag 1982, S. 533.
- 15 Theodor Fontane, Briefe I: Briefe an den Vater, die Mutter und die Frau. Hrsg. von Kurt Schreinert, zu Ende geführt und mit einem Nachwort versehen von Ch. Jolles, Berlin: Propyläen-Verlag [1969], S. 347.
- 16 Vgl. Die Briefe Theodor Fontanes. Verzeichnis und Register. Hrsg. von Ch. Jolles und Walter Müller-Seidel. Bearb. von R. Bachmann, W. Hettche und J. Neuendorff-Fürstenau, München: Hanser-Verlag 1988, S. 767.
- 17 Nach der unveröffentlichten Briefabschrift im FAP, Sign. Ca 1113.
- 18 Freie Bühne für modernes Leben, Jg. 1, Nr. 44 vom 3. XII. 1890, S. 1158. — Drei Monate später, Ende Februar 1891, als Turgenjews Drama „Das Gnadenbrot“ in Zabels Bearbeitung im Berliner Lessingtheater zur Aufführung kam, machte O. Brahm Zabel den Vorwurf, daß er — „moderner Strömungen nicht achtend ... für die verschollensten Produkte Turgenjews noch ... eine ausdauernde Zärtlichkeit“ habe (vgl. Freie Bühne für modernes Leben, 2. Jg., 25. II. 1891, S. 200).
- 19 Theodor Fontane, Briefe an Wilhelm und Hans Hertz, a. a. O., S. 327 f.
- 20 Vgl. Eugen Zabel, Theodor Fontanes erstes Buch. In: Nationalzeitung, Nr. 61 vom 28. I. 1900.

## II

1. Berlin, 29. Aug[ust 18]89  
 Hochgeehrter Herr.  
 Ihre Güte hat mir, behufs Besprechung zwei neue Bände von Karl Proell<sup>1</sup> zugehen lassen. Ich frage an, ob ich beide Bücher an die Redakt[ion] d[er] Vossin weiter senden soll, da das Besprechen neuer liter[arischer] Erscheinungen in Händen jüngerer Kräfte liegt? Ohne Weiteres es einsenden und Ihnen es melden, mag ich deshalb nicht, weil ich eine Garantie des Erfolges nicht übernehmen kann. In vorzüglicher Ergebnisseit

Th. Fontane

Erstdruck nach dem Original im FAP.

1 Im Jahre 1889 waren von Karl Proell (1840–1910), einem aus Österreich stammenden Erzähler und Publizist, der sich vielfach als Verfasser deutsch-nationaler Streitschriften zu Gunsten der Deutschen in Österreich hervorgetan hat, u. a. der 4. Band seiner Skizzensammlung „Moderner Totentanz“ und „Spreu im Winde. Lustiges und Boshaftes“ erschienen.

2. Berlin, 4. Okt[ober 18]89  
 Ergebensten Dank, hochgeehrter Herr Doktor, für die freundliche Zusendung Ihrer Bearbeitung des Turgenjewschen „Der Junggeselle“.<sup>1</sup> Kommt es zur Auf-führung, so wünsche ich gleich guten Erfolg wie bei „Natalie“.<sup>2</sup> In vorzüglicher Ergebnisseit

Th. Fontane

Gedruckt nach dem Original im FAP.

Erstdruck: Christa Schultze, Theodor Fontanes frühe Begegnung mit der russischen Literatur (Zeitschrift für Slawistik, 8/1963, S. 348).



- 1 Eugen Zabel hatte Fontane einen Sonderdruck seiner eben erschienenen deutschen Bearbeitung von Iwan Turgenjews 1849 geschriebener Komödie in drei Aufzügen „Der Junggeselle“ zugeschickt, die in der Zeitschrift „Nord und Süd“ im Oktober 1889 (Bd. 51, Heft 151, S. 92–112) erschienen war. „Der Junggeselle“ kam damals in Berlin nicht zur Aufführung.
- 2 Iwan Turgenjews Komödie in fünf Akten „Ein Monat auf dem Lande“ war in Eugen Zabels Bearbeitung unter dem Titel „Natalie“ am 20. September 1889 im Berliner „Königlichen Schauspielhaus“ gegeben worden, nachdem sie schon 1884 in Wien ihre Uraufführung erlebt hatte. Fontane hatte „Natalie“ in der „Vossischen Zeitung“ Nr. 441 vom 21. September 1889 als „erste Novität dieser Saison“ lobend besprochen: „Das Stück gefiel von Anfang an und erhob seine Wirkung auf das Publikum in der zweiten Hälfte des Schlußaktes zu einem durchschlagenden Erfolg. An dieser Zustimmung voll teilnehmen zu können, war mir von Anfang bis Ende vergönnt... Von einem großen stofflichen Interesse... kann bei diesem Stücke nicht die Rede sein, sein Wert und sein Reiz liegen in dem, was den Novellisten Turgenjew groß und gefeiert gemacht hat, in der Aufschließung des Menschenherzens...“ (vgl. Theodor Fontane, Causerien über Theater, München: Nymphenburger Verlagshandlung, Bd. XXII,2, 1964, S. 631–633).

3.

Berlin, 1. Januar [18]90<sup>1</sup>.  
Potsd[amer] Str[asse] 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Ich höre von einem wundervollen Artikel aus Ihrer Feder in der Nat[ional] Zeit[ung];<sup>2</sup> er wird mir so charakterisiert, daß ich Ihnen doch ein Dankeswort aussprechen muß, noch eh' ich gelesen. Erst nach dem 4.<sup>3</sup> und nach Erledigung aller Briefschulden, wird für mich die Festzeit unter mühevoller Lektüre beginnen. Ich freue mich herzlich darauf. Verzeihen Sie diesen Dank ins Dunkel hinein, auf Hörensagen hin, aber es geht nicht anders. In vorzügl[icher] Ergebenheit

Th. Fontane

Erstdruck nach dem Original im FAP.

- 1 Dem Brieforiginal liegt ein am 1. 1. 1890 abgestempeltes Kuvert bei, auf dem in Fontanes Handschrift die Adresse vermerkt ist: Herrn Dr. Eugen Zabel, Redakteur der Nat. Ztg., Kronprinzen Ufer 24, NW.
- 2 Eugen Zabel hatte am 29. Dezember 1889 (Nr. 723, Morgen-Ausgabe) auf drei Seiten des Feuilletons der „Nationalzeitung“ aus Anlaß des 70. Geburtstages des Dichters einen Artikel „Theodor Fontane“ veröffentlicht. Er beginnt mit den Worten: „Es ist für viele eine Überraschung gewesen, als sie davon hörten, daß Theodor Fontane um die Jahreswende als Siebziger dem Bunde der ‚Alten Herren‘ beitreten werde. Die meisten waren nach dem Eindruck, den sie von seiner Persönlichkeit und seiner Schreibweise empfangen haben, geneigt, ihn für weit jünger zu halten. Er hat auch in der Tat nichts von dem Abgeschlossenen und Grillenhaften des Alters und seine Bücher, die uns mit einer freien und frischen Künstlernatur bekanntmachen, sind von modernen, lebendigen Ideen durchdrungen. Wenn man eines solchen Schriftstellers an seinem Ehrentage gedenkt, hat man nicht das peinliche Gefühl, einen matt gewordenen Ruhm wieder blank zu putzen, sondern ist mit dem Herzen bei der Sache und möchte in jedes Wort so viel Wärme und Kraft wie in den Händedruck hineinlegen, den man mit einem Freunde wechselt. Man hat daneben das Gefühl, als ob dem Mann gegenüber etwas gutzumachen wäre, als ob sein Können nicht immer die verdiente Förderung erfahren habe. Fontane hat sich aus innerer Notwendigkeit entwickelt, und es dabei vermieden, sich irgend einer Richtung anzuschließen, an die das Publikum bereits glaubt. Er hat vielmehr selbst literarische Gattungen geschaffen. Anstatt nachzuahmen hat er andere



zur Nachahmung angeregt, die seine Pfade wandeln und von den Bäumen, die seine Hand gepflanzt, Früchte pflücken. Die Ästhetiker sind ihm im Herzen ein wenig gram, daß sie keines der gebräuchlichen Schlagwörter auf ihn anwenden können und seine gesamte Tätigkeit auf eine bestimmte Formel zu bringen, wollte ihnen nicht recht gelingen. Man vermißte die Etiquette, die selbst die tüchtigste Begabung braucht, um mit ihrem Ansehen die Masse zu erfüllen. Fontane hat ausgezeichnete Leistungen als Schriftsteller aufzuweisen. Manches, was seiner Feder entstammt, ist sogar mustergültig und unübertrefflich. Aber für das große Publikum fehlt der Schlager, die Hauptnummer. Sie fehlt nicht in Wirklichkeit, sondern es ist nur versäumt worden, auf sie mit Nachdruck hinzuweisen, und dem Lärm, den grobere literarische Wirkungen verursachen, den Dämpfer aufzusetzen. Alles Feine, Vornehme und Selbständige muß eine Weile im Schatten stehen und braucht Zeit um durchzudringen . . . "

- 3 Am 4. Januar 1890 fand das offizielle Fest zu Ehren von Fontanes 70. Geburtstag statt.

4. Berlin, 1. Dez[ember 18]91  
Potsdamer Str[afße] 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Seien Sie schönstens bedankt für Ihre liebenswürdigen Zeilen. Mit der Namenschrift samt Spruch<sup>1</sup> habe ich es hoffentlich getroffen. Der neue Roman in der Rundschau<sup>2</sup> empfiehlt sich Ihnen schon heute angelegentlichst, mit ihm zugleich Ihr ganz ergebener

Th. Fontane

Erstdruck nach dem Original im FAP.

- 1 Vermutlich hatte sich Zabel in einem nicht überlieferten Brief für ein von Fontane übersandtes Exemplar des Mitte November 1891 (mit der Jahreszahl 1892) erschienenen Romans „Unwiederbringlich“ bedankt, das der Geber mit Unterschrift und Widmung versehen hatte.
- 2 „Frau Jenny Treibel“ erschien in Fortsetzungen vom 1. Januar 1892 bis 16. April 1892 in Julius Rodenbergs „Deutscher Rundschau“ (Jg. 18, Bd. 70 und 71).

5. Berlin, 16. April [18]96.

Hochgeehrter Herr.

Ergebensten Dank für die „schöne Toledanerin“, in die ich gleich beim Empfang neugierig (und über einzelne Stellen erheitert) hineingeguckt und auf deren ordentliche Lektüre ich mich freue. Daß wir uns wieder mit den alten Spaniern anfreunden, ist ein Segen.<sup>1</sup> In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

Erstdruck nach dem Original im FAP.

- 1 Zabel hatte an Fontane seine eben erschienene freie Bearbeitung von Lope de Vegas Lustspiel in drei Aufzügen „Die schöne Toledanerin“ geschickt. Diese Übersetzung von Lope de Vegas „La paloma de Toledo“ war — wie schon zwei Jahre zuvor Vegas' „Der Tugendwächter“ (El mayor imposible) — in Zabels Bearbeitung bei Theodor Fontanes Sohn, im Verlag Friedrich Fontane & Co, erschienen.



## Theodor Fontanes Longfellow-Vortrag am 29. 2. 1860 in Berlin

### I

„Mittwoch, den 29. d. M.

findet meine 8. Vorlesung (Longfellow) von 5 bis 6 in Arnim's Hotel bestimmt statt. Tagesbillets à 15 Sgr. an der Kasse. Th. Fontane.“ — so lautet die bescheidene Notiz in der Neuen Preußischen Kreuz-Zeitung am 29. 2. 1860 neben Reklame für „Pariser geflochtene Bandhauben in allen Farben à Stück 20 Sgr.“ und aufdigeren Annoncen für Circus Renz und Krolls Etablissement. Von Januar 1859 an, dem Zeitpunkt seiner Rückkehr nach Berlin von einem dreijährigen Aufenthalt in London als Pressekorrespondent im Dienst der preußischen Regierung, bemühte sich Fontane, für seine wachsende Familie zu sorgen. (Am 21. 3. 1860 wurde seine Tochter Martha [Mete] geboren.) Briefe an Heyse, Wolfsohn und Hertz bezeugen seine heikle finanzielle Lage und seine unablässige Suche nach Verlegern. Eine Reihe von zehn Vorträgen über englische Themen (darunter auch schottische und amerikanische) erschien ihm sinnvoll, um seine im Ausland gewonnenen Erfahrungen in Bargeld umzusetzen<sup>1</sup>. Sie sollte ihm auch, wie aus einem Brief an die Mutter hervorgeht, dazu verhelfen, in der deutschen literarischen Öffentlichkeit zu Rang und Namen zu kommen: „Mich beschäftigen jetzt zumeist meine Vorlesungen, die am 11. Januar beginnen sollen. Ich verspreche mir nicht viel davon, denn ganz andere Dinge haben ja auch zu nichts geführt, aber ich fühle die Nothwendigkeit 'mal wieder vor dem Publikum zu erscheinen und diesen und jenen wissen zu lassen, daß ich noch da bin.“<sup>2</sup>

Die Vorlesungen fanden jede Woche in der gepflegten Atmosphäre von Arnims Hotel, Unter den Linden 44, statt. Dazu heißt es in einer Zeitungsnotiz: „Ein sehr gewähltes Publikum verfolgte mit sichtlichem Vergnügen dem Vortrage des Redners, der sich besonders durch Eleganz und gewählte Sprache auszeichnete.“<sup>3</sup> Das Thema der vierten Vorlesung, die für den 1. Februar angesetzt war, lautete: „Tennyson und Longfellow“, aber in Wirklichkeit widmete sich der Redner fast ausschließlich Tennyson, so daß ihm nur wenige Minuten am Ende übrigblieben, um beide Dichter flüchtig zu vergleichen. Vermutlich wurde Fontane beim Vorbereiten seiner Vorlesung klar, daß er mehr als genug Material zu Tennyson hatte, um eine Stunde zu füllen. Da er aber die Namen der beiden großen Berühmtheiten der zeitgenössischen englischsprachigen Literatur in den Vorankündigungen genannt hatte, mußte er den amerikanischen Dichter notgedrungen zumindest am Schluß erwähnen. Vier Wochen später aber würdigte er Longfellow eines ganzen Vortrages, dessen Text hier mit der freundlichen Genehmigung des Fontane-Archivs Potsdam der Deutschen Staatsbibliothek zum ersten Mal abgedruckt wird. Die anderen Vorträge sind bereits alle in der einen oder anderen Form, meist als Zeitungs- und Zeitschriftenartikel, zu Fontanes Lebzeiten erschienen und wurden auch in die 3. Abteilung der Nymphenburger Fontane-Ausgabe aufgenommen. Nur ein kleiner Auszug aus dem Longfellow-Text ist schon unter dem Titel ‚Übersetzungskunst‘ erschienen, allerdings ohne genaue Angabe der Quelle<sup>4</sup>.



Wir haben uns bemüht, das Manuskript so original-getreu wie möglich zu reproduzieren, sowohl was Orthographie als auch Interpunktion betrifft, selbst wenn es sich wahrscheinlich um Flüchtigkeitsfehler Fontanes handelt. Innerhalb des Textes gibt es etliche Streichungen, die noch leserlich sind und von uns in eckigen Klammern wiedergegeben werden. Dabei handelt es sich hauptsächlich um Umformulierungen aus stilistischen Gründen, z. B. um Wiederholungen zu vermeiden, oder im Falle längerer Streichungen um Stellen, bei denen Fontane eine kritische Aussage zu mildern sucht, so daß der Ton durchweg zurückhaltend und ohne Polemik oder Besserwisserei bleibt. Wo er einen alternativen Ausdruck hinzugefügt hat, ohne das ursprüngliche Wort zu streichen, haben wir beide Varianten durch eine schräge Linie getrennt, wobei der ursprüngliche Ausdruck immer an erster Stelle steht. Übersetzungen aus dem Englischen im Kommentartheil und in den Anmerkungen sind von der Verfasserin.

## II

### Geehrte Versammlung.

Wir kommen heut ihrem Wunsch und meiner Zusage gemäß auf Henry Wadsworth Longfellow zurück, der in meiner 4ten Vorlesung, in der ich eine Parallele zwischen ihm und Alfred Tennyson zog, dem letzteren äußerlich wie innerlich das Feld räumen mußte. Dies Zurückkommen auf den amerikanischen Dichter wird mir aber nur Gelegenheit [geben] bieten mein neulich abgegebenes Urtheil zu erweitern und zu motiviren; [und] die Grundanschauung wird bestehen bleiben, daß Longfellow ein zwar lebenswürdiger und höchst achtungswerther Dichter aber durchaus kein Original, keine genialisch-schöpferische Kraft sei, ein bloßes Talent das zu seinem Glück in Amerika das Licht der Welt erblickte und den besten Theil seines Ruhmes/Rufes nie erlangt haben würde, wenn es/er in Deutschland geboren worden wäre. Longfellow ist eine feine dichterische Natur, ist sinnig, gedankenreich, natürlich im Ausdruck, ein Meister in der Form; seine nicht wegzuleugnende literarische Bedeutung aber wurzelt viel mehr in einer langen Reihe zufälliger Umstände und Äußerlichkeiten, als in der Intensität seiner Gaben oder gar in der Selbständigkeit seiner [Natur] Anlage. Sein Hauptverdienst ist das, daß er die Schätze alt-europäischer Dichtung theils direkt durch Uebersetzungen, theils indirekt durch Adoptierung ihrer Klänge dem ziemlich unliterarischen Westen vermittelt hat. Dies Vermittlerwerk wie es seine Verdienste umschließt, erklärt auch seine großen Erfolge. Was er seiner Heimath brachte, war nicht neu in sich selbst, aber doch neu mit Rücksicht auf den Ort an dem es erschien und dieser Umstand schuf ihm einen Ruhm [zu dem er nur halbberechtigt] auf den er [freilich] nur halben Anspruch hatte und zu dem er wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, mehr als Importeur wie als Produzent berechtigt war. Die europäischen Literaturen, ganz besonders die deutsche, haben allerdings alle Ursach dem Manne dankbar zu sein, der sich aus ehrlichem Herzen und warmer Begeisterung heraus ihre Weltverbreitung hat so angelegen sein lassen, aber damit ist ihre Pflicht erschöpft. [Sie können ihre Dankbarkeit nicht bis zur Bewunderung treiben und vor dem bloßen Spiegelbild nicht Reverenzen machen, die wenn sie einmal gemacht werden sollen dem Original und nicht seinem Bilde gebühren] Die besten Longfellow'schen Arbeiten sind ein Echo unsrer eignen Literatur und wie lieblich [es] dies Echo klingen mag, so können wir uns doch die simple Tatsache nicht verhehlen, daß der Wiederhall, der Rückklang nicht da sein würde, wenn unsre Stimme nicht zuvor erklungen wäre.



Eh ich nun dazu übergehe die Arbeiten des Dichters [eingehender] zu besprechen, schick' ich noch einige Bemerkungen über sein äußres Leben voraus. Diese Notizen sind außerordentlich spärlich, weil wie es scheint keiner unsrer europäischen Touristen bisher an die Thür des amerikanischen Dichters gepocht und die Lebensweise desselben eingehender beschrieben hat. Er wurde 1807 in der Stadt Portland im Staate Maine, also im nordöstlichsten der Neu-England Staaten geboren und bekleidet seit 1836 die Stellung eines Professors der modernen Sprachen und Literatur am Harvard College in Cambridge, einer der [Universitäts-] Hauptstädte des Staates [Süd-Carolina] Massachusetts. Das beste was wir von Longfellow wissen bezieht sich auf seine Reisen; seine eignen Bücher geben den besten Aufschluß hierüber. Vom Jahre 1826 bis 42, also in einem Zeitraum von 16 Jahren war er dreimal in Europa und verwandte auf diese Studienreisen fast volle 6 Jahre. Er studirte in Göttingen und Heidelberg und schloß sich an deutsches Leben und deutsche Wissenschaft mit entschiedener Vorliebe an. Aber er beschränkte weder seinen Aufenthalt noch seine Neigungen ausschließlich auf Deutschland und überall wohin [ihn seine Wanderungen führten] er kam neue Gegenstände für seine Liebe und seine Begeisterung findend, darf man von ihm sagen: er drückte das gesamte Alt-Europa an sein Herz. Eine durchaus romantisch angelegte Natur konnte er nur in der alten Welt Befriedigung finden und mußte sich von einem Treiben abwenden, das vielleicht überhaupt wenig poetische Seiten bietet sicherlich aber nichts bietet für eine Natur/Persönlichkeit, der drei alte [Schloß] Kastellruinen weit über die glänzenden Häuserreihn New Yorks und Philadelphias gehn und der die kleinste jener Sagen, wie sie in den alten Schlössern des Rheins und der Donau zu hunderten nisten, werthvoller dünkt als alle Jahrgänge der New Yorker Times oder des Herald von Boston und Baltimore. Longfellow nachdem er Nord- und Süd-Europa durchforscht hatte: Schweden, Norwegen, Dänemark und England, die Schweiz und Italien, Spanien und Frankreich, kehrte 1842, wie es scheint mit seiner Ernte ein für allemal fertig, nach Amerika zurück und hat seitdem, so viel ich weiß das alte Europa [seitdem] nicht wieder betreten. Seine besten Arbeiten sind seitdem entstanden: Kavanagh, Evangeline, Hiawatha, eine Fülle von Balladen und Liedern und neuerdings das liebliche Idyll „die Werbung des Miles Standish.“

Wir wenden uns jetzt diesen seinen Arbeiten, überhaupt der Gesamtheit seines Schaffens zu. Wie es keine europäische Literatur giebt, die nicht auf die eine oder andre seiner Arbeiten einen unverkennbaren Einfluß geäußert hätte, so giebt es auch keine Dichtungsart, kein Genre das nicht von ihm versucht worden wäre. Drama, Epos, Idyll, Novelle, Erzählung, Ballade, Romanze, Lied, Tendenz-Gedicht (z. B. der Cyclus von Liedern über die Sklavenfrage) Epigramm und Xenien alles hat er versucht und nur den 3 bändigen Roman ist er bis jetzt der Welt noch schuldig geblieben. Ich betone dies gerecht-sein in allen Sätteln nicht ohne Absicht, denn es beweist, fast eben so sehr wie die wechselnde Anlehnung bald an diese bald an jene Literatur, den völlig eklektischen Charakter der Longfellow'schen Muse. Die großen originalen Poeten haben fast immer nur eine Linie strikt inne gehalten; sie waren entweder Dramatiker oder Epiker, Romanschreiber oder lyrische Dichter und wenn sie ausnahmsweise ein Feld betraten das nicht ihr eignes und eigentlichstes war, so war es eine flüchtige Laune, ein Zufall oder aber ein Nachgeben dem Zwang und Drang äußrer Umstände gegenüber. Von dieser Regel existiren nur wenige Ausnahmen und selbst diese Ausnahmen sind mehr scheinbar als wirklich. Wer mit gleicher Lust und gleichem Talent heut eine Tragödie und über's Jahr einen komischen Roman zu



schreiben beginnt, wer dasselbe Herz hat für ein dänisches Volkslied und ein petrarkasches Sonett, wer heute ein Idyll beschließt im Style der Vossischen Luise<sup>5</sup> und morgen eine Erzählung anfängt im Style des blonden Eckbert<sup>6</sup> oder der Achim von Arnimschen [Krondiamanten] Kronenwächter, der mag viel Talent haben, [und eine Reihe der liebenswürdigsten Bücher schreiben, aber diese Bücher werden ihren Verfasser nur kurze Zeit überleben oder doch wenigstens nur da fortleben wo vor ihm tabula rasa war und die Wüste dankbar sein muß für jedes Samenkorn, das ihm die Winde zuführen] aber er wird gemeinhin arm sein an Originalität.

Die Gesamthätigkeit Longfellows scheidet sich, wenn wir seinen dramatischen Versuch der den Titel führt „**der spanische Student**“<sup>7</sup> bei Seite lassen, in fünf Hauptgruppen in novellistische Prosa-Arbeiten, in Epen und Idyllen, in Balladen, in Liedern und in Uebersetzungen. Die letztern sind ganz vortrefflich, wie denn überhaupt die von Vater auf Sohn vererbte Annahme, daß unter allen Nationen die Deutschen als Uebersetzer excellirten, anfängt eine höchst bedenkliche Wahrheit zu werden. Es wird nirgends so viel übersetzt wie in Deutschland und wenn wir Lust und Muth haben uns mit der Quantität zu brüsten, so mögen wir's thun; dem eigentlichen Werth nach aber stehen unsre Uebersetzungen **modernerer** Dichter d. h. also der europäischen Literatur seit Dante und Petrarca durchaus nicht auf der unbedingten Höhe, wie wir's im Hinblick auf ein paar große Uebersetzer-Namen wie Voß, Wolf<sup>8</sup>, Tieck und Schlegel ein für allemal anzunehmen uns gewöhnt haben. Um nur **ein** eklatantes Beispiel zu citiren: Walter Scott und Lord Byron warten noch immer auf [ihren eigentlichen Uebersetzer] eine entsprechende Uebertragung. Wir haben seit 50 Jahren eigentlich nur einen **brillanten** Uebersetzer gehabt und dieser eine ist: Ferdinand Freiligrath. Ich glaube, daß nie ein besserer existirt hat. In ihm vereinigen sich in einem merkwürdigen Grade alle die Eigenschaften, die einen Uebersetzer machen: volle Kenntniß der Sprache, großes versifikatorisches Geschick das jede Formschwierigkeit überwindet, volles Erkennen und Nachempfinden der Intentionen des Dichters und bei eigener hoher dichterischer Begabung die merkwürdige und höchst seltene Fähigkeit, die eigne Individualität dran zu geben, um die Individualität des Originals desto klarer und siegreicher hervortreten zu lassen. Nach dieser Seite hin übertrifft er unsren sonst so glänzenden Friedrich Rückert bei weitem. Rückert kann nicht zehn Zeilen übersetzen, ohne rückertsch zu werden; alle Dichternaturen aber die sich nicht selbst zum Opfer bringen können, sind mehr oder weniger unfähig auf dem Gebiet der Uebertragung, des Nachdichtens wie man es sehr richtig genannt hat, das Höchste zu leisten. [Was so gemeinhin von Uebersetzungen lyrischer und epischer Dichter bei uns erscheint ist nicht der Rede werth und weit ab davon den Ruhm zu verdienen, den wir geneigt sind so alten Traditionen zu Liebe für uns in Anspruch zu nehmen. Unsre Uebersetzungen sind entweder von fixfingerfertigen Leuten auf Bestellung gemacht, oder bloße Exercitien junger Leute, im günstigsten Falle alter Professoren.] Es fehlt uns wenigstens im Verhältnis zu England, außerordentlich an jener Klasse feingebildeter Amateurs in der Literatur, die mit derselben Ruhe und Beharrlichkeit wie gewisse fishing gentlemen die Angelschnur ins Wasser werfen um 6 Stunden zu warten, bis der Fisch angebissen hat, so ihrerseits 6 Stunden lang warten bis sie den richtigen Reim, die einzig passende Wendung gefunden haben. [Wer brillant übersetzen will, muß viel Zeit haben und die Anekdote vom berühmten<sup>9</sup> Wolf der in 14 Jahren einen halben Gesang von Homer sollte jedem im Gedächtniß sein, der sich an solche Arbeit macht.] Was man auch über die größere oder



geringere Geeignetheit dieser oder jener Sprache sagen mag, meine Meinung von der Sache geht dahin, daß man allemal in solchen Ländern am besten übersetzen wird, wo sich zur Fähigkeit, zur Liebe zur Sache und zum Verlangen nach literarischem Ruhm, auch noch jene äußerlich glücklichen Verhältnisse gesellen, die den Uebersetzer zum vollen Herrn seiner Zeit machen. Denn wenn auch einerseits nicht bestritten werden soll, daß das geschickte Uebertragen [-setzen] eine Sache des Talentes [sei] ist, so wag' ich doch andererseits die Behauptung, daß es gelegentlich ebenso sehr eine Sache der Muße sei. Muse und Muße fallen hier mehr zusammen als irgend wo anders. Verzeihen Sie diese Abschweifung, zu der mir die vortrefflichen Uebersetzungen Longfellows, wie ich bekennen will, eine erwünschte Gelegenheit gegeben haben. Sachen wie „the black knight“ (eine Uebersetzung des Uhländischen „der schwarze Ritter“) wie das Schloß am Meer und das „Glück von Edenhall“ der längeren Uebersetzungen aus dem Spanischen und Schwedischen zu geschweigen sind wahre [Meister-] Kabinettstücke der [Uebersetzungs-] Nachdichtekunst und zeigen neben der Meisterschaft mit der Longfellow auch die schwierigsten Formen handhabt, zu gleicher Zeit den Ernst und die Liebe mit der der Uebersetzer an seine Arbeit gegangen ist.

Wir wenden uns nun seinen Prosa-Arbeiten zu. Es sind ihrer drei: Outre-mer; Hyperion und Kavanagh. Unter diesen ist „Kavanagh“ die bekannteste, überhaupt vielleicht neben „Evangeline“ und [vielleicht] allenfalls auch „Hiawatha“ die bekannteste seiner Arbeiten. „Kavanagh, eine Erzählung“ so lautet der einfache Titel. Es ist eine novellistische Arbeit in 30 kurzen Kapiteln, eine Art amerikanischer Dorfgeschichte, richtiger vielleicht eine Kleinstädter-Geschichte, denn Fairmeadow, der Schauplatz der Erzählung, ist halb [Dorf] Stadt halb [Stadt] Dorf und die kleinen Vorgänge die uns berichtet werden, rufen [vor allem] weniger das Bild eines Auerbach oder Jeremias Gotthelf als das Bild des großen, unübertroffenen Dichters und Schilderers kleinstädtischen Lebens vor unsre Seele, das Bild — Jean Pauls. Kavanagh ist eine Frucht die die Lektüre des „Siebenkäs“ und verwandter Jean-Paulscher Schöpfungen, jenseits des Oceans [hervorgerufen] gezeitigt hat. Man kann zugeben, daß der nachgeborene Sohn den Vater an feinen Manieren übertrifft, daß er klarer, glatter, makelloser ist, aber es fehlen ihm dafür alle großen Züge, alle Zauber und Gewalten einer leidenschaftlichen Natur, die das weckt und giebt was sie selber hat und in raschem Wechsel, fast launenhaft, unser Herz zum lachen und zum weinen zwingt. Der Inhalt das Kern- und Mittelstück von Kavanagh ist außerordentlich einfach. Mr. Pendexter, der seit 20 Jahren in Fairmeadow d. h. in Schönwiese als Seelsorger gewirkt hat, verläßt seine alte Gemeinde und Mr. Kavanagh tritt für ihn ein. Mr. Pendexter war brav, aber alt und langweilig; Mr. Kavanagh ist auch brav, aber jung und interessant dazu. Um das Maß seiner Vorzüge voll zu machen, ist er auch unverheiratet und hübsch. Seine Predigten gefallen sehr, besonders den jungen Damen und binnen Kurzem wird er der Gegenstand mancher Hoffnungen und Träume. Miß Amelia Hawkins, die ältliche Schwester eines Ausschnitters und Posamentierers, liebt ihn; Miß Cecilia Vaughan, jung, schön, reich und vornehm liebt ihn auch und Miß Alice Archer, die Freundin Cecilia Vaughans, liebt ihn still und schwärmerisch zugleich. Alice Archer ist blond, zart, blaß, ihre Hände sind durchsichtig wie das Milchglas einer Lampenglocke und ihre Augen sind grau und groß. Dieselben Augen haben die Eigenthümlichkeit, daß sie nur im Sommer sehen können, im Winter sind sie blind. Kavanagh ist ein vernünftiger Mann und verliebt sich in Cecilia Vaughan, die nicht bloß hübsch und liebenswürdig ist, sondern auch etwas von jenem schwer zu beschreibenden Etwas hat, was man in England und Nord-



Amerika „dashing appearance“<sup>10</sup> nennt. Cecilia und Alice pflegen mittels einer Brieftaube täglich zu correspondiren; ein Habicht<sup>11</sup> treibt die Taube eines Tages Schutz suchend in das Arbeitszimmer des Mr. Kavanagh; er sieht das Briefchen, auf dem der Name Cecilia steht und nimmt dies als Aufschrift und Adresse, während es doch nur die Unterschrift ist. Er benutzt die Gelegenheit und hängt der Brieftaube eine rasch hingeworfene Liebeserklärung um den Hals. Der Habicht hat inzwischen das Feld geräumt und die Taube fliegt, wohin sie geschickt war, zu Alice Archer. Diese liest den Brief Kavanaghs und weiß [nun] jetzt, daß sie ihn hoffnungslos liebt. Die Taube befördert nun den Liebesbrief an seine rechte Adresse, Alice stirbt vor Gram, Kavanagh und Cecilia aber werden ein schmuckes Paar und machen eine Hochzeitsreise von Amerika nach Italien. Dies ist der Kern der Erzählung; man würde aber unrecht thun diesen Mittelpunkt um den sich alles andre gruppirt, als die Hauptsache anzusehn. Denn Mr. Kavanagh und Cecilia Vaughan entbehren so sehr aller charakteristischen Züge, daß man froh ist zu erfahren, Kavanagh stamme aus einer katholischen Familie, sei selber Katholik gewesen und erst nach dem Tode seines Vaters zur reformierten Lehre übergetreten<sup>12</sup>. Das ist doch etwas. Alice Archer hat bestimmte Züge und steht in scharfer Zeichnung vor uns; aber dieser Charakter ist nicht destoweniger durchaus unoriginal und jeder der ein halbes Dutzend [Romane] englischer oder nordamerikanischer Romane gelesen hat, wie sie namentlich seit den Tagen der Currer Bell<sup>13</sup> Mode geworden sind, wird die Erfahrung gemacht haben, das die nervöse junge Dame mit durchsichtigem Teint und wachsgleichen Händen, eine ebenso typische Figur geworden ist, wie der eifersüchtige Onkel und Vormund oder der gutmüthige Polterer in alten Komödien. Die Hauptgestalt [-figur] der Erzählung „Kavanagh“ ist unbedingt Mr. Churchill der Schulmeister. Eine feine, liebenswürdige, sehr [korrekte Zeichnung] korrekt gezeichnete Figur, aber deutsch, jean-paul'sch in jedem kleinsten Zug, [und ohne Spur von Selbständigkeit] ohne irgend etwas bei dem wir ausrufen könnten: oh, hier haben wir etwas speziell longfellowsches oder auch nur etwas speziell amerikanisches. Mr. Churchill [und] mitsamt seiner ganzen Familie könnte, wie er da ist, in eine deutsche Dorfgeschichte hineinversetzt werden und alles würde passen. Longfellow schildert seine Lieblingsgestalt selbst wie folgt: „die Natur hatte ihn zum Poeten bestimmt, aber sein Schicksal hatte ihn zum Schulmeister gemacht. Er mußte Grammatik vortragen, wenn er Gedichte schreiben wollte und von Jahr zu Jahr hielten ihn die kleinen Dinge des Lebens davon ab das Große zu thun, zu dem er die Kraft in sich fühlte, aber nicht den Muth des Beginnens hatte. Er war wie das ruhige Meer in einer Bucht, das mit den Kieseln am Strande spielt und doch stark genug wäre ganze Flotten auf seiner Fläche zu tragen.“<sup>14</sup> Mr. Churchill will ein romantisches Epos<sup>15</sup> schreiben und liebt es darüber zu sprechen und Pläne zu machen; aber es bleibt beim Wollen; die Zahl seiner Kinder wird immer größer, [aber] mit der Zahl der Kinder werden die Chancen des Epos immer kleiner und schließlich ergiebt er sich darin, daß es ungeschrieben bleibt. Für alles hat er eine Erklärung und eine Entschuldigung und seine Philosophie muß ihm zu der Beweisführung dienen, daß es, so wie es ist, doch am Ende immer am besten sei. Kann es einen Charakter geben der deutscher wäre, der lebhafter an gewisse Gestalten Jean Paul's erinnerte? Die elegante, maßvolle Schreibweise, der saubre Farbauftrag, die korrekte Zeichnung, auch andre Vorzüge noch, werden einem solchen Kunstwerk immer einen bestimmten Leserkreis sichern und selbst die Kritik bestechen, aber diese Vorliebe, dies Eingenommensein kann nur so lange währen, als wir geneigt sind uns des Vergleichens zu enthalten. Es ist mit



Kavanagh wie wenn wir eine Bilderausstellung besuchen, wo auch alles davon abhängt, in welcher Umgebung wir die Dinge erblicken. Fehlen die Großthaten, so ierweilen wir mit Freude vor einem Genrebildchen finden es unendlich hübsch und reizend und möchten es besitzen. Erfahren wir ja noch, daß es ein Isländer oder Finnländer gemalt hat, so sind wir vollends entzückt und rechnen es dem Bilde mit zum Verdienst an, daß es auf einem Boden wuchs/gewachsen ist, den wir gewohnt sind als eine absolute Kunstode anzusehn. In solchem Enthusiasmus beharren wir, der eine kurz, der andre lang; ein einziger Blick aber auf einen Corneliusschen Carton gewährt uns wieder die Möglichkeit wahrer Würdigung und richtiger Rubricierung und läßt uns das [bewunderte] gefeierte Genrestück plötzlich wieder dahin stellen, wohin es gehört. Wir entsinnen uns nun, daß wir dergleichen schon hundert Male gesehen haben; die Freude bleibt; aber die Bewunderung ist hin.

Die beiden andren Prosa-arbeiten Longfellows führen die Titel Outre-mer und Hyperion. Beides sind Reisebücher und zwar jenem besondern novellistischen Genre angehörig, [daß] seit Heine's Reisebildern in Deutschland auf etwa ein Jahrzehnt hin Mode wurde. „Hyperion“ zuerst 1839 erschienen, ist das spätre und befre dieser beiden Bücher und sei deshalb hier näher besprochen. Zunächst ein paar Worte über den Inhalt. Ein junger Amerikaner, der den deutschen und deshalb etwas Verwirrung stiftenden Namen Paul Flemming führt, hat seine Braut oder Geliebte durch den Tod verloren und sucht Trost und Zerstreung bei den Wissenschaften und Schloßruinen des alten Europa. Er kommt zuerst nach Andernach am Rhein, fährt dann rheinaufwärts bis Mannheim und begiebt sich von dort nach Heidelberg, wo er von seinem alten Freunde und früheren Studien-genossen dem kurländischen Baron von Hohenfels erwartet wird. Ein halbes Jahr bleibt Paul Flemming in der schönen Neckarstadt und giebt uns in einer Reihenfolge von Kapiteln theils eine Beschreibung des Heidelberger Lebens und bestimmter Heidelberger Persönlichkeiten, theils den Inhalt seiner aesthetisch-literarischen Gespräche, die er mal hier mal dort mit seinem Freunde von Hohenfels führt. Dann bricht er auf, geht in die Schweiz und verbringt eine Saison in Interlaken. Hier macht er die Bekanntschaft eines lebenswürdigen, jovialen, vom Spleen nur leise und angenehm berührten Engländers, des Mr. Berkeley und zugleich die Bekanntschaft der schönen Miß Mary Ashburton. Er erklärt ihr sub rosa, indem er ihr am Waldesabhang ein eben erfundenes Märchen erzählt, seine Liebe, worauf sie ihm die Antwort schuldig bleibt und dadurch genugsam andeutet, daß sie seine Empfindungen nicht erwidern könne. Mr. Berkeley will den unglücklichen Liebhaber trösten und versichert ihm, daß er in 3 Monaten herzlich froh sein würde diese kleine Niederlage erfahren zu haben; aber aller Zuspruch will nicht helfen und Interlaken, wo's ihm unter den Füßen brennt, wird verlassen. Er geht nach Tyrol, macht in Innsbruck<sup>16</sup> ein Nervenfieber durch, besucht St. Gilgen und St. Wolfgang, hört auf der Heimreise in einem Stuttgarter Gasthof noch einmal die Stimme Marie Ashburtons, die Wand an Wand mit ihm wohnt, kämpft zwischen Liebe und Stolz und kehrt dann, ohne die Geliebte noch einmal gesehen zu haben, nach Amerika zurück. Das ist der Inhalt des Buchs. Die zweite Hälfte [des Buchs] desselben: der Aufenthalt in der Schweiz und in Tyrol ist beinah langweilig, nur einzelne feine Bemerkungen und Vergleiche die vorkommen, [wie] außerdem [der] die frische, humoristische Gestalt des Mr. Berkeley machen es lesbar. Um so interessanter, wohlthuender, lebenswürdiger ist die erste Hälfte, wo wir den Heidelberger Aufenthalt und das Zusammenleben der beiden Freunde haben. Diese ersten hundert Seiten wimmeln von glücklichen



Einfallen, von Sentenzen, Bildern und Vergleichen und wiewohl nichts geschieht und der novellistische Faden der sich hindurchzieht aller kümmerlichster Art ist, so wird einem doch alles lieb, der Ort und die Personen und mit einer Art Bedauern sehn wir den Helden der Geschichte von Heidelberg Abschied nehmen, weil wir ein Gefühl davon haben, daß wir an keinem andern Ort der Welt wieder so froh und munter mit ihm zusammentreffen werden. Um Ihnen nunmehr eine Vorstellung von der Longfellow'schen Schreibweise zu geben, [über deren Verdienst und Nicht-Verdienst ich weiterhin Gelegenheit haben werde mich auszulassen] laß ich [nunmehr] beispielsweise einige jener Sentenzen und Vergleiche folgen, worin er ein für allemal excellirt. „Jedes Herz, so heißt es an einer Stelle, hat sein Sorgengeheimniß und wir nennen manch einen kalt und verschlossen, dessen Herz nur eine heimliche Trauer trägt.“ An einer andern Stelle heißt es wie folgt: „Wer leidet und wer ein böses Gewissen hat, der hüte sich der Natur dort in's Antlitz zu sehn, wo sie majestätisch vor ihm thront, **in der Einsamkeit des Gebirges**, denn ihr Ausdruck ist hart und streng und zeigt kein Mitleid für ihr schwaches [des], irrendes Kind. Wie ein klagender Erzengel steht sie vor ihm, der ihn vor den Richter ruft. Nur in den Thälern sitzt sie da wie eine Mutter Gottes, Thränen im Auge und mit einem Ausdruck voll Mitleid und Liebe.“ „Leuchtende lyrische Gedichte — so heißt es an einer andern Stelle — muß man nehmen wie sie sind und nicht immer noch klarer und klarer in ihnen sehen wollen; wer das thut, der trägt leuchtende Glühwürmer ins Zimmer und findet endlich beim Licht seiner Lampe, daß es Käferchen sind wie so viele andre.“<sup>17</sup> Und noch eine vierte und letzte Bemerkung derart: „Es gibt Leute, so sagt er, die taub sind für den genius loci auch des berühmtesten Orts. Sie schreiten über ein Schlachtfeld hin und hören nichts als ihre eigne Stimme. Sie gleichen jenem spanischen Gelehrten der das Thal von Ronceval<sup>18</sup> passierte und doch nichts andrem begegnete als einem armen Studenten, der auf einem Maulesel hindurchritt.“

Das sind ein paar Citate aus dem Longfellow'schen „Hyperion“ aber das Buch enthält auch andre Züge und Elemente, die wohl geeignet sein könnten speziell unser deutsches Urtheil zu bestechen und uns zu einer unbedingten Anerkennung hinzureißen. Die ganze erste Hälfte des Buches ist nämlich ein Lobgesang auf Deutschland, ein herzlicher Liebesgruß von jenseits des großen Wassers und wirkt um so wohlthuender, als diese Liebe nie absichtlich hervortritt und mehr noch zwischen den Zeilen als in denselben steht. Wir begegnen den freundlichsten, oft den begeistertsten Urtheilen über unsre Künstler, Componisten und Dichter, über Goethe, Mozart, Jean Paul, Heine, selbst über Wilhelm Müller und Callot-Hoffmann, über Brentano und Achim v. Arnim. Von des „Knaben Wunderhorn“ heißt es z. B. „Unter allen deutschen Büchern hat es den tiefsten und zauberhaftesten Eindruck auf mich gemacht; ich habe eine Passion für alte Balladen; sie sind die Zigeunerkinder jeder Literatur, am Wege geboren, unter Zäunen und Hecken.“ Aber die Begeisterung Longfellow's für Deutschland schließt mit der Bewunderung seiner Kunst und Dichtung keineswegs ab; Land und Leute sind ihm in gleicher Weise theuer. Vom Rhein sagt er: „wenn ich ein Deutscher wäre, mit welchem Stolz würd' ich auf diesen Strom blicken, der unter allen Strömen der schönste ist; wenn die Trauben seiner Weinberge ihn umkränzen, ist es als zöge Bacchus dahin, triumphirend, lachend und selig in Wein und Wonne.“ Er liebt das Land aber er liebt auch das Volk. Als Mary Ashburton über seine Vorliebe für Deutschland und deutsche Bücher spöttelt, antwortet er rasch: „ja ich liebe die deutsche Sprache und die Deutschen selbst. Ich weiß es, daß englische Kritiker gesagt



haben, alle deutschen Bücher röchen nach Taback oder nach Kuchenpapier, aber das ist mehr witzig als wahr. Ich liebe die Deutschen, die Männer sind brav und zuverlässig und die Frauen sind zärtlich und treu." So Longfellow und die Kritik sollte dem allem gegenüber entwaffnet dastehen, besonders wenn sie an Hand des amerikanischen Dichters auch noch einen Heidelberger Studenten-Commerce besucht und bei Beschreibung desselben plötzlich in bestem englisch folgenden Strophen begegnet:

What comes there from the hill  
What comes there from the hill  
What comes there from the leathery hill  
Sa! Sa  
Leathery hill  
What comes there from the hill?<sup>19</sup>

Aber so gewissenhaft der Postillon und die Mamsell Soeur und der lederne Herr Papa in dem Verlauf des Liedes vorkommen und so humoristisch und wohlthuend das alles wirkt, so bleibt doch das letzte immer wieder, daß uns all diese Liebenswürdigkeit, all diese Fülle von geistreichen Sentenzen und Vergleichen über das durchaus eklektische Wesen, über die künstlerische Unselbständigkeit des Dichters nicht täuschen darf. Jean Paul und Heine haben dem Geist und der ganzen Anlage nach bei diesem Hyperion Gevatter gestanden, [viele Stellen sind geradezu aus ihnen entlehnt] und [auch] viele Urtheile, wie z. B. über Hoffmann, sind deutschen Büchern und Kritiken entlehnt. Die Belesenheit ist groß, Styl und Geschmack von feinsten Art, aber es fehlt durchaus das, was uns veranlassen könnte mit König Philipp auszurufen:

anders  
Begreif ich wohl als sonst in Menschenköpfen,  
Malt sich in diesem Kopf die Welt.<sup>20</sup>

Wir wenden uns nun den Idyllen und epischen Dichtungen Longfellows zu. Es sind dies: *Evangeline*, *Hiawatha* und die *Brautwerbung des Miles Standish*. Über „*Evangeline*“ und die „*Brautwerbung des Miles Standish*“ sprech ich zuerst. Aber ich werde mich darauf beschränken Ihnen in möglichst kurzen Worten den Inhalt beider Dichtungen zu geben, indem ich von nun an, bei allem noch folgenden darauf Verzicht leiste, das sich immer gleichbleibende Urtheil zu wiederholen, daß wir's dem Longfellow gegenüber ein für allemal mit einer fein angelegten, zum Romanticismus hinneigenden [Dichter-] Natur zu thun haben, mit einem Dichter der auch in seinen unselbständigsten Sachen immer noch unsre Beachtung und Werthschätzung verdient, aber zu gleicher Zeit auch in seinen gelungensten Produktionen [immer noch] den Stempel der Originalität vermessen läßt. Der Art also nichts mehr! Zum Schluß mögen dann Beispiele sprechen, die ich mir erlauben werde Ihnen vorzutragen.

Zunächst also „*Evangeline*“ eine Art nordamerikanisches *Idyll*, wenn man diese Bezeichnung von einer Dichtung gebrauchen darf, die einen tragischen Ausgang nimmt. Der Fülle und dem Reichthum seiner landschaftlichen Schilderungen, so wie der Vorliebe nach, mit der das Kleinleben einer dörfischen Colonie beschrieben [worden ist] wird, vielleicht auch mit Rücksicht auf die *Form* worin die Dichtung auftritt, darf man dieselbe immerhin ein amerikanisches *Idyll* nennen. Longfellow selbst aber hat den Titel gewählt „*Evangeline, eine akadische Erzählung*“. *Akadien* nämlich ist der gemeinschaftliche Name für [jene Insel und Halbinsel] das Gebiet von Neu-Schottland und Neu-Braunschweig, das, nördlich vom Staate Maine gelegen, die zerklüftete Südostküste von Canada bildet. Halifax



ist [seine] die Hauptstadt dieses akadischen Gebiets. Longfellow führt uns nur in den östlichsten Küstenstreifen dieses Insellandes, wo in alter Zeit schon französische [Kolonisten] Auswanderer aus der Normandie sich niedergelassen und, unter völliger Beibehaltung ihrer alten Sitten, eine französische Kolonie gebildet hatten. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts bildete, wie Canada selbst, so auch dieß sogenannte Akadien, ein beständiges Streitobjekt zwischen England und Frankreich. Die Bevölkerung verhielt sich meist neutral, mochte aber doch wohl in Folge [alter] all der Sympathien, wie sie gleiche Sprache, gleiche Religion und die französische Abstammung nur natürlich [machten] erscheinen ließen, mehr zu Frankreich als zu England hingeneigt haben. Als endlich die Inseln in dauernden Besitz Englands kamen, schritt das englische Gouvernement zu einem Akt äußerster Strenge (richtiger wäre wohl ungerechtfertigter **Grausamkeit**) [und] verbannte die ganze französisch-normannische Bevölkerung von diesem Küstenstrich hinweg und zerstreute sie über all die verschiedenen Staaten des nordamerikanischen Continents. Dies ist der geschichtliche Hintergrund der Erzählung, ihr Fundament. Der Rest ist bald erzählt. **Evangeline** die Tochter des alten Farmers Benedikt Bellefontaine, liebt Gabriel den Sohn des Dorfschmidts Basile<sup>21</sup>. Am Tage ihrer Hochzeit erscheinen die englischen Schiffe und der Führer derselben verkündigt dem entsetzten Volk das Verbannungs-Dekret. Die Auswanderung beginnt nun auf verschiednen Schiffen, Evangeline und Gabriel werden getrennt und die erstere, [nun] in unwandelbarer Liebe und Treue, sucht nun den Geliebten in allen Staaten und Territorien der Republik. Endlich hört sie, er lebe mit seinem Vater, dem alten Basile, in der Nähe von New-Orleans; [und] sie fährt [nun] den Mississippi (!) -Strom hinab um ihn endlich zu finden, aber [um dieselbe] genau zur selben Zeit fährt Gabriel denselben Strom hinauf, um den Westen und Norden als Jägersmann zu durchziehn [und]. Evangeline findet wohl den Basile, der als reicher Farmer auf den Wiesen von Luisiana lebt, aber nicht **ihn** um dessentwillen sie gekommen. Suchte sie ihn vorher, so sucht sie ihn jetzt um so mehr, wo sie weiß daß er lebt, wo sie hört wohin er aufgebrochen ist; [mit immer wachsender Liebe und Unruhe] aber wie der Mond am Himmel der Sonne folgt ohne sie je erreichen zu können, so folgt Evangeline dem Geliebten<sup>22</sup>. Wenn sie den Ort erreicht, wo er war, so hat er ihn verlassen; endlich verliert sie seine Spur und nach langen Jahren des Suchens und Harrens ergiebt sie sich demüthig in ihr Geschick. Sie geht in eine der großen Städte des Ostens und tritt als barmherzige Schwester in eines der Krankenhäuser ein. Hier findet sie, nachdem abermals Jahre verflossen sind, den Geliebten in seiner Sterbestunde wieder. Ein Moment des Erkennens, dann scheidet sie der Tod; [aber] doch nur, um sie nach kurzer Frist schon [wieder] auf immer zu vereinen. Unbekannt sind ihre Gräber geblieben, aber an der akadischen Küste, wo, nach langen Jahren aus der Verbannung heimgekehrt, die schwachen Ueberreste der einst blühenden französischen Kolonie auch jetzt noch leben, erzählen [-t man] sich die Mädchen, [bis diesen Tag] wenn sie Abends am Spinnrad sitzen, die Geschichte von der treuen „Evangeline“. Das Seitenstück zu „Evangeline“ ist die „Brautwerbung des Miles Standish“. Wie jenes auf akadischem Boden spielt, so dieses auf dem Boden Neu-Englands im Staate Massachusetts (!); wie dort die liebliche Sage französischer Colonisten-Familien benutzt worden ist, so hier die Mittheilungen, die Longfellow dem alten Chronikenbuch der ersten englisch-puritanischen Ansiedler verdankt. Der Inhalt dieses wirklichen Idylls ist folgender: der nicht mehr junge Miles Standish, der seit Jahren ein Wittwer ist und [einen Bart der um Longfellows eigne Worte zu gebrauchen aussieht] von dem es im Gedichte selber heißt:



Nußbraun war sein Gesicht und sein Bart rostfarben und struppig  
War mit Schnee überweißt wie ein Gartenzaun im November;

wirft sein Auge auf die reizende Priscilla, eins der jungen Mädchen das mit den ersten Colonisten herübergekommen ist. Muthig wie er ist und brav und tapfer wie er in Flandern gefochten hat, ist er doch nicht muthig genug um vor Priscilla selber hinzutreten und so bittet er seinen Freund und Schreiber, den jungen John Alden, statt seiner den Freiwerber zu machen. Eine harte Aufgabe für John Alden, denn er selber liebt Priscilla. Er schwankt ob er [ihm] dem väterlichen Freunde diese Liebe bekennen soll; Verehrung gegen den alten Miles Standish aber und eine allzu zarte Rücksichtnahme auf das Vertrauen das dieser in ihn gesetzt, schließen ihm den Mund und er erscheint wirklich als Freiwerber seines [väterlichen] Freundes vor der schönen Priscilla. Anfangs fehlen ihm vor Verwirrung die Worte, dann aber entsinnt er sich plötzlich seines Auftrags und spricht nun in begeisterten [Worten] Ausdrücken für seinen Freund. Priscilla folgt [ihm] lächelnd seiner Rede und als er endlich geschlossen hat, antwortet sie in reizend schelmischer Weise: „Why do'nt<sup>23</sup> you [not] speak for yourself John?“ „warum sprichst Du nicht so für Dich selbst John?“ Hieraus entspinnen sich dann einige Konflikte; Miles Standish nennt seinen Freund einen Verräther und John Alden von den verschiedensten Empfindungen hin und her geworfen, steht auf dem Punkt nach Europa zurückzukehren; aber ein Blick Priscillas hält ihn. Der Ausgang ist nicht schwer zu errathen: die zwei Liebenden werden ein Paar und Miles Standish, nach erfolgter Aussöhnung, zieht in den Krieg und schlägt mit 7 Mann und 3 Musketen die ersten Schlachten der Republik. Durch die ganze Dichtung zieht etwas Heitres und Kerngesundes, was außerordentlich wohlthuend berührt; Evangeline ist tiefer und [mächtiger] erscheint auf den ersten Blick bedeutender, dennoch mag es dahingestellt bleiben, welcher von beiden Dichtungen der Preis gebührt. Eines muß ich noch hinzufügen. Abgesehen von ihrem innren, dichterischen Werth, haben beide Dichtungen noch eine nicht zu übersehende **formelle** Bedeutung. Beide [Dichtungen] nämlich sind in Hexametern geschrieben und es heißt daß diese Hexameter die ersten seien, die, mit Ausnahme einiger Uebersetzungen, in der gesamten englischen Literatur existirten. Nach meiner Kenntniß der Sache ist diese Annahme richtig und das Verdienst, das die Einführung einer so wichtigen dichterischen Form involvirt, ist natürlich kein geringes.

Nun noch ein paar Worte über „Hiawatha“ die dritte seiner epischen Dichtungen. Wenn uns Longfellow in „Evangeline“ eine französisch-normannische, in „Miles Standish“ eine puritanische Geschichte gab, so giebt er uns in „Hiawatha“ eine indianische. Der Dichter selbst [giebt mit] äußert sich in wenigen Worten über Inhalt und Bedeutung seiner Dichtung [dahin an] und sagt folgendes: „das Lied von Hiawatha, diese indianische Edda wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, gründet sich auf eine Ueberlieferung welche bei den nordamerikanischen Indianern von einem Manne wunderbarer Geburt herrscht. Dieser Held oder Halbgott, wie wir ihn nennen wollen, wurde gesendet um Flüsse, Wälder, fischreiche Seen zu entwildern und die Künste des Friedens zu lehren. Man kannte ihn bei den verschiednen Stämmen unter verschiedenen Namen: Michabou, Chiabo, Hiawatha u.s.w. Mit diesen alten Sagen habe ich andre seltsame Indianerlegenden verwoben, welche meist den werthvollen Schriften Schoolcrafts entnommen sind.“ Diese Bemerkungen schickt Longfellow seiner Arbeit voraus. Hiawatha ist der Sohn der lieblichen Wenonah und des Westwinds Mudjekeewis. Diese etwas räthselhafte Angelegenheit beschreibt die Dichtung [folgendermaßen. S. 20]) und ich werde die betreffenden Zeilen lesen.



Hiawatha wächst nun heran, kämpft mit seinem Vater Mudjekeewis, gewinnt 2 Freude den starken Kwasind und den Sänger Chibiabos und beginnt nun seine Mission als Lehrer und Beglucker des Volks. Er erfindet den Kahn, die Kunst des Angelns und Fischens, tödtet die Schlangen, besiegt den Zaubrer Perlfeder und vermählt sich dann mit Minnehaha oder Lachend-Wasser der schönsten Tochter aus dem Lande der Dakothas<sup>24</sup>. Dann kommen andre segensreiche Erfindungen und kühne Abenteuer (Hiawathas), endlich sein Tod. Zur Charakterisierung des Tons und der Art und Weise dieser Dichtung, deren originellen Sagengehalt man dem Longfellow nicht als originelle Dichterkraft anrechnen darf, geb ich einzelne Proben aus derselben:

S. 19–21.

S. 25–26 und 27.

S. 31–34.

S. 81–84.

S. 100.

S. 144.

S. 161.<sup>25</sup>

Es bleiben uns nun noch die Balladen und Lieder. Unter den [Balladen] erstren erfreuen sich einige eines ganz besondern Renommés z. B. die in allen Anthologien zu findende Ballade: „das Skelett in der Rüstung“, außerdem das beschreibende, halb an Freiligrath halb an Anastasius Grün erinnernde Gedicht: „der Belfried zu Brügge“. Die Zeit ist zuweit vorgerückt, um Ihnen das eine oder andre vortragen zu können, so will ich denn mit Vortrag zweier lyrischer Dichtungen schließen, die sehr schön sind und die Popularität verdienen, die sie, im Original sowohl wie in der Uebersetzung, überall gefunden haben. Das erstre heißt „der Regentag“ // Das andere führt die Ueberschrift „Excelsior“ d. h. also „aufwärts, höher hinauf!“ und lautet wie folgt:<sup>26</sup>

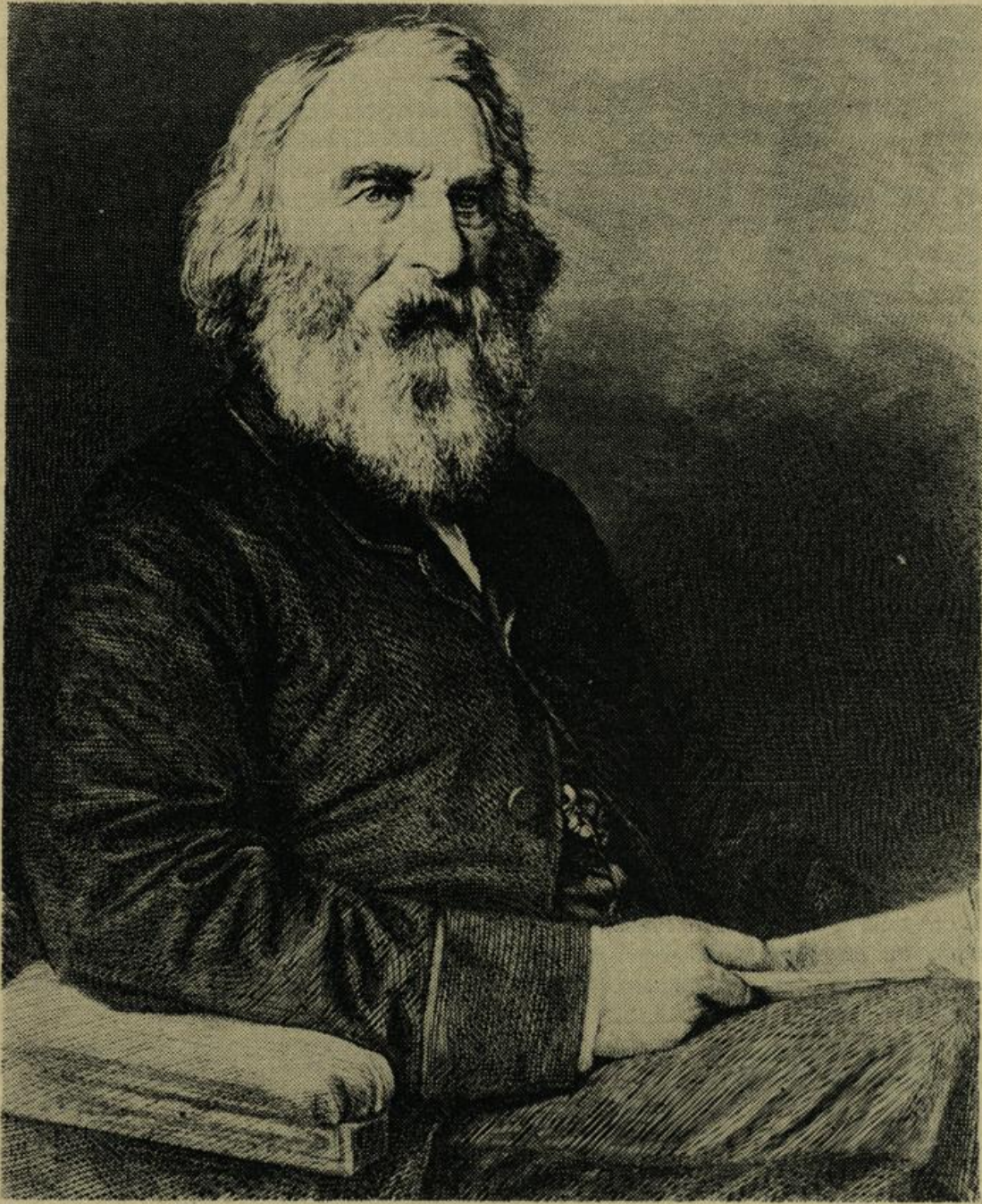
Hiermit schließen wir für heut um uns nächsten Mittwoch einem neuen Thema: „Oxford und die englischen Universitäten“ zuzuwenden.

### III

#### Kommentar

Henry Wadsworth Longfellow (1807–1882), Sohn eines prominenten Juristen, stammte in direkter Linie von den englischen Puritanern, „Pilgrim Fathers“ genannt, ab, die 1620 eine Siedlung in Plymouth, Massachusetts gründeten. Abgesehen von Studienreisen durch Europa 1826–29, 1835–36 und 1842 und einer Tour durch den Kontinent 1868–69 verbrachte er sein ganzes Leben in gesicherten Verhältnissen in Neu-England. Von 1836 an wohnte er in Washingtons ehemaligem Hauptquartier, Craigie House, Cambridge. 1854 gab er seine Harvard-Professur auf, um freier Schriftsteller zu werden, genoß aber weiterhin das rege intellektuelle Leben, das die kleine, jedoch angesehene Universitätsstadt zu bieten hatte. Der Tod seiner ersten Frau, Mary Potter (1835) bildet den Ausgangspunkt für seinen Roman **Hyperion**. 1843 heiratet Longfellow Frances (Fanny) Appleton, das Vorbild für Mary Ashburton, die Heldin dieses Werks. Ihrer idyllischen Ehe bereitete 1861 ein tragischer Unfall jäh ein Ende. Mary fand, trotz aller Rettungsversuche ihres Mannes, den Tod in den Flammen. Zu seinen engsten Freunden zählte Longfellow Ferdinand Freiligrath, den er 1842 in St. Goar kennengelernt hatte. Diese Freundschaft hat James Taft Hatfield als Herausgeber des Briefwechsels aus den Jahren 1842–73 aufschlußreich dokumen-





Henry Wadsworth Longfellow (1807–1882)



tiert<sup>27</sup>. Mit Recht hebt Fontane Longfellows Bedeutung für die Nordamerikaner als Vermittler ausländischer Literaturen hervor. Er war ein eifriger Verfechter der Sprach- und Literaturwissenschaft in einem Land, wo praktische Fähigkeiten und materieller Erfolg den höchsten Stellenwert einnahmen. Der wichtigste ausländische Einfluß auf ihn kam von Goethe und den deutschen Romantikern her. In seinen Vorlesungen über Goethe — von 1837 an — suchte er seinen Enthusiasmus mitzuteilen; sie stellten ein bedeutsames Plädoyer für diesen in Nordamerika suspekten deutschen Dichter dar, dessen religiöse Äußerungen bei den Puritanern Neu-Englands Grund zum Anstoß gaben. Dagegen entsprach Schillers Weltbild eher ihren eigenen Lebensauffassungen. Longfellows Interesse an der Literatur der Alten Welt aber war nicht nur romantischer Eskapismus. Für ihn machte die Dichtung der Vergangenheit einen wesentlichen Teil des Erbes der zivilisierten Menschheit aus. In seiner Schlußansprache anläßlich der Verleihung seines akademischen Grades am Bowdoin College — 1825 — betonte er die Notwendigkeit einer nationalen Literatur und die Anerkennung des Dichterberufes als eine gesellschaftlich akzeptierte Stellung<sup>28</sup>. Dreißig Jahre später bewies er die Stichhaltigkeit seiner Argumente durch seine eigene Persönlichkeit.

Zu einem erstaunlichen Grad gleichen seine Ansichten und frühen Erfahrungen denen Fontanes, der sich gleichfalls dem Ausland — nämlich Großbritannien — und zwar in der Suche nach einem kulturellen Erbe zuwandte, das der einheimischen Literatur als schöpferisches Moment dienen sollte. Seinen poetischen Leistungen lag wie denen Longfellows eine fruchtbare Kombination von Altem und Neuem zugrunde. 1835 schrieb der amerikanische Autor: „Für meine jugendliche Einbildungskraft war die alte Welt eine Art Heiliges Land, weit entfernt jenseits des blauen Horizonts des Ozeans; und als ich seinen Strand zuerst erblickte, wie er im Nebel auftauchte, stieg in mir die tiefe Gemütsregung eines Pilgers auf, der in weiter Ferne den Turm erblickt, der von der ersehnten heiligen Stätte emporragt.“<sup>29</sup> 1844 notierte Fontane im Tagebuch: „Seit Jahren blickt ich auf England wie die Juden in Ägypten auf Kanaan.“<sup>30</sup> Diese Bemerkung entsprang zwar in erster Linie dem Verlangen nach individueller Freiheit, aber in beiden Fällen wird der Sehnsucht nach einer Erneuerung der vorherrschenden Anschauungen im eigenen Land und nach einer neuen Quelle seelischer und sittlicher Inspiration Ausdruck verliehen. Beide Schriftsteller waren gleichzeitig Patrioten und Weltbürger.

Anders aber als Fontane genoß Longfellow zu Hause und im Ausland schon zu Lebzeiten eine phänomenale Popularität. 1855 wurden innerhalb von vier Wochen 10 000 Exemplare von *Hiawatha* verkauft, und 1857 wurde die gleiche Zahl von Exemplaren von *The Courtship of Miles Standish* am Erscheinungstag des Buches in England abgesetzt. 1868 und 1869 wurde Longfellow Ehrendoktor der Universitäten von Cambridge und Oxford und zu einer privaten Audienz bei Queen Victoria geladen. Am 17. Juli 1869 erklärte die *Illustrated London News*: „Es gibt keinen lebenden englischen Dichter, der in England so viele Leser hat wie Longfellow. Seine Werke sind ja Millionen bekannt.“<sup>31</sup> Zu diesem Zeitpunkt verfügte er bereits über ein Einkommen von mehr als 48 000 Dollar im Jahre. Bis 1900 waren Longfellows Werke in zwölf Sprachen übersetzt, und allein in Deutschland waren 33 verschiedene Übersetzungen erschienen, darunter acht von *Evangeline* und fünf von *Hiawatha*. Obwohl es schon immer kritische Bedenken gab, was die Qualität seiner Dichtung betrifft, so hat er eindeutig, wie Tennyson auch, für seine Zeit gesprochen, und das mit einer Stimme, die seine Zeitgenossen liebten und verstanden.



Am Anfang seiner Darstellung von Longfellows Werken macht Fontane von der Gelegenheit Gebrauch, seine eigenen Ansichten über die Kunst des Übersetzens zu äußern. In seinen dokumentarischen Schriften kommen solche Exkurse über literarische und ästhetische Fragen häufig vor. Hier nutzt er die Möglichkeit, auf Grund praktischer Erfahrung die Übersetzungsversuche seiner Landsleute kritisch zu betrachten. Daß er Freiligrath ausnimmt, ist nicht überraschend, denn aus einem Brief an Longfellow geht hervor, daß für Freiligrath der Drang zum Übersetzen von poetischer Inspiration kaum zu unterscheiden war: „... ich soll zuviel übersetzen! Ich kann darauf nur erwidern ... Daß ich ... beim Lesen eines mir besonders ansprechenden Gedichts in einer fremden Sprache dem Drange, dasselbe zu übersetzen ebensowenig widerstehen kann, wie ich die eigene Conception abzuweisen imstande bin ... Dir brauche ich außerdem nicht noch zum Überfluß zu sagen, wie eben auch eine poetische Uebersetzung **gedichtet** werden muß, wenn sie was werth sein soll.“<sup>32</sup> Fontane war wie Freiligrath der Meinung, daß ein übersetztes Gedicht zuallererst ein Gedicht zu sein habe und erst an zweiter Stelle käme die buchstäbliche Treue gegenüber dem Original.

Das Bewundernswerte bei Freiligrath ist, daß ihm oft beides gelang. Fontane neigte eher dazu, den Rhythmus und die Stimmung eines Gedichtes wiederzugeben, wenn auch gelegentlich die wörtliche Bedeutung dabei verloren ging. Freiligrath veröffentlichte zehn ausgezeichnete Longfellow-Übersetzungen neben einer Übertragung von **Hiawatha**, deren erste Strophen Longfellow mit den Worten charakterisiert: „wie dem Original auf Löschpapier abgenommen.“<sup>33</sup> Er selber verfaßte Übersetzungen aus 18 Sprachen, und Fontanes Analyse des Übersetzungstalents Freiligraths gilt ebenfalls für Longfellow. Die frühe Nachdichtung von Uhlands „Schloß am Meer“, einem Gedicht, dem Fontane in **Unwiederbringlich** weitere Bedeutung beimessen sollte, ist dafür charakteristisch. Allerdings behauptete er, daß es einen Teil seiner Werbung um Fanny Appleton bildete und daß die besten Zeilen von ihr stammen. Unter seinen späteren Übersetzungen ist die Version von Goethes „Wandrer's Nachtlid I und II“ eine Spitzenleistung. In einem Brief an Freiligrath aber erklärt er, daß er mit **seinen** Gedichten nicht fertig wird, vor allem nicht mit der „Nacht im Hafen“<sup>34</sup>. Longfellow erkannte in der Arbeit als Übersetzer nicht nur eine schöpferische Tätigkeit **sui generis**. Er empfand es wie Freiligrath fast als Pflicht, seine Begabung zu nutzen, um seinen Landsleuten die Kunst anderer Länder zu vermitteln. Außerdem sah er in ihr eine Quelle dichterischer Eingebung: „Es ist, wie wenn man den Boden des eigenen Geistes mit einer Pflugschar aufreißt; tausend Gedankensamen keimen auf ... die sonst in der Erde liegen geblieben und verrottet wären.“<sup>35</sup> Nach dem Tod seiner zweiten Frau nahm die Übersetzung eine therapeutische Funktion an. So fertigte er eine englische Fassung von Dantes **Divina Commedia** an, um seinen Schmerz über ihren Verlust zu betäuben.

Heutzutage sind die Prosawerke Longfellows in Vergessenheit geraten, obwohl sie nach wie vor seine seelische und künstlerische Entwicklung aufschlußreich dokumentieren. Seine 1849 erschienene Erzählung **Kavanagh** hat man als „Essay in der Form eines Romans“ bezeichnet<sup>36</sup>, und die Hauptfigur ist, wie Fontane mit Recht bemerkt, der Schullehrer, der Longfellows Gedanken über Literatur und Wissenschaft erörtert. Einer der wichtigsten betrifft den Begriff der Nationalliteratur: „Das Beste bei den Dichtern eines jeden Landes ist nicht das Nationale sondern das Universelle. Ihre Wurzeln stecken im Boden des Vaterlandes, aber ihre Äste bewegen sich in der unpatriotischen Luft, die für alle die gleiche Sprache spricht, und ihre Blätter glänzen mit dem grenzenlosen Licht, welches alle



Länder durchflutet.<sup>37</sup> Diese Äußerung liegt Fontanes Denken nahe, obgleich er sie in seinem Vortrag nicht zitiert hat. Mit Recht weist Fontane auch auf den deutschen Einfluß vor allem von seiten Jean Pauls auf dieses Werk hin<sup>38</sup>, das mit Goethes Zeilen aus **Wilhelm Meister**, „Wer nie sein Brot mit Tränen aß . . .“ beginnt. Der Stoff trägt viele autobiographische Züge. Churchills Kampf um die Erfüllung seiner künstlerischen Sendung angesichts der prosaischen Pflichten eines Schulmeisters ist eine humoristische Widerspiegelung von Longfellows eigener Lage als Akademiker. Seine Zeit war nicht den seltenen Freuden des wissenschaftlichen Forschens gewidmet, sondern wurde vom täglichen Trott, unreife Geister auszubilden und dem Mangel an Sprachfibeln eigenhändig abzuhelpfen, in Anspruch genommen.

Die Frage nach den von Fontane benutzten Longfellow-Ausgaben läßt sich leider nicht klären, nicht einmal, ob er die Werke in deutscher oder englischer Fassung kannte. Er beruft sich zwar ausschließlich auf Werke, die in deutscher Sprache vorlagen, hat sie aber, wie es scheint, selbst im englischen Original gelesen. Dafür spricht auch, daß er auf Longfellows perfekte englische Übertragung des Fuchsliedes in **Hyperion** aufmerksam macht und auch in seinem Vortrag Zitate verwendet, die aber nach Fontanes üblicher Art und Weise ungenau sind<sup>39</sup>. Die von Fontane zitierte Beschreibung von Mr. Churchill in der Erzählung **Kavanagh** kann als typisches Beispiel für seine Verfahrensweise dienen. Im Original heißt es wie folgt: „Nature had made Mr. Churchill a poet, but destiny made him a schoolmaster. This produced a discord between his outward and inward existence. Life presented itself to him like the Sphinx, with its perpetual riddle of the real and the ideal. To the solution of this dark problem he devoted his days and nights. He was forced to teach grammar when he would fain have written poems; and from day to day, and from year to year, the trivial things of life postponed the great designs which he felt capable of accomplishing, but never had the resolute courage to begin. Thus he dallied with his thoughts and with all things, and wasted his strength on trifles; like the lazy sea, that plays with the pebbles on its beach, but under the inspiration of the wind might lift great navies on its outstretched palms, and toss them into the air as playthings.“<sup>40</sup> Bei Fontane also erhebliche unvermerkte Kürzungen, wahrscheinlich aus Zeitgründen, und eine ungenaue Übersetzung des Schlußbildes. Es kann natürlich sein, daß diese Übersetzung von anderer Hand stammt, oder aber, daß Fontane vorwiegend aus dem Gedächtnis zitiert hat. Daß er hier als Literat und nicht als Wissenschaftler vorgeht, kann man ihm nicht übelnehmen. Interessant ist, wie er die bildhaften Floskeln in Longfellows Sprache fast alle tilgt. Wie häufig bei seinen Balladenübersetzungen, so hat er auch hier eine Version geschaffen, die straffer, nüchterner und logischer ist als das Original. Der eigentliche Kern der Sache bleibt dabei erhalten.

Aus Platzmangel lassen sich die anderen zitierten Textstellen nicht im einzelnen untersuchen, aber bei ihnen läßt sich Ähnliches feststellen. Nur bei **Hiawatha** kann man mit ziemlicher Sicherheit davon ausgehen, daß Fontane nach Freiligrath zitierte, obwohl seine Übersetzung von Longfellows Vorbemerkung zu diesem Gedicht **nicht** von Freiligrath stammt, also wahrscheinlich eine eigene Nachformulierung des Originals darstellt.

**Hyperion**, das zweite von Fontane geschilderte Prosawerk Longfellows, ist eine gefühlvolle, teils sentimentale Erzählung vom Lebensweg des jungen Helden mit noch stärkeren autobiographischen Zügen als **Kavanagh**, die trotzdem jahrelang



der englischsprechenden Welt als beliebter Reiseführer durch Deutschland gedient hat. Sie hatte überhaupt viel Erfolg beim Publikum, nur nicht bei Fanny Appleton, die recht verblüfft gewesen sein muß, als sie die Geschichte ihres eifrigen Liebhabers, seiner impulsiven poetischen Werbung um sie und seiner vollkommenen Überwindung ihrer Absage schwarz auf weiß nur kurze Zeit nach den Ereignissen vorfand. Longfellow mußte diese naive Taktlosigkeit durch jahrelange Werbung büßen. Die Erzählung ist eine eigentümliche Mischung von unterschiedlichen künstlerischen Darstellungsmitteln, die durch das erlebende Medium des Helden nur lose verbunden sind. Die Kapitel über Goethe und Jean Paul sind aus Longfellows Vorlesungen an der Universität Harvard übernommen. Kapitel IV. im vierten Buch besteht aus einer wortwörtlichen Übersetzung von Hoffmanns Erzählung **Johannes Kreisler, des Kapellmeisters, musikalische Leiden** bis auf den Teil, der von der Liebe handelt, da der enttäuschte Liebhaber diese Stelle wohl zu schmerzhaft gefunden hat. In die epische Darstellung werden immer wieder Gedichte einbezogen, die unterschiedliche Funktionen haben; so wirbt Paul Flemming um Mary mittels eigener Übersetzungen von deutschen Gedichten. Daß viel geredet und wenig gehandelt wird, stört den werdenden Romanautor Fontane freilich nicht. Die eigenen Romane sollten immer wieder bei gemütlichen und anregenden Gesprächen verweilen. Die Strukturlosigkeit und Empfindsamkeit waren ihm weniger akzeptabel.

Jean Pauls großer Einfluß auf die exzentrische Zusammenstellung des Werkes ist unverkennbar, aber neben ihm waren die wichtigsten literarischen Vorbilder nicht Heines **Reisebilder**, sondern Goethes **Wilhelm Meister** und Washington Irvings **Sketch Book** (1820). **Hyperion** ist ein Entwicklungsroman deutscher Herkunft, in dem gezeigt wird, wie man sich, durch Leiden geläutert, mit Resignation, aber auch mit Hoffnung gestärkt der Zukunft zuwenden kann. Das Buch weist viele romantische Züge auf — die Betonung des Gefühlslebens, die Vermischung von Prosa und Dichtung, Schwärmerei für Natur und exotische Ferne (Deutschland!). Nach dem Tod seiner ersten Frau fand Longfellow bei den Dichtern der deutschen Romantik, vornehmlich Novalis, Trost. Den Titel seiner Gedichtsammlung **Voices of the Night** (1839; **Stimmen der Nacht**), verdankt er zweifellos Novalis' **Hymnen an die Nacht**. Durch intensive Studien, denen er sich z. B. in Heidelberg widmete, versuchte Longfellow, seinen persönlichen Verlust zu überwinden. Dabei wurde seine Beschäftigung mit der deutschen Literatur von ihren Anfängen an gleichsam zum seelischen Erlebnis und zum entscheidenden Schritt in seiner Entwicklung zum reifen Dichter. Thompson behauptet: „Seine Liebe für die Romantische Dichtung Deutschlands, lehrte ihn, den Schwerpunkt seiner Existenz auf die Sprache des Gefühls zu verlagern, in der seine eigentliche dichterische Kraft lag“<sup>41</sup>. Aus diesen persönlichen Erfahrungen heraus entstand das erste wichtige Werk, wodurch deutsches Leben als auch deutsche Literatur in Nordamerika bekannt wurde. Literaturhistorisch und kulturgeschichtlich ist dieser Roman von großer Bedeutung.

In den drei von Fontane erwähnten epischen Dichtungen kam er dem Bedürfnis seiner Landsleute nach einer heimischen literarischen Tradition bewußt entgegen. In diese Schaffensperiode fällt auch das Versdrama **The Golden Legend** (1851), das, im mittelalterlichen Europa spielend, mit Hartmanns **Der arme Heinrich** und Goethes **Faust** Verwandtschaft aufweist<sup>42</sup>. Fontane scheint dieses Werk nicht gekannt zu haben, was gut möglich ist, da es den überragenden Erfolg der anderen nicht genoß. Obwohl alle drei Werke nordamerikanische Stoffe behandeln und Landschaftsschilderung in ihnen eine erhebliche Rolle spielt, kam Longfellow



nicht auf den Gedanken, die Lokalitäten selber zu besichtigen. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß John Banvards Mississippi-Diorama in Boston zu einem Zeitpunkt gezeigt wurde, als Longfellow gerade angefangen hatte, an *Evangeline* zu arbeiten. Eine fünf Kilometer lange Bilderserie erweckte im Zuschauer den Eindruck, als ob er den Fluß hinunterführe. Sonst schöpfte Longfellow fast immer aus literarischen Quellen, u. a. aus Charles Sealsfields *Life in the New World*. Den Stoff von *Hiawatha* entnahm er Schoolcrafts *History, Condition, and Prospects of the Indian Tribes of the United States*. Als das Gedicht erschien, gratulierte ihm Schoolcraft wegen der Authentizität seiner Schilderung. Was Fontane über den fehlenden Stempel der Originalität bei Longfellow sagt, stimmt weitgehend. Interessant ist aber in *Evangeline*, daß in diesem erzviktorianischen Gedicht die Frau dem Manne nachläuft. *The Courtship of Miles Standish* (1858) hat als Hauptpersonen zwei Vorfahren des Dichters, John Alden und Priscilla Mullins. Er bezeichnete es als „Eine Art puritanisches Pastoral“<sup>43</sup>, und es ist das heitere Nebenprodukt seiner ernsthaften Materialsuche für ein religiöses Epos. Obwohl Fontane Longfellows nach wie vor berühmtestes Gedicht, *Hiawatha*, verhältnismäßig wenig Zeit widmet, bemerkt er jedoch das Wesentliche und wird dem Gedicht, das er in seinem Tennyson-Vortrag ungerechtfertigt als „Cid“-Anlehnung abtut, am meisten noch durch das Zitieren mehrerer Stellen gerecht. Es scheint, daß er sich in den dazwischenliegenden Wochen besser informiert hat. Als das Gedicht herauskam, wurde der Ursprung der Versform nachhaltig diskutiert. William Howitt so wie Freiligrath erkannten seine finnische Abstammung. Die Form geht auf das finnische Epos *Kalevala* zurück. Longfellow behauptet aber, die Wiederholungen seien gleichfalls ein Merkmal der indianischen Dichtung. Wegen seiner eigenartigen Versform ist das Gedicht vielfach parodiert worden. Longfellow selber hat die Parodie, die schon 1856 in der englischen Zeitschrift *Punch* erschien, sehr erheitert. Er beschreibt seinen Helden *Hiawatha* als „eine Art amerikanischen Prometheus“<sup>44</sup>. Ein anderer Kritiker fand, er hätte zu viel von einem christlichen Gentleman. Klar ist, daß das Gedicht dem Geschmack der Zeit entsprach. Ein idealisiertes, romantisches Bild vom Menschen wurde einer realistischen oder gar zeitkritischen Lebensschilderung vorgezogen.

Fontane hatte mit Longfellow eine frühe Liebe für die Ballade gemein; und wenn Longfellows Interesse durch seine Entdeckung der deutschen Volksliedersammlung *Des Knaben Wunderhorn* erweckt wurde, so erwachte umgekehrt Fontanes Interesse durch seine etwa zehn Jahre spätere Entdeckung der altenglischen und schottischen Balladen in den Sammlungen von Percy und Scott. Während Fontane der deutschen Ballade in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts — durch seine Behandlung zeitgenössischer Stoffe — eine neue Richtung gab, hatte Longfellow schon in den vierziger Jahren Ähnliches geleistet.<sup>47</sup> Die von Fontane erwähnte Ballade ‚Das Skelett in der Rüstung‘ beruht, wie andere Balladen auch, auf einem Tagesereignis, das aber als Vorwand für eine Wikingergeschichte dient, in der der Dichter eine poetische Erklärung für das Auffinden eines Gerippes mit Brustharnisch im Rundturm zu Newport erfindet. Daß Fontane sich nur wenig Zeit für Longfellows Balladen und Lieder gelassen hat, ist am ehesten der Stoffülle seines Themas zuzuschreiben, wäre aber auch dadurch zu entschuldigen, daß viele dieser Gedichte seinen Zuhörern schon bekannt gewesen sein könnten. Schon 1851 schrieb Freiligrath, „I'm happy to say, that my translation of ‚Excelsior‘ and my wife's of ‚The Rainy Day‘ are also running through a large number of German Anthologies“<sup>45</sup>, und mit gerade diesen wohlbekanntesten Gedichten schließt Fontane seine Vorlesung: Eine Strategie, die wohl berechnet war, seine Zuhörer



in der Nachglut einer dramatischen Lesung von etwas schon Bekanntem, aber durch seinen Vortrag Geschätzterem angenehm berührt und befriedigt nach Hause zu schicken<sup>46</sup>.

Im Gegensatz zu dem schnell hingeworfenen Urteil, das Fontane am Ende seines Tennyson-Vortrages fällt, wirken die Meinungen, die er hier äußert, wohlüberlegt und ausgewogen. Bemerkungen zu Longfellows Ekletizismus, zu der Bedeutung des Hexameters bei ihm und zum Wert seiner Übersetzungen gelten heute noch, so wie sein Gesamturteil über Longfellow als Dichter zweiten Ranges. Sein Pauschalurteil, daß die „besten Longfellowschen Arbeiten ein Echo unsrer eignen Literatur [sind]“, läßt sich aber bezweifeln. In ihrer Untersuchung sieht Anna J. DeArmond die Formlosigkeit der Prosawerke als bedauerliches Ergebnis seiner Kenntnisse von Goethe und Jean Paul, und von letzterem scheine er neben einem Mangel an intellektueller Strenge auch einen gewissen nichtssagenden Welt-schmerz in manche seiner lyrischen Gedichte übernommen zu haben. Sie kommt daher zum Schluß, daß die Wirkung deutscher Literatur auf Longfellow nicht als reiner Gewinn zu betrachten sei<sup>48</sup>. Wenn man davon absieht, daß seine Prosawerke inzwischen von rein historischem Interesse sind, aber einige seiner späten Gedichte, z. B. „Kéramos“ und „Morituri Salutamus“, heute vielleicht eher Beachtung verdienen als die noch bekannteren „Excelsior“ und *Hiawatha*, dann haben die Werke Longfellows, die nach 1860 erschienen sind, wenig an der allgemeinen Gültigkeit von Fontanes Urteil geändert.

Im ganzen bezeugen Fontanes Äußerungen eine breite und ziemlich detaillierte Vertrautheit mit den Werken des amerikanischen Autors. Er bewertet das künstlerische Schaffen seines Dichterkollegen mit feinem literarischem Gespür, wägt dessen Verdienste und Mängel in einer differenzierten Wertung und ohne einen Anflug von Neid gegenüber dem erfolgreicheren Autor wohltuend ab. Fontane bleibt in seiner kritischen Betrachtungsweise nach wie vor großzügig — ein ‚perfect gentleman‘.

#### Anmerkungen

- 1 Die Vorlesungen waren folgende:
  11. 1., Whigs and Tories
  18. 1., Englische Historienmalerei
  25. 1., Englische Presse und Times
    1. 2., Tennyson und Longfellow
    8. 2., Das schottische Hochland und seine Bewohner
    15. 2., Altenglische Balladen
    22. 2., Schottische Volkslieder
    29. 2., Longfellow
    7. 3., Oxford und die englischen Universitäten
    14. 3., Melrose Abbey und Abbotsford
- 2 Brief vom 21. 12. 1859, in: Theodor Fontane, *Briefe*, hg. von K. Schreinert und C. Jolles, Berlin 1968, Bd. 1.
- 3 In: Vossische Zeitung vom 13. 1. 1860.
- 4 Theodor Fontane, *Aufzeichnungen zur Literatur*, hg. von H.-H. Reuter, Berlin 1969, S. 173—74, wiederabgedruckt in: Nymphenburger Fontane-Ausgabe Bd. 21/2, München 1974, S. 464—65. NFA, Bd. 21/2, S. 703 enthält die Information, daß der Longfellow-Vortrag in einer Abschrift von Emilie Fontane im FAP vorliegt. Das Manuskript ist aber eindeutig von Theodor Fontanes Hand. Die später mit Bleistift gekennzeichnete Stelle im MS fängt an: „Es wird nirgends so viel übersetzt ...“ und geht bis „... fallen hier mehr zusammen als irgend wo anders.“



- 5 Luise. Ein ländliches Gedicht in drei Idyllen von Johann Heinrich Voß (1751–1826).
- 6 Der blonde Eckbert. Märchennovelle von Ludwig Tieck (1773–1853).
- 7 1855 in Dessau uraufgeführt, harrt das Stück noch seiner Erstaufführung in der angelsächsischen Welt, obwohl bis 1857 über 38 000 Exemplare verkauft wurden.
- 8 Friedrich August Wolf (1759–1824), klassischer Philologe.
- 9 Hier hat Fontane eine Lücke gelassen.
- 10 Dieser Ausdruck wird ausschließlich von Männern gebraucht und heißt „flottes Aussehen“. Longfellow schreibt in der Tat von „that indefinable fascination that has no name“ („jenem unbestimmbaren Reiz, der keinen Namen hat“) H. W. Longfellow, *Prose Works*, Riverside Edition, Boston 1895, Bd. 2, S. 340. Fontane ist trotz eindrucksvoller literarischer Kenntnisse mit der englischen Idiomatik nie vollkommen zurechtgekommen.
- 11 Eigentlich ein kleiner streitsüchtiger nordamerikanischer Vogel, *tyrannus carolinensis*, engl. „king bird“.
- 12 Erst nach dem Tode seines Vaters wird er Pfarrer, tritt aber schon vorher aus der katholischen Kirche aus und der reformierten Kirche bei.
- 13 Pseudonym von Charlotte Brontë, Verf. von *Jane Eyre* (1847).
- 14 Siehe Kommentar.
- 15 Ein Mißverständnis Fontanes: das was Churchill und Longfellow als „romance“ bezeichnen, ist eine Prosaerzählung oder Roman, der um das Innenleben des Helden kreist.
- 16 Eigentlich Salzburg.
- 17 Diese Bemerkung bezieht sich auf Uhlands Gedicht „Das Schloß am Meer“. *Prose Works*, Bd. 2, S. 186.
- 18 Der Engpaß von Roncevaux, wo die Helden in dem altfranzösischen Epos, *La Chanson de Roland*, sterben.
- 19 Longfellows Übersetzung von dem Volkslied, „Was kommt dort von der Höh“, *Allgemeines deutsches Lieder-Lexikon*, hg. von Wilhelm Bernhardt, Leipzig 1847, Bd. 2, N. 2038, S. 393.
- 20 Schiller. *Don Carlos*. III. Akt, 10. Auftritt.
- 21 Engl. „Basil“.
- 22 Diesen Vergleich hat Fontane aus *Kavanagh* entlehnt, *Prose Works*, Bd. 2, S. 393.
- 23 Eigentlich „don't“.
- 24 Eigentlich „Dacotahs“.
- 25 Da die von Fontane benutzte Ausgabe sich leider bisher nicht hat ermitteln lassen, sind diese Textstellen nicht näher zu bestimmen.
- 26 Das Gedicht in Freiligrathscher Fassung, die Fontane sicher benutzte, ist im Anhang abgedruckt.
- 27 „The Longfellow – Freiligrath Correspondence“ in: *Publications of the Modern Language Association of America* 48, 1933, S. 1223–93.
- 28 Vgl. Lawrance Thompson, *Young Longfellow: 1807–1843*, New York 1969, S. 71.
- 29 *Prose Works*, Bd. 1, S. 20.
- 30 NFA 17, München 1963, S. 466.
- 31 1867 schrieb George Bancroft an Longfellow: „... in Deutschland werden Sie mehr gelesen als jeder britische Dichter unserer Zeit.“ in: Edward Wagenknecht, *Henry Wadsworth Longfellow*, New York 1966, S. 150.



- 32 Longfellow — Freiligrath, S. 1249–50.
- 33 Ebenda S. 1284.
- 34 Ebenda S. 1245.
- 35 Ebenda S. 1253.
- 36 Cecil B. Williams, *Henry Wadsworth Longfellow*, New York 1964, S. 120.
- 37 *Prose Works*, Bd. 2, S. 367.
- 38 Ob Longfellow **Siebenkäs** gelesen hat, ist unbekannt. Fest steht, daß er zu dieser Zeit **Titan** bereits kannte. Longfellows Kenntnisse der deutschen Literatur werden in Henry A. Pochmann, *German Culture in America: 1600–1900*, Madison 1957, dokumentiert.
- 39 Vgl. in dieser Hinsicht Andrea MhicFhionnbairr, *Anekdoten aus allen fünf Weltteilen*, Frankfurt 1985, und Bettina Plett, *Die Kunst der Allusion*, Köln 1986.
- 40 *Prose Works*, Bd. 2, S. 294. „Die Natur hatte Mr. Churchill zum Poeten bestimmt, aber sein Schicksal hatte ihn zum Schulmeister gemacht. Dies verursachte eine Disharmonie seiner inneren und äußeren Existenz. Das Leben kam ihm wie die Sphinx vor, mit ihrem ewigen Rätsel von Wirklichkeit und Ideal. Der Lösung dieses dunklen Problems widmete er seine Tage und Nächte. Er mußte Grammatik unterrichten, wenn er Gedichte schreiben wollte; und von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr hielten ihn die kleinen Dinge des Lebens davon ab, das Große zu tun, zu dem er die Kraft in sich fühlte, aber nicht den energischen Mut des Beginnens. Er verweilte also bei seinen Gedanken und bei allen möglichen Dingen und verbrauchte seine Kraft mit Lappalien; er war wie das faule Meer, das mit den Kieseln am Strand spielt und doch mit Hilfe des Windes große Flotten auf seinen ausgestreckten Handflächen aufheben und wie Spielsachen in die Luft schleudern könnte.“
- 41 *Young Longfellow*, S. 231.
- 42 Eine deutsche Übersetzung, *Die goldene Legende*: deutsch von K. Kleck, erschien erst 1860 in Leipzig.
- 43 Zitiert nach Williams, *Longfellow*, S. 165.
- 44 Longfellow — Freiligrath, S. 1280.
- 45 Ebenda S. 1272: „Es freut mich zu sagen, daß meine ‚Excelsior‘-Übersetzung und die meiner Frau von ‚The Rainy Day‘ in einer hohen Zahl von deutschen Anthologien stehen.“
- 46 Siehe Anhang.
- 47 Zitiert nach *Young Longfellow*, S. 309. „Seit den Gedichten [Stimmen] habe ich mich auf ein neues Gebiet begeben; nämlich **Balladen**; das fängt an mit **Schiffbruch des Schooners Herperus auf dem Riff Norman's Woe** in dem großen Sturm vor zwei Wochen. Es wird innerhalb weniger Tage gedruckt, und ich werde es an eine Zeitung schicken. Ich denke, ich werde noch mehr schreiben. **Die Nationale Ballade** ist unberührter Boden hier in Neu-England; und es gibt großartige Stoffe. Außerdem will ich **die Menschen berühren**.“
- 48 Vgl. Anna J. DeArmond, „Longfellow and Germany“, in: *Delaware Notes* 25, 1952, S. 33.



Anhang :

**EXCELSIOR!**

Die Nacht sank auf der Alpen Joch,  
Da zog durchs Dorf ein Jüngling noch;  
Der trug ein Banner in der Hand,  
Auf dem der fremde Wahlspruch stand:  
**Excelsior!**

Trüb seine Stirn; sein Aug' ein Schwert,  
Das blitzend aus der Scheide fährt;  
Wie klingend Erz melodisch tief  
Der Stimme Ton, mit der er rief:  
**Excelsior!**

Rings in den stillen Hütten glomm  
Der Schein des Herdes, traut und fromm;  
Gespenstisch reckten sich im Kreis  
die Gletscher — doch er seufzte leis:  
**Excelsior!**

Der alte Dörfner sprach: „O laß!  
Eng und gefährlich ist der Paß!  
Schwarz droht der Sturm, der Gießbach schwoll!“  
Als Antwort klang es tief und voll:  
**Excelsior!**

Das Mädchen sprach: „Bleib, müder Gast!  
In meinen Armen halte Rast!“  
Sein blaues Auge strahlte feucht;  
Doch wieder sang er, ungebeugt:  
**Excelsior!**

„Weich aus der dürrn Kiefer Fall!  
Flieh der Lawine zorn'gen Ball!“  
Dies war des Landmanns letztes Wort;  
Hoch in den Bergen klang es fort:  
**Excelsior!**

Frümorgens, als zum Herrn um Kraft  
Flehte Sankt Bernhards Bruderschaft,  
Da tönte wie aus tiefer Gruft,  
Ein Rufen durch die bange Luft:  
**Excelsior!**

Und spürend, unterm Schnee zur Stund'  
Fand einen Wandersmann der Hund;  
Noch hielt er in der eis'gen Hand  
Das Banner, drauf der Wahlspruch stand:  
**Excelsior!**

Dort, in des Zwilichts kaltem Wehn,  
Dort lag er leblos, aber schön;  
Herab vom Himmel, klar und fern,  
Fiel eine Stimme, wie ein Stern:  
**Excelsior!**



Walter Hettche, München (Hrsg.)

**Theodor Fontane: „Die 10. Husaren“.  
Eine bisher unbekannte Rezension**

Am 16. Januar 1867, während der Arbeit an seinem Buch über den deutschen Krieg von 1866, schreibt Fontane an seinen Verleger Rudolf von Decker folgenden Brief:<sup>1</sup>

Hochgeehrter Herr von Decker.

Pardon, daß ich heute erst dazu komme, Ihnen für Ihre freundliche Zuschrift sammt dem beigeschlossenen Büchelchen zu danken, auch meine Glückwünsche zum neuen Jahre auszusprechen.

Das Büchelchen ist liebenswürdig seiner Gesinnung nach, aber sehr unbedeutend an manchen Stellen, wenig geschickt im Ausdruck. Zu diesen schwachen Stellen gehört auch die von Ihnen mit Recht befragezeichnete Bemerkung. Sie war mir, als ich das Buch vor etwa 8 Tagen las, (ich hab es in der Kreuz Ztg ziemlich ausführlich besprochen und zufällig gerade den Humbert'schen Bericht daraus citirt) gleich aufgefallen und hatte mir ein Lächeln abgezwungen. Die Sentenz hat ein gewisses psychologisches Interesse, weil man sieht wie Eitelkeit, leiser Unmut und anständige Gesinnung miteinander kämpfen. Die letztre behält schließlich die Oberhand, aber doch erst nachdem sie von den beiden andern Elementen eine beneidenswerte Teinture erhalten hat. Herr von Humbert hat guten Grund mit der Darstellung wenig zufrieden zu sein. Es kann nämlich kein Zweifel darüber obwalten, daß diese Attacke eigentlich die glänzende That des Regiments ist und nicht die Attacke des Major von Hymmen, so daß der pour le mérite des letztern, dem Führer der 1. Escadron einen leisen Augenschmerz verursachen mag. Er hat übrigens mit dem Ritterkreuz des Hohenzollern-Ordens auch gut abgeschnitten und da der pour le mérite eigentlich nur für direkte Tapferkeit im dichtesten pêle mêle und nicht für einen brillanten Coup, er sei so glücklich verlaufen wie er wolle, gegeben wird, so läßt sich am Ende gegen die Verteilung nichts erhebliches sagen. Uebrigens werd' ich in meinem Buch, das natürlich die beiden Wald-Episoden bei Königgrätz (Sadowa und Benatek-Cistowes) ausführlich behandeln wird, auch nicht die Humbertsche Attacke zu erwähnen unterlassen.<sup>2</sup> Was die Arbeit selbst angeht, so sitz' ich unter Bergen von Büchern und Zeitungen begraben; ich wollte die Berge wären viel, viel niedriger, enthielten aber mehr Goldadern. Das würde mir die Arbeit sehr erleichtern.

Ganz ergebenst

Th. Fontane

Die Rezension, von der Fontane spricht, ist ungezeichnet in der Beilage zu Nr. 11 der „Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung“ vom 13. Januar 1867 erschienen und seitdem nicht wieder gedruckt worden. Sie lautet:

„**Die 10. Husaren.** Das Magdeburgische Husaren-Regiment Nr. 10, in der Campagne 1866, von Oberst v. Besser, Berlin, A. Duncker 1867.

Den verschiedenen Monographien und Regimentsgeschichten, die, anknüpfend an die großen Ereignisse dieses Sommers, diesen Ereignissen selbst auf dem Fuße gefolgt sind, schließt sich auch diese Geschichte des Magdeburgischen Husaren-



Regiments als ein werthvoller Beitrag für die künftige Geschichtsschreibung an. Die 10. Husaren marschirten in der Avantgarde der Ersten Armee (Prinz Friedrich Carl), und wie es ihnen vergönnt war, am 23. Juni, unmittelbar nach dem Einmarsch in Böhmen, den großen Kriegsreigen durch ein Scharmützel mit Radetzky-Husaren zu eröffnen, so schlossen sie, am Tage von **Blumenau**, am 23. Juli, also genau einen Monat später, diesen Reigen in einem glänzenden Gefechte ab. Besonders war der 3. Escadron, die, namentlich von Königgrätz ab, beständig die Spitze der Avantgarde bildete, Gelegenheit gegeben, sich auszuzeichnen. Major v. **Hymmen**, der Führer dieser Escadron, besiegte bei Blumenau in persönlichem Zweikampfe seinen Gegner, den Rittmeister v. Wensa, und erhielt für seine Umsicht, Ausdauer und Tapferkeit den Orden pour le mérite. Die 1. Escadron nahm bei Königgrätz ein Oesterreichisches Bataillon vom Inf.-Regt. Karl Ferdinand gefangen. Rittmeister v. Humbert, der die Escadron führte, giebt darüber folgenden Bericht: „... Die Escadron nahm Stellung in einem Hohlwege, ungefähr 400 Schritte westlich von Benatek, weil heftiges Granatfeuer eine schützende Stellung empfehlenswerth machte. Der Escadronschef und der älteste Offizier, Premier-Lieutenant Graf v. d. Schulenburg, hielten sich auf den Höhen an diesem Hohlwege zur Erkundigung des vorliegenden Terrains auf und bemerkten ungefähr um 12<sup>1</sup>/<sub>4</sub> Uhr, daß eine feindliche Infanterie-Colonne sich näherte. Beide Offiziere ritten der Colonne entgegen, und wenn auch die Stelle, auf der das Bataillon angelangt war, nicht günstig war, so durfte doch ein Zögern nicht stattfinden, weil zu befürchten war, die Infanterie würde ein schützendes Hölzchen, welches unweit der Colonne gelegen war, erreichen und dadurch gesichert sein. Die Escadron wurde aus dem Hohlweg gezogen, marschirte in aller Stille auf, verdeckt von der dazwischen liegenden Höhe, und stürzte sich festgeschlossen den Abhang hinunter auf das nichts ahnende, arglos mit Gewehr über marschirende Bataillon. Mit dem Rufe: ‚Die Waffen fort, Gewehre zur Erde!‘ folgten einige Leute dem von einem Paar Offizieren gegebenen Beispiel und in wenigen Minuten lagen die Waffen des Bataillons zur Erde. Eine Fahne, die dem feindlichen Träger durch den Gefreiten Wurf Schmidt entrissen wurde, gehört dem 3. Bataillon des Inf.-Regts. Carl Ferdinand Nr. 51. Mit großer Schwierigkeit war das Bataillon in Bewegung zu setzen und von den Waffen abzukommen. Der aufgelöste Boden ließ die ermüdeten Mannschaften schwierig vorwärts kommen. Der Escadrons-Chef befahl den ersten Zug zur Uebernahme der Tete, den vierten Zug unter Lieutenant Graf Schulenburg zur Arrieregarde und hielt sich selbst in der Mittel der Colonne auf. So hatte die Spitze das brennende Dorf Benatek erreicht, während die Letzten der Colonne noch in der Nähe des oben erwähnten kleinen Wäldchens sich befanden. Graf Schulenburg ritt mit einigen Husaren noch einmal zurück und näherte sich diesem Walde. Bei der zweiten Umkehr fielen von einigen zurückgelaufenen Oesterreichern mehre Schüsse, von denen Graf Schulenburg durch die linke Brust und linken Oberschenkel geschossen wurde. Er wurde nach dem Lazareth Cerekwitz geschafft und ist daselbst am Morgen des 8. Juli seinen Wunden erlegen.“

Wir müssen darauf verzichten, ähnliche Episoden dem Büchelchen nachzuerzählen, nehmen aber von demselben nicht Abschied, ohne zuvor auf eine gefällige Gabe für landschaftliche Schilderung, vor Allem aber auf den liebenswürdigen, ritterlich-patriotischen Geist hingewiesen zu haben, der das ganze Buch durchweht.

(Das Buch ist „den Unteroffizieren und Mannschaften des Regiments gewidmet“: daraus erklärt sich die Tendenz desselben. Der Preis ist 12<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Sgr.)



Im Vergleich dieser öffentlichen Aussage mit der privaten Einschätzung des besprochenen Buches im Brief an Decker ergibt sich ein interessanter Einblick in Fontanes Verfahrensweise beim Schreiben solcher Rezensionen, und zugleich wird deutlich, daß man aus der gedruckten Äußerung nicht unbedingt auch auf das private Urteil über das besprochene Buch schließen kann. In diesem speziellen Fall ist freilich auch zu bedenken, daß Fontane im Brief an den Verleger seines eigenen Kriegsbuches dessen Vorzüge hervorheben möchte, das Konkurrenzwerk des Obersten von Besser hingegen deutlicher kritisiert, als er es in seiner Besprechung tut. Bezeichnend ist, daß über die Hälfte der Rezension von einem Zitat eingenommen wird, während in den Zeilen, die von Fontane selbst stammen, über das Buch selbst kaum etwas ausgesagt wird, dafür aber um so mehr über die Taten des 10. Husarenregiments. Die Äußerungen, die sich auf das besprochene Werk beziehen, deuten allerdings an, daß Fontane es als **Kriegsbuch** für mißlungen hält, denn allein die „gefällige Gabe für landschaftliche Schilderung“ und ein „liebenswürdiger, ritterlich-patriotischer Geist“ erscheinen als recht magere Ingredienzien eines militärgeschichtlichen Werks. Um beides ist Fontane zwar auch bemüht, aber in erster Linie geht es ihm um die sprachliche Durchdringung und übersichtliche Gruppierung, um die Ordnung eines „chaotischen“ Stoffes<sup>3</sup> — Ansprüche, die er in seinen eigenen Kriegsbüchern erfüllt sieht.<sup>4</sup>

Zwölf Tage nach dieser Besprechung erschien in der Kreuzzeitung<sup>5</sup> eine weitere Rezension eines Buches über den Krieg von 1866. Auch sie ist ungezeichnet, und obwohl es keine Zeugnisse gibt, die Fontanes Autorenschaft eindeutig beweisen, spricht einiges für die Annahme, daß er der Verfasser auch dieses Artikels ist:

„**Aus dem Kriege.** Meine Erlebnisse im Feldzuge 1866 als Landwehr-Unteroffizier im 4. Magdeburgischen Infanterie-Regiment Nr. 67 von Heinrich Freiherrn v. Gablenz. Berlin, Stilke u. van Muyden, 1867.

Die 7. Division hat Glück! Wie ihr bei Königgrätz die reichsten Ehren, wenigstens die größten Verluste zufielen, so scheint es ihr vorbehalten, auch noch **nach** dem Kampfe, man verzeihe uns den Ausdruck, „den Vogel abzuschießen“. Von all den Monographien, die, anknüpfend an die großen Ereignisse des vorigen Sommers, bis jetzt erschienen sind, halten wir des Obersten **von Zychlinski** Büchelchen: „Theilnahme der 27er an den Kämpfen von Münchengrätz und Königgrätz“, und das uns vorliegende des Herrn **v. Gablenz** — eines Neffen des Oesterreichischen Feldmarschall-Lieutenants — für die besten. Mit scharfem Auge für die militärische Action, wenn auch freilich von sehr verschiedenen Standpunkten aus (Herr v. Gablenz trat als Landwehr-Unteroffizier ein) geschrieben, haben beide Bücher vor Allem Frische, Unmittelbarkeit und Subjectivität mit einander gemein.

Militärische Darstellungen, wenn sie bloß das große Schachspiel des Krieges geben, werden leicht trocken, wenn wir auch nicht behaupten wollen, daß sie es nothwendig sein müssen; — was aber, wie immer dem sein möge, in der großen **Mehrzahl** der Fälle erst Leben und Theilnahme weckt, das ist das Hervortreten des Persönlichen überhaupt und der Persönlichkeit des Erzählers im Besondern. Das Zylinskische, wie das Gablenzsche Buch haben diese Vorzüge und sind deshalb eminent unterhaltlich; man kann nicht von ihnen los und liest en suite bis auf die letzte Seite. In beiden ist der Eroberung und Behauptung des berühmt gewordenen Waldes zwischen Benatek und Cistowes eine Anzahl von Seiten gewidmet, und es ist interessant, die beiden Darstellungen, die sich trefflich ergänzen, miteinander zu vergleichen. Einzelnes, was dem Genre und der Landschaft



angehört, hat Herr v. Gablenz mit großer Vorliebe geschildert und zugleich mit einer Ansprechendheit, die durch das Hervortreten einer gewissen Jugendlichkeit nur wenig beeinträchtigt wird, wenn überhaupt.

König Wilhelm, als er in Brünn einer Anzahl von Offizieren begegnete, fragte im Herantreten: ‚Von welcher Division?‘ ‚Von der Siebenten.‘ ‚Da gratulir ich‘, war die Königliche Antwort.

Das kam uns wieder in den Sinn bei Lesung dieses Buches.“

Fontane hat beide in dieser Rezension erwähnten Bücher bei der Arbeit an seinem Buch **Der deutsche Krieg von 1866** benutzt; sie sind jedenfalls in der Bibliographie in Band II, S. 338 aufgeführt. Das „Hervortreten des Persönlichen“, das der Rezensent anerkennend bemerkt, die Erwähnung der Kämpfe bei Benatek und Cistowes, für die sich Fontane besonders interessierte (vgl. auch den oben zitierten Brief an Decker), das Lob der Landschaftsschilderungen, das auch in der Rezension „Die 10. Husaren“ ausgesprochen wird, und die Anekdote über König Wilhelm, mit der die Besprechung endet, lassen ebenso auf Fontane schließen wie einige sprachliche Eigenheiten, etwa die in beiden Texten vorkommende Wendung von den „großen Ereignissen des vorigen Sommers“, das fontane-typische Adjektiv „unterhaltlich“, der Diminutiv „Büchelchen“ und die gedrängte, knappe Dialogstruktur der Anekdote. Das alles sind freilich nicht mehr als Indizien. Es ist jedoch nicht auszuschließen, daß die so wünschenswerte Veröffentlichung der Tagebücher Fontanes den Beweis für seine Verfasserschaft erbringen kann.

#### Anmerkungen:

- 1 Abdruck nach der maschinenschriftlichen Kopie im Theodor-Fontane-Archiv, Potsdam.
- 2 Die Attacke des Rittmeisters von Humbert beschreibt Fontane in Band I des **Deutschen Kriegs von 1866** („Der Feldzug in Böhmen und Mähren“) in einer Fußnote auf S. 532: „Das 1. Bataillon vom Regiment Erzherzog Karl Ferdinand verlor [...] die Direction und trat, statt sich südöstlich zu halten, an der Nordwestseite des Waldes ins Freie. Hier warf sich Rittmeister von Humbert, der mit der 1. Escadron 10. Husaren-Regiments in einer Mulde südwestlich von Benatek hielt, sofort auf das überraschte Bataillon, und nahm es, ohne auf Widerstand zu stoßen, in der Stärke von beinah 700 Mann (darunter 16 Offiziere) gefangen. Es zählt diese Attake, wie durch Bravour, so namentlich auch durch **richtige Erfassung des Moments**, zu dem Glänzendsten, was während des 66er Feldzuges seitens unsrer Cavallerie geleistet worden ist. Nachher von bloßem ‚Glück‘ zu sprechen, ist leicht. Wer **richtig** zufaßt, hat immer Glück.“
- 3 An Rudolf von Decker, 23. Dezember 1870.
- 4 „der ganze Wert des Buches, so weit ich dabei in Betracht komme, liegt [...] in der korrekten Gruppierung des Stoffs“ (an Ludwig Bürger, 9. Dezember 1868). „Dies Streben nach klarer Gruppierung massenhaften Stoffs ist vielleicht das Einzige, was ich vor 150 Kollegen voraus habe“ (an Otto Marquardt, 6. September 1872).
- 5 Beilage zu Nr. 21 vom 25. Januar 1867.



## INTERPRETATION / WERKDISKUSSION

Charlotte Jolles, London

### Fontanes brieflicher Nachlaß.

#### Bestand und Edition \*

##### Einführung

Fontanes Bedeutung als Briefschreiber ist so groß, daß wir seinem brieflichen Nachlaß einen ganz besonderen Wert zuschreiben müssen. Da eine kritische Gesamtausgabe seiner Briefe zur Zeit noch nicht möglich ist, soll das hier vorliegende Briefverzeichnis eine Grundlage für eine spätere Gesamtedition sowie für weitere Einzelleditionen bieten. Darüber hinaus wird es durch das großangelegte Register dem Fontane-Forscher die Benutzung der Briefe und Briefausgaben wesentlich erleichtern.

Es hieß zuerst einmal Klärung zu schaffen über den gesamten Briefbestand und über die bisherigen Editionen in Briefausgaben, Zeitschriften und Zeitungen. Unsere erste Aufgabe war die Erfassung des Bestandes an Originalbriefen und ihres Standorts. Von den 5 842 verzeichneten Briefen konnten wir 4 286 Originale erfassen, also etwa 73 Prozent. Das ist ein größerer Prozentsatz als wir angenommen hatten, denn wir wußten von den vielen Verlusten während und kurz nach der Kriegszeit. Eingerechnet in diese Zahl sind Briefe in Privatbesitz, soweit uns die Besitzer bekannt sind und soweit wir annehmen konnten, daß sie in Auktionen in Privatbesitz übergegangen waren.

Der sehr verstreute briefliche Nachlaß liegt in 63 Bibliotheken und Archiven: In der Bundesrepublik Deutschland und Berlin (W) in 30 öffentlichen Instituten, in der Deutschen Demokratischen Republik in 18 Bibliotheken und Archiven, und in sieben weiteren Ländern (Belgien, Frankreich, Israel, Österreich, Polen, Schweiz und USA) liegen Handschriften an fünfzehn Stätten. Es handelt sich bei diesen oft nur um kleine Bestände, aber es sind im ganzen immerhin 230 Briefe, die in den letztgenannten Ländern aufbewahrt werden.

Die größten Bestände befinden sich in der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz in Berlin (W), die 1963 ein Konvolut von ungefähr 800 Briefen auf der Auktion der Firma Hauswedell & Nolte, Hamburg, erwerben konnte und neben Altbestand weitere neue Briefwerbungen aufweist; ferner im Deutschen Literaturarchiv in Marbach, das nach dem zweiten Weltkrieg viele Briefe auf Auktionen gekauft und Fontanes Briefe aus dem Cotta-Archiv übernommen hat; und schließlich in der Deutschen Staatsbibliothek, Theodor-Fontane-Archiv, Potsdam, die mit der Dauerleihgabe aus dem Bestand der Humboldt-Universitätsbibliothek Berlin (DDR) den größten alten Bestand von Briefkonvoluten besitzt. Mit einigem Abstand folgen dann das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar und andere Bibliotheken.

\* Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlages aus: Die Briefe Theodor Fontanes. Verzeichnis und Register, hrsg. von Charlotte Jolles u. Walter Müller-Seidel — München: Carl Hanser Verlag 1988



Als weitere wichtige Aufgabe stand uns bevor, festzustellen — soweit dies möglich war —, welche Briefbestände durch Kriegseinwirkung verlorengegangen und welche als verschollen, aber nicht unbedingt als verloren anzusehen sind.

Durch Kriegseinwirkung (Bomben und Brand) wurde in Berlin die Sammlung Richard von Kehlens vernichtet, die er 1936 in einem Privatdruck vorgelegt hat. Wir wissen leider nicht, ob er seit 1936 weitere Briefe und Manuskripte erworben hatte. Ebenfalls durch Kriegseinwirkung vernichtet wurde die Leipziger Sammlung von Gerhard Schulze, der ein großer Sammler war. Einiges davon ist 1934 und 1939 von Conrad Höfer veröffentlicht worden, aber auch hier ist uns leider nicht bekannt, was Gerhard Schulze noch an anderen Schätzen besaß. Er hat auf der Auktion von Hellmut Meyer & Ernst 1933 viel gekauft, auch Briefe an Fontane (z. B. von Wilhelm Hertz). In Leipzig gingen auch die Briefe Fontanes an den Verleger Wilhelm Friedrich verloren, aber deren Abschriften sind im Theodor-Fontane-Archiv bewahrt und von Manfred Hellge in den Fontane-Blättern veröffentlicht worden. Leipzigs Verluste scheinen besonders groß zu sein, denn auch das von Karl Lamprecht gegründete Institut für Kultur- und Universalgeschichte ist im letzten Kriegsjahr durch Bomben zerstört worden und die dort befindlichen Briefe Fontanes (vgl. Frels 1934) müssen als verloren gelten. In Lübeck ist in der Stadtbibliothek der Briefnachlaß Emanuel Geibels vernichtet worden. Dort befanden sich vier Briefe Fontanes. In Berlin ist 1945 das Archiv der Firma Rudolf von Decker völlig zerstört worden, und die zahlreichen Briefe Fontanes an den Verlag müssen als verloren gelten. Viele von ihnen sind in Früheditionen gedruckt, und das Fontane-Archiv in Potsdam besitzt zahlreiche Abschriften. Es war wichtig, einmal festzustellen, welche in früheren Bibliographien, z. B. in der von Frels, verzeichneten Briefe wir leider nicht mehr zu suchen brauchen.

Was im Krieg an kleinerem oder größerem Privatbesitz weiter verlorengegangen ist, ist schwer festzustellen. Einen Anhalt geben uns die Auktionskataloge. Was vor dem Krieg angeboten wurde und dann nicht wieder in Umlauf kam, könnte verlorengegangen sein. Aber das sind keine Gewißheiten. — Es war leider nicht möglich, alle Auktionskataloge zu datieren. Die Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, die mit der Bearbeitung von Auktionskatalogen beschäftigt ist, hat uns zum Teil wenigstens dabei helfen können.

Auch was durch die Emigration wahrscheinlich recht vieler Autographensammler verlorengegangen ist, ist schwer abzuschätzen. Doch ist wohl einiges erhalten geblieben und in öffentliche Institute gelangt, vor allem in den USA. Wir können sogar hoffen, daß sich im Laufe der Jahre noch mehr anfinden wird. Der Fund von Fontanes Briefen an Ludwig Pietsch, jetzt in der Johns Hopkins University, Baltimore, USA, war eine schöne Überraschung. Dorthin ist auch die große Handschriftensammlung des Germanisten Wilhelm Kurrelmeyer gelangt, in der sich ein Brief Fontanes an den Verleger Hermann Costenoble befindet. An anderer Stelle in den USA tauchten zwei Briefe an Gerson von Bleichröder auf. Was aber geschieht mit solchen Briefen, wenn die Nachkommen dieser Sammler nichts von Fontane wissen? Ich machte die Bekanntschaft eines früheren Mitglieds des Berliner Bibliophilen-Abends, der sich in Brasilien niedergelassen hatte, mit einer Französin verheiratet war und bei seinem Tod einen nur portugiesisch sprechenden jungen Sohn hinterließ. Er hatte einige Fontane-Schätze und gab mir Abschriften von Briefen. Leider starb er sehr plötzlich. Die Originale scheinen bisher nicht auf den deutschen Auktionsmarkt gekommen zu sein. Als verschollen müssen 128 Briefe und Postkarten der Lessing-Sammlung der ursprünglichen



Preußischen Staatsbibliothek gelten. Leider sind aus dieser Sammlung viele Briefe unveröffentlicht geblieben und auch keine Abschriften vorhanden. Über diese Sammlung sei später noch mehr gesagt.

Auf der Suche nach Originalbriefen war vor allem die bibliographische Zusammenstellung aller in Zeitschriften und Zeitungen veröffentlichten Briefe wichtig. Dort wurde – es waren oft Erstveröffentlichungen – gelegentlich auf den Standort oder den Besitzer der Briefe hingewiesen. So konnten noch einige Briefe in Privatbesitz gefunden werden, die bereits veröffentlicht waren, andere, die noch der Veröffentlichung harren. Besonders erfreulich war der Erfolg bei der Nachforschung nach den Briefen an die Bredows von Landin, die Fontane schrieb, als er am Ländchen Friesack arbeitete und die zum Teil 1918 in der Kreuz-Zeitung veröffentlicht wurden. Max-Wichard von Bredow, der Enkel von Eugenie und Max von Bredow, an die Fontanes Briefe gerichtet sind, bestätigte, daß die Originale dem Familienarchiv erhalten geblieben sind. Er hat uns freundlicherweise Kopien zur Verfügung gestellt. Dagegen teilte uns Wend Graf zu Eulenburg-Hertefeld leider mit, daß die zahlreichen an seinen Großvater gerichteten Briefe Fontanes verlorengingen, als das Archiv in Liebenberg 1945 durch Brand vernichtet wurde. Viele der Briefe an Philipp zu Eulenburg-Hertefeld und an dessen Vater sind in Früheditionen gedruckt, von weiteren befinden sich Abschriften im Theodor-Fontane-Archiv.

Eine Erstveröffentlichung aus dem Jahre 1919 führte zu einer langen Suche mit überraschenden Ergebnissen. Es handelt sich um Briefe an Emil Kunstmann, den Ersten Sekretär der Königlichen Bibliothek Berlin, die damals mit dem Hinweis veröffentlicht wurden, daß sie sich in der Preußischen Staatsbibliothek befänden. Sie waren aber jetzt weder in der Deutschen Staatsbibliothek Berlin (DDR) noch in der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Berlin (W) zu finden. Die Suche führte nach Krakow (Krakau). Die Geschichte der ausgelagerten Autographenbestände der Preußischen Staatsbibliothek ist jetzt wohl einigermaßen bekannt. 1977 brachte die Neue Rundschau einen ersten Bericht darüber. Dann erschien 1981 in London ein faszinierendes Buch von Nigel Lewis: „Paperchase. Mozart, Beethoven, Bach ... The Search for Their Lost Music.“ Es liest sich wie ein Detektivroman. Wie es in der Einleitung heißt, ist es „a mystery story with historical overtones“. Da dieses Buch von Musikmanuskripten handelt, hat es internationales Interesse erregt und wohl auch den Erfolg gehabt, der uns Literaturwissenschaftlern zugute kommt, die wir bei unserer paperchase nicht so sehr mit internationaler Hilfe oder Unterstützung rechnen können wie die Welt der Musik.

So führte also die Suche nach den Briefen an Emil Kunstmann nach Krakow, wo sich neben diesen noch viele andere Briefe befinden. Wir wissen, daß die Preußische Staatsbibliothek ihre Bestände zu Anfang des Krieges nach Schlesien ausgelagert hatte, und zwar unter anderem nach dem Benediktinerkloster Grüssau und nach Gröditzburg. Die Grüssauer Bestände gelangten schließlich nach Polen und werden dort in der Jagellonischen Bibliothek in Krakow aufbewahrt. Sie standen uns dort für die Bearbeitung zur Verfügung. Die Gröditzburger Bestände sind verschollen. Es heißt, sie seien möglicherweise durch Brand verlorengegangen, aber ob das so ist, scheint durchaus noch nicht geklärt. Vielleicht erwarten uns doch noch Überraschungen. Auch die Gröditzburger Bestände enthielten Briefe Fontanes, nämlich aus der bereits erwähnten Lessing-Sammlung. Es gibt glücklicherweise einen gedruckten Katalog dieser Sammlung, 1914–1916 in drei Bänden erschienen: „Carl Robert Lessings Bücher- und Handschriftensammlung, her-



ausgegeben von ihrem jetzigen Eigentümer Gotthold Lessing, Rittergutsbesitzer zu Meseberg bei Gransee.“ Die Grundlage dieser Sammlung bilden die Manuskripte Gotthold Ephraim Lessings. Es ist nicht verwunderlich, daß die späteren Besitzer, Carl Robert Lessing, der Mitherausgeber der Vossischen Zeitung, und sein Sohn Gotthold, die im Leben Fontanes eine Rolle gespielt haben, ihrer Sammlung eine größere Anzahl von Briefen Fontanes hinzufügten, die im zweiten und dritten Band des Katalogs verzeichnet sind. Herr Dr. Hans-Erich Teitge, Direktor der Handschriftenabteilung der Deutschen Staatsbibliothek Berlin (DDR), hat mir freundlicherweise die Einsicht in die Bibliotheksexemplare des gedruckten Katalogs erlaubt, in denen spätere Erwerbungen handschriftlich eingetragen sind und die wir also in unser Verzeichnis aufnehmen konnten. Diese Sammlung war ursprünglich von David Friedlaender (1750–1834) angelegt worden und wurde 1876 von Carl Robert Lessing erworben. Mit einem schmerzlichen Gefühl liest man einige Zeilen der Einleitung des Katalogs: „... am 28. April 1876 erwarb er [Carl Robert Lessing] ... die reiche Autographensammlung, die zwei Generationen der Familie Friedlaender planmäßig angelegt, und die dritte so lange liebevoll gepflegt hatte, bis sie mit richtigem Vorgefühl in einem Träger und Hüter großer Überlieferungen einen Käufer fand, der ihr Gewähr bot, er werde dieses Erbe ihrer Vorfahren niemals auf den Markt bringen, vielmehr für seine dauernde unzersplitterte Erhaltung sorgen“. Carl Robert Lessing und sein Sohn Gotthold haben diese Sammlung nicht auf den Markt gebracht. Sie ist der Preußischen Staatsbibliothek übergeben worden. Aber in unserem gewaltsamen Zeitalter kann wohl eine unzersplitterte Erhaltung nicht mehr garantiert werden. So sind also auch 125 Originalbriefe Fontanes als verschollen, wenn nicht als verloren zu verzeichnen. Einige davon sind in den frühen unzuverlässigen Ausgaben abgedruckt, von einigen sind Abschriften vorhanden, von anderen indessen weder Drucke noch Abschriften. Von diesen in keiner Form erhaltenen Briefen konnten daher entweder überhaupt keine Auflistungen von Namen, Werken usw. erstellt oder nur das verzeichnet werden, was vom Inhalt durch Auszug oder Regest im Katalog der Lessing-Sammlung bekannt war.

Die in der Jagellonischen Bibliothek in Krakow aufbewahrte Sammlung aus dem Grüssauer Depot enthält etwas über einhundert Briefe Fontanes, dazu einen aus der Varnhagen-Sammlung, der an Karl August Varnhagen von Ense gerichtet ist. Unter diesen Briefen sind diejenigen an Eduard Engel besonders zu erwähnen, weil sie eine geschlossene Sammlung an einen Adressaten bilden. Sie sind 1984 im Jahrbuch der Deutschen Schiller-Gesellschaft von mir veröffentlicht worden. Sie sind darum bisher unbekannt gewesen, weil sie erst im Herbst 1939, nach Engels Tod, von der Preußischen Staatsbibliothek auf einer Auktion erworben und dann bald ausgelagert wurden. Engel hatte den frühen Herausgebern von Fontane-Briefen, trotz ihrer Bitten, die Briefe nicht zur Verfügung gestellt. Dies ist aus einigen Notizen zu ersehen, die sich auf Briefabschriften im Fontane-Archiv befinden.

Es sind in den letzten Jahren weitere neue Briefschätze an den Tag getreten; so die 1983 von René Cheval veröffentlichten Briefe an den Kardinal Mathieu. Helmut Richter entdeckte Briefe an Wilhelm und Karl Bölsche, und von großer Bedeutung sind die sechzig in Privatbesitz befindlichen Briefe an Fritz Mauthner, die Jörg Thuncke aufgefunden hat und die, von ein oder zwei Ausnahmen abgesehen, alle bisher unbekannt waren. Sie sind von ihm und Frederick Betz in den Fontane-Blättern veröffentlicht worden. Der Fund dieser Briefe ist auch ein Beispiel dafür, daß uns derartige Schätze keineswegs immer zufällig in die



Hände fallen. Jörg Thunecke hat lange Zeit nach den Briefen gesucht, nachdem er einen leeren Aktendeckel mit der Aufschrift „Briefe Fontanes“ gefunden hatte. Der Aktendeckel lag in New York, die Briefe fanden sich schließlich in Hamburg. Man braucht eine gute Nase für solche Dinge und vor allem Hartnäckigkeit, um Spuren zu verfolgen.

Wenn uns die Geschichte der Grüssauer und Gröditzburger Depots an die unglückseligen Folgen des Kriegsgeschehens erinnern, so auch gewisse Ereignisse, die den ausgelagerten Bestand des Fontane-Archivs betrafen. Es kamen dem Archiv damals, nach Kriegsende, sehr viele Manuskripte abhanden, die dann im Laufe der Jahre auf Auktionen wieder auftauchten. Der damalige Leiter des Archivs, Joachim Schobef, hat sich bemüht, so viel wie möglich zurückzukaufen, aber viele Manuskripte, soweit sie überhaupt wieder auftauchten, sind in die Bestände anderer Archive und Bibliotheken sowie in Privatbesitz gelangt. Das betrifft auch den Briefbestand des Archivs. Dies ist ein trauriges Kapitel, denn auch hier ist der Versuch, durch die Gründung eines Archivs für eine „möglichst unzersplitterte Erhaltung“ des Nachlasses zu sorgen, gescheitert. Das Fontane-Archiv war nicht das einzig leidtragende. Auch die Luther-Halle in Wittenberg vermißt seit Kriegsende drei Briefe Fontanes, die in Frels' Verzeichnis erwähnt werden. Der „Verein für die Geschichte Berlins“ hat ebenfalls nach Kriegsende seinen ganzen literarischen Briefbestand verloren, darunter auch 42 Briefe Fontanes an Friedrich Wilhelm Holtze, die 1931 in den Besitz des Vereins gekommen waren. Auch da tauchte einiges später auf Auktionen wieder auf und wird jetzt im Deutschen Literaturarchiv in Marbach aufbewahrt. 1960 wurde dieses Material im Jahrbuch der Deutschen Schiller-Gesellschaft veröffentlicht. Für die Erforschung des Quellenmaterials der Wanderungen sind diese Briefe besonders wichtig. Zwei Briefe, die sich in den Vereinsakten befanden, sind durch Kriegseinwirkung vernichtet worden.

Auch Naturereignissen ist wichtiges Material zum Opfer gefallen. So ist 1923 durch das Erdbeben in Tokio der größte Teil des Nachlasses von Max Müller verlorengegangen, darunter auch der Briefwechsel mit Fontane. Einige dieser Briefe sind in englischer Übersetzung überliefert.

Für eine möglichst vollständige Erfassung der Briefe Fontanes war die Durchsicht von Auktionskatalogen notwendig. Nur so konnte festgestellt werden, was einmal im Umlauf war, was in Bibliotheken und Archive oder in Privatbesitz gelangte, und was nicht mehr im Umlauf und möglicherweise verloren ist. Es sind aber immer noch viele Briefe im Umlauf, und es ist zu hoffen, daß die jetzigen Besitzer und Erwerber uns von solchen Briefen in Kenntnis setzen.

Es scheint mir verfrüht, an eine Schätzung der Anzahl aller von Fontane geschriebenen Briefe zu denken, und es würde auch zu nichts weiter führen. Es müßten die Tagebücher, die Notizbücher und Rückseiten von Manuskripten, auf denen sich häufig Briefentwürfe finden, durchgesehen werden. Diese Arbeit konnte für das Bestandsverzeichnis nicht unternommen werden.

Etwas über die Bearbeitung des im Zentralen Staatsarchiv in Merseburg (DDR) befindlichen Materials ist zu sagen. Es handelt sich hier mit wenigen Ausnahmen vor allem um Fontanes dienstliche Korrespondenz mit seinen Vorgesetzten während seiner Arbeit in der Zentralpreststelle und während seiner Korrespondententätigkeit in England. Es ist eine dienstliche Korrespondenz, die jedoch in so persönlichem Ton gehalten ist und Fontanes Probleme in jenen Jahren so deutlich widerspiegelt, daß wir diese Briefe in das Bestandsverzeichnis aufgenommen



haben. Dazu kommt, daß sie wichtige Hinweise auf die Veröffentlichungen seiner feuilletonistischen Arbeiten enthalten. Das Fontane-Archiv besitzt die Photokopien der Mehrzahl dieser Briefe; einige sind auch in wissenschaftlichen Arbeiten und Briefausgaben veröffentlicht worden. Es besteht aber die Möglichkeit, daß sich vielleicht noch der eine oder andere Brief in den Akten des Staatsarchivs befindet, von dem wir bisher keine Kenntnis haben.

Was die in der Akademie der Künste, Berlin (W), befindlichen Briefe betrifft, so sind diejenigen verzeichnet worden, die auf Fontanes Anstellung als Sekretär und seinen bald darauf erfolgten Rücktritt Bezug haben. Es befinden sich aber auch Konvolute in der Akademie der Künste, die eine rein dienstliche Korrespondenz enthalten, sei es in Fontanes Handschrift oder nur von ihm unterzeichnet. Diese Briefe sind nicht in unser Verzeichnis aufgenommen.

Im Briefwechsel Fontanes mit seinen Berliner Freunden spielt die Deutsche Schiller-Stiftung seit der Gründung ihres Berliner Zweigs im Juli 1855 häufig eine Rolle. Es handelt sich um die Befürwortung oder Ablehnung von Unterstützungsgesuchen mehr oder weniger bekannter Schriftsteller. Diese meist an die engeren Freunde aus dem Rütli- und Ellora-Kreis gerichteten Briefe waren oft nicht in die Akten der Schiller-Stiftung gelangt. Doch ist ein an Paul Heyse gerichteter Brief zufällig in den Akten gefunden und von Gotthard Erler im Fontane-Heyse-Briefwechsel veröffentlicht worden. Dies läßt darauf schließen, daß möglicherweise noch weitere Briefe Fontanes in den Akten der Schiller-Stiftung liegen könnten. Diese Akten sind aber so umfangreich, daß eine Durchsicht leider nicht möglich war.

Bei den bibliographischen Angaben zu den Erst- und Folgedrucken (E und D) stießen wir auf die Probleme der Edition. Es ist in der Fontane-Forschung seit vielen Jahren bekannt, daß die ersten Auswahlausgaben der Familienbriefe, Freundesbriefe, Heiteres Darüberstehen bis zur Letzten Auslese völlig unzuverlässig und wissenschaftlich daher wertlos sind. Es handelt sich nicht nur um Auslassungen von Namen von Zeitgenossen, was in früheren Briefeditionen üblich und verständlich war und auch heute noch ist; auch nicht um Auslassungen von Passagen, Ereignisse betreffend, die die Familie nicht an die Öffentlichkeit bringen wollte; auch dies war üblich, vor allem wenn Familienmitglieder bei der Veröffentlichung mitwirkten. Die frühen Fontane-Briefeditionen weisen schwerwiegende editorische Vergehen auf, unnötige Verstaltungen durch Zusammenlegung von mehreren Briefen, Textveränderungen und Veränderungen von Daten. Derartige und andere Korruptelen sind natürlich auch in vielen Abschriften vorhanden, von denen die meisten für Editionen hergestellt wurden und in denen oft Ergänzungen, Streichungen und andere Eingriffe zu erkennen sind. Daher sind auch die Abschriften, von denen die meisten im Fontane-Archiv liegen, mit größter Vorsicht zu benutzen, so wertvoll sie sind, wenn der Originalbrief verloren ist. Diese Abschriften haben bei der Bearbeitung ernsthafte Schwierigkeiten bereitet, da durch die oft fehlerhafte Datierung häufig ein- und derselbe Brief zweimal aufgenommen wurde, bis diese Doppeleintragung erkannt war. Der Versuch, solche Fehler zu eliminieren, mag nicht immer gelungen sein. Dennoch wurden Abschriften registriert, wenn keine Handschriften der Briefe mehr vorhanden waren.

Wir haben feststellen können, daß von den in den frühen unzuverlässigen Ausgaben abgedruckten Briefen viel mehr Handschriften vorhanden sind, als wir angenommen hatten. Ich sehe es daher als die wichtigste Aufgabe an, diese Editionen, die schließlich ihren Zweck, der Öffentlichkeit Fontanes Briefe früh-



zeitig zugänglich zu machen, erfüllt haben — in welcher Form auch immer —, überflüssig zu machen, d. h. sie endlich aus der Benutzung herauszuziehen, damit falsche Zitate und falsche Daten nicht länger fort dauern. Eine kurze Analyse mag dies beleuchten.

Die Familienbriefe (1905): Die meisten Briefe dieser Ausgabe sind noch im Original vorhanden; sie liegen vor allem im Fontane-Archiv, in der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, im Goethe- und Schiller-Archiv und im Landesarchiv Berlin (W). Es gibt verhältnismäßig wenige Lücken. Da es sich um Familienbriefe handelt, ist dies besonders erfreulich.

Die Briefe. Zweite Sammlung (Freundesbriefe) (1910): Hier liegen die Dinge nicht so günstig. Von den 651 Briefen sind ca. 40 Prozent nicht mehr im Original vorhanden. Es gibt wohl Abschriften, aber diese sind, wie schon gesagt, auch nicht zuverlässig, wenn sie dieser Ausgabe als Grundlage dienen.

Heiteres Darüberstehen. Familienbriefe / Neue Folge (1937): Die große Mehrzahl der hier edierten Briefe sind im Original vorhanden. Auch hier können wir wieder die Feststellung machen, daß Familienbriefe, vor allem die an die Ehefrau Emilie, erhalten geblieben sind.

Die Briefe an die Freunde. Letzte Auslese, die während des Krieges 1943 erschienen und deren erster Band besonders schwer zugänglich ist, weil die Exemplare größtenteils durch Kriegseinwirkung verbrannt sind, verschaffen uns ein ebenfalls günstiges Bild. Von den 193 Briefen des ersten Bandes sind ca. 15 Prozent nicht aufgefunden worden; von den 277 Briefen des zweiten Bandes lassen sich ca. 25 Prozent der Originale nicht erfassen.

Bei der Durchsicht der Freundesbriefe und der Letzten Auslese fällt auf, daß Fontanes Originalbriefe an einige wichtige Adressaten fehlen, wie z. B. die an Friedrich Witte, Theodor Storm (diese waren 1933 noch vorhanden, wurden damals auf einer Auktion gekauft und 1934 wieder angeboten), an Otto Brahm und Paul Schlenther, Paul Lindau und Emil Dominik, an James Morris, Friedrich Stephany (78 Briefe an Stephany, die sich in der Lessing-Sammlung befanden, sind verschollen), und Carl Robert Lessing (zum Teil ebenfalls in der Lessing-Sammlung). In der Lessing-Sammlung befanden sich auch elf Briefe an Wilhelm Gentz und neun an Ismael Gentz. Ob von diesen Briefen wohl noch einiges wieder auftaucht? Vielleicht lassen sich noch einige Briefe identifizieren, die unter „Adressat unbekannt“ in Privatbesitz und in Bibliotheken liegen. Es gibt deren viele, und sie zu identifizieren war eine mühevollere Arbeit für die Bearbeiter des Verzeichnisses und innerhalb des Zeitraumes, der uns zur Verfügung stand, nur zum Teil zu bewältigen. Es war vor allem dann möglich, wenn es sich um Herausgeber von Zeitschriften handelte und die Korrespondenz über Beiträge zu der Zeitschrift einen Anhalt bot. Wenn aus dem Inhalt der Briefe der Adressat nicht erkennbar ist, ist die Identifizierung schwer. Sie wird die Aufgabe späterer Editoren sein müssen.

Betrachten wir nun die Briefausgaben an einzelne Adressaten in chronologischer Folge. Der 1910 erschienene Briefwechsel mit Wilhelm Wolfsohn ist von Christa Schultze neu bearbeitet worden und wird in Kürze im Aufbau-Verlag erscheinen.\* Während viele Briefe Wilhelm Wolfsohns vorhanden sind, fehlen leider die Originale der Briefe Fontanes. Der 1929 erschienene Briefwechsel mit Paul Heyse ist

\* Der Briefwechsel erschien 1988.



1972 neu bearbeitet von Gotthard Erler herausgegeben worden. Glücklicherweise sind fast alle Originale vorhanden. Der 1940 von Julius Petersen veröffentlichte Briefwechsel mit Bernhard von Lepel ist während der Kriegszeit fertiggestellt worden und unter schwierigen Umständen in den Druck gegangen. Die Edition ist daher nicht ganz einwandfrei und eine Neubearbeitung ist notwendig. Auch eine ergänzte und verbesserte Kommentierung wäre erwünscht. Die rege Fontane-Forschung der letzten Jahrzehnte hat viel neues Material herbeigeschafft. Die Originalbriefe der beiden Briefpartner sind erhalten geblieben. Die erste große Briefausgabe nach dem Krieg waren die von Kurt Schreinert edierten Briefe an den Altersfreund Georg Friedlaender. Die vierziger Jahre bilden also eine gewisse Cäsar zwischen der Edition von Korrespondenzen mit den Jugendfreunden und den Briefen Fontanes an den Freund der letzten beiden Jahrzehnte. Elisabeth Friedlaender, die Tochter des Freundes, hat die Briefe nach dem zweiten Weltkrieg Kurt Schreinert zur Herausgabe überlassen. Leider sind keine Briefe Georg Friedlaenders erhalten geblieben. Fontanes Briefe an ihn befinden sich heute in Privatbesitz. Kurt Schreinert war als Herausgeber und vor allem als Kommentator ein Markstein in der Briefedition. Die späteren Editoren haben seiner großen Sachkenntnis viel zu verdanken. Von weiteren Briefwechseln mit einzelnen Freunden ist der von Jacob Steiner bearbeitete zwischen Theodor Storm und Fontane (1981) zu erwähnen, der den früheren, 1948 verlegten, ersetzt. Wegen der Nichtauffindbarkeit eines großen Teils der Originalbriefe basiert die Edition leider auf vielen Abschriften. Der Briefwechsel zwischen Fontane und Wilhelm und Henriette von Merckel wird, von Gotthard Erler herausgegeben, im Aufbau-Verlag erscheinen. Die Originalbriefe aller drei Briefpartner sind erhalten geblieben.\*

Recht wichtig ist auch die Edition von Briefen an Verleger und Redakteure: die an Julius Rodenberg, Hermann Kletke und vor allem an Wilhelm Hertz, die 1969 bzw. 1972 herauskamen. Hinzu kommen jetzt die Briefe an Eduard Engel und Fritz Mauthner, die 1984 und 1985 im Jahrbuch der Deutschen Schiller-Gesellschaft und den Fontane-Blättern veröffentlicht wurden. Das so verschiedenartige Verhältnis zu den Berufskollegen wie seine beruflichen Beziehungen überhaupt sind äußerst aufschlußreich für die Persönlichkeit Fontanes wie für die literar-geschichtliche Situation jener Zeit.

Nun zu den späteren in unserem Verzeichnis angeführten Auswahlgaben. Christfried Colers zweibändige Auswahlgabe von 1963 ist die erste größere Auswahl nach dem Krieg, die aber für eine wissenschaftliche Edition zu verfrüht kam, da der Nachlaß noch zu wenig gesichtet war. Viele Originalbriefe waren damals überhaupt nicht zugänglich. 1968 erschien Gotthard Erlers zweibändige Ausgabe, die in der Forschung viel benutzt und zitiert wird. Sie enthält 450 Briefe. Für einige Briefe war auch diese Ausgabe noch verfrüht, aber die zweite Auflage von 1980 hat die inzwischen aufgetauchten Originalbriefe und die neue Briefedition des Propyläen-Verlags herangezogen und somit unzuverlässige Texte verbessern können. Im Prinzip hatte der Herausgeber schon in der ersten Auflage auf die unzuverlässigen Texte der Frühausgaben verzichtet und sich an die Abschriften gehalten, die, wie immer wieder betont werden muß, leider auch nicht zuverlässig sind. Man sollte also die zweite Auflage der Edition Erlers benutzen. Zu erwähnen ist noch die überaus nützliche Arbeit von Richard Brinkmann und

---

\* Der Briefwechsel erschien 1987.



Waltraud Wiethölter: *Der Dichter über sein Werk* (1973/1977). Es handelt sich hier nicht nur um Briefzusammenstellungen zu den Werken Fontanes, sondern es werden auch die biographischen Werke und Tagebuchaufzeichnungen herangezogen. Briefe sind meist nur als Teildruck gebracht und nach allen, auch den früheren, Briefausgaben ediert. Auch Abschriften sind herangezogen worden. Es finden sich in dieser Edition eine Anzahl bisher unbekannt gebliebener Briefe oder Briefteile, die zum großen Teil aus dem Material des Fontane-Archivs stammen. Diese Teildrucke sind, wenn es sich um einen Erstdruck oder den einzigen leicht zugänglichen Druck handelt, auch im Briefverzeichnis angeführt.

Die neueste Auswahlgabe im Hanser-Verlag (1976–1982), von Helmuth Nürnberger mit mehreren Mitarbeitern herausgegeben, ist die umfangreichste Briefausgabe, die wir besitzen. Sie bringt in vier Bänden 2 478 Briefe. Der Kommentarband steht noch aus. Wie Gotthard Erler in der zweiten Auflage seiner Edition verweist auch diese Ausgabe in einem Verzeichnis der Briefe auf den Standort der Handschriften oder die Quellen, nach denen der Text gedruckt ist. Die Herausgeber haben eine ähnliche Grundlagenarbeit geleistet wie wir für unser Briefverzeichnis. Aus vielen Bibliotheken und Archiven sind Originalbriefe für die Textgestaltung herangezogen und eine größere Anzahl bisher ungedruckter Briefe auch aus Privatbesitz gebracht worden. Das ist zweifellos eine Bereicherung, die auch unsere Arbeit erleichtert hat. Doch erschien diese Ausgabe zu früh (der zweite Band war schon erschienen, als wir mit der Arbeit begannen), um die Resultate des Bestandsverzeichnisses, das wir hier vorlegen, nutzen zu können. So blieben leider noch zu viele Briefftexte den unzuverlässigen frühen Editionen oder Abschriften verpflichtet, obwohl Originalhandschriften vorhanden sind. Dies verdeutlicht die Notwendigkeit eines solchen Verzeichnisses für alle weiteren Editionen.

Wenn erst zum Schluß die Propyläen-Ausgabe erwähnt wird, die zeitlich früher liegt – sie ist zwischen 1968 und 1971 erschienen –, so geschieht das aus folgenden Gründen: Es handelt sich hier nicht um eine Auswahlgabe und auch keine geschlossene Ausgabe an Einzeladressaten (mit Ausnahme der Bände zwei und drei, die alle Briefe Fontanes an seine Tochter Martha und an Mathilde von Rohr bringen). Diese Ausgabe beruht auf plötzlich wieder aufgetauchten Konvoluten von Originalbriefen an den Vater, die Mutter, die Ehefrau Emilie, die Tochter Martha, die Schwester Elise, Mathilde von Rohr, die Freunde Karl und Emilie Zöllner und einige wenige an Ludovica Hesekei. Die Ausgabe füllt – soweit es möglich war – die Lücken der von der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz erworbenen Sammlung nur innerhalb des gegebenen Zeitraums durch Originale oder in wenigen Fällen durch Abschriften. Die Briefe an Martha Fontane und an Mathilde von Rohr umfaßten ohnehin fast den gesamten Zeitraum, über den sich die Korrespondenz erstreckte, während die Briefe an Emilie erst 1879 begannen und bis 1888 reichten, also über eine Zeitspanne von zehn Jahren. Im Kommentar zu allen Briefen wird sehr genau auf die Abweichungen (Auslassungen und Korruptelen) in der Erstausgabe hingewiesen. Diese Hinweise auf die fehlerhaften Editionen sind in den wichtigsten Fällen in das vorliegende Verzeichnis übernommen worden. Auch sonst haben die Bearbeiter nach dem Vergleich mit dem Original auf solche Abweichungen hingewiesen; dies konnte aber nicht konsequent durchgeführt werden. Wenn neuere Editionen sich auf die alten unzuverlässigen stützen, so ist dies nicht in allen Fällen verzeichnet worden. Die frühen Editionen in Zeitschriften und Zeitungen, bei denen es sich oft um Vorabdrucke der frühen Ausgaben handelte, sind nicht kritisch untersucht worden.



Ein solcher systematischer Vergleich aller edierten Briefe, ob in Zeitschriften, Zeitungen oder Buchausgaben, war nicht möglich und bleibt, wenn überhaupt nötig, späteren Editoren überlassen. Unsere gelegentlichen Hinweise auf größere Korruptelen sollen nichts weiter sein als ein Fingerzeig und ein Warnungszeichen.

Bei der Auflistung von Namen, Werken, Rezensionen etc. wurden die Erläuterungen von Brief- und Werkausgaben kritisch benutzt; Fehler wurden stillschweigend verbessert. Bei ungedruckten und unkommentierten Briefen war eine eigene Forschungsarbeit nötig. Es muß aber bemerkt werden, daß bei einer so großen Anzahl von Eintragungen und der beschränkten Zeit für die Arbeit am Verzeichnis manches offen und zukünftigen Kommentatoren überlassen bleiben mußte.

---

Gotthard Erler

### **Ein säkulares Ereignis**

Zur Ausgabe des Fontane-Briefverzeichnisses

Bei Forschern und Fans besteht Einigkeit: Theodor Fontanes Briefe bilden eine schier unausschöpfbare Quelle für sein Leben und Werk, für sein Kunst- und Weltverständnis; sie sind Teil des künstlerischen Œuvres, und sie gehören mit ihren bedenkenswerten Inhalten und mit ihrem amüsanten Ton zum Schönsten, was die deutsche, ja die europäische Brieffliteratur aufzuweisen hat. Sie würden ein Dutzend starker Bände füllen, wenn man sie eines Tages gesammelt veröffentlichte. Doch daran ist — aus verschiedenen Gründen — auf absehbare Zeit nicht zu denken.

Um so erfreulicher, daß seit 1988 wenigstens eine Gesamtübersicht zu den überlieferten Briefen des Dichters vorliegt. Unter der Herausgeberschaft von Charlotte Jolles (London) und Walter Müller-Seidel (München) haben Rainer Bachmann, Walter Hettche und Jutta Neuendorf-Fürstenau ein Verzeichnis aller derzeit erreichbaren Briefe angelegt, das im Carl Hanser Verlag München erschien. In sechsjähriger intensiver Arbeit, getragen von vielfach bewährten Kennern, ist dieses im Wortsinne grundlegende Buch zustande gekommen, das man getrost als Jahrhundertunternehmen bezeichnen kann und als unentbehrliches Standardwerk für jegliche wissenschaftliche Bemühung um den Autor apostrophieren muß. (In Parenthese: Die Fachleute werden tatsächlich täglich in diesem Buche nachschlagen, und ein stabilerer Einband wäre sicher sinnvoll gewesen und hätte den ohnehin stattlichen Preis von 320 DM nicht unangemessen erhöht.)

Hervorzuheben ist zuerst das enorme Verdienst, die bei Redaktionsschluß (März 1987) nachweisbaren Fontane-Briefe an den in aller Welt verstreuten Aufbewahrungsorten (63 Archive und Bibliotheken werden genannt!) überhaupt



aufgespürt und identifiziert zu haben. Nur wer einmal in Vergleichbares verwickelt gewesen ist, kann das Ausmaß von Recherchen, Korrespondenzen, Autopsien (und auch Verwaltungsarbeit) ermessen, die hinter einer solchen Aktion stecken, die allein durch jahrzehntelanges Vertrautsein mit der Materie, persönliches Engagement und kriminalistischen Spürsinn, am wenigsten durch Glück und Zufall, zum Erfolg führt. Man weiß, welche Verwirrung in den älteren Ausgaben durch die Willkür der Datierung, durch das Zusammenlegen verschiedener Briefe zu synthetischen Texten gestiftet wurde; es ist bekannt, welche Verluste und Grauzonen durch Kriegs- und Nachkriegseinwirkungen entstanden sind und wie viele Handschriften — leider — auf Auktionen in der Bundesrepublik in anonym bleibende Privathände „abwandern“. Erschwerend kommt hinzu, daß viele Briefe undatiert, andere ohne Adressaten überliefert sind.

Angesichts dieser Umstände ist es höchst respektabel, daß 5 842 Briefe (davon 4 286 Originale) ermittelt und **systematisch verzeichnet** werden konnten. Das Herausgeberteam hat dafür ein einleuchtendes und praktikables Verfahren entwickelt, das auf der chronologischen Anordnung beruht. Die Briefe sind jahresweise numeriert, nicht exakt datierbare Texte (lediglich 92) finden sich, alphabetisch nach Empfängern geordnet, am Schluß. Der Benutzer kommt mit diesem Prinzip problemlos zurecht, und ganz nebenbei kann er sich einen Einblick in Fontanes imponierende „Briefschreibeleistung“ verschaffen.

Ganz besondere Anerkennung verdient schließlich die **sachliche Erschließung** jedes Briefes durch Angaben zur Überlieferung, zu Namen und Werken sowie durch die gründlich gearbeiteten Register. Verzeichnet werden jeweils zunächst die Standorte der Handschrift (H) beziehungsweise Abschrift (h) und (soweit existent) die Erst- und (wichtigsten) Folgedrucke, wobei auch auf Teildrucke aufmerksam gemacht wird. Auf diese Weise gewinnt man einen Überblick über die erstaunlich große Zahl ungedruckter (ca. 1 000) und nur auszugsweise veröffentlichter Briefe. Unter einem bequem nutzbaren Siglensystem werden dann die im Brief genannten Werke Fontanes, die Rezensionen darüber, alle Periodika sowie sämtliche Namen aufgeführt. Dabei sind auch indirekt oder verschlüsselt erwähnte Namen einbezogen, und in den zahlreichen Fällen, in denen Briefe unzuverlässig, teilweise oder gar nicht publiziert sind, erfolgte die komplette Auflistung nach der Handschrift oder der Kopie. Die Register, von Walter Hettche erarbeitet, bündeln all diese Fakten; es stehen Verzeichnisse der Briefempfänger, der Personen und ihrer Werke, der Verlage und Buchhandlungen, der Zeitungen und Zeitschriften und der Werke Fontanes zur Verfügung (überdies noch eine Liste der Tunnel-, Rütli- und Ellora-Namen). Das Buch stellt mithin ein bisher einmaliges Informationsangebot bereit, das künftige wissenschaftliche und editorische Arbeit erleichtert und bereichert. Es ist das Resultat von Fleiß und Umsicht, von individueller Forschungsarbeit und elektronischer Datenverarbeitung. Nebenbei bemerkt: Es verwundert, daß der jüngst erschienene Registerband zur vierbändigen Briefausgabe des Hanser Verlages, der doch sichtlich von dem großen Verzeichnis profitiert, dieses und seine Verfasser mit keiner Silbe erwähnt.

Wenn vom Informationsreichtum des Werks die Rede ist, muß speziell auch auf die Einführung von Charlotte Jolles hingewiesen werden, die über „Bestand und Edition“ von Fontanes brieflichem Nachlaß berichtet. Was die hochverehrte Nestorin der Fontane-Forschung auf wenigen Druckseiten an Kenntnissen und Erkenntnissen ausbreitet — die Leser der Fontane-Blätter können es im vorliegenden Heft selbst überprüfen —, ist ein faszinierendes wissenschaftliches Referat, das sich gleichwohl spannend wie ein Detektivroman liest, in dem bei



der Sicherung von Nachlafspuren ein Kapitel Fontane-Rezeption aufgeschlagen wird und Aspekte der Politik- und Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts sichtbar werden.

Charlotte Jolles erörtert freilich auch freimütig, wieviel möglicherweise noch verschollen ist und was eventuell erneut zugänglich werden könnte. Und tatsächlich ist seit dem Erscheinen des Bandes bereits eine Handvoll Briefe, die noch nicht verzeichnet sind, aufgetaucht. Das liegt in der Natur der Sache und schmälert nicht im geringsten die großartige Leistung aller, die an diesem Verzeichnis der Fontane-Briefe mitgewirkt haben.

---

Hans Ester, Nijmegen (Hrsg.)

### **Paul Schlenthers Rezension über Fontanes Roman „Frau Jenny Treibel“ (1892). Mehr als eine Anzeige**

Als Kritiker der Werke Fontanes tritt der ursprünglich aus Insterburg in Ostpreußen stammende Literaturkritiker Paul Schlenther (1854–1916) erst mit einer Besprechung von **Ellernklipp** in Erscheinung.<sup>1</sup> Geht es in diesem Falle noch um eine relativ kleine Besprechung, die danach erschienenen Werke Fontanes erfreuen sich Schlenthers voller Aufmerksamkeit, und seine Rezensionen nehmen von ihrem Umfang und ihrer Qualität her ständig zu. Nach **Ellernklipp** hat Schlenther nur wenige zu Lebzeiten Fontanes erschienene Werke unbesprochen gelassen.<sup>2</sup> Von allen Romanen und Novellen Fontanes konnte besonders **Irrungen, Wirrungen** mit Schlenthers Begeisterung und öffentlicher Förderung rechnen.<sup>3</sup> Bis zum Erscheinen von **Effi Briest**, 1895, ist **Irrungen, Wirrungen** derjenige Roman Fontanes, der zur ästhetischen Norm wird, an der der Rezensent auch andere Werke des Autors mißt. In der Rezension dieses Werkes, in der Schlenther die Figurenkonstellation und den Gehalt positiv würdigt, faßt er gleichermaßen seine künstlerisch-ästhetischen Auffassungen zusammen. Hier wird deutlich, was Rainer Bachmann in seiner Dissertation **Theodor Fontane und die deutschen Naturalisten. Vergleichende Studien zur Zeit- und Kunstkritik** in bezug auf das Ineinandergreifen von ästhetischer und ethischer Wertung feststellt: „Es wird eine Kunstform, die das gegenwärtige Leben und seine menschlichen Probleme wirklichkeitsnah darstellt – der Zeitroman also –, als der Wahrheit am nächsten stehend empfunden. Ihr wird der höchste Grad ethischer Qualität zugesprochen, was sich für die Naturalisten und für Fontane zugleich auch auf die ästhetische Bewertung erstreckt. Denn die größte Wahrheit in der Kunst ist für sie alle immer auch von größter Schönheit.“<sup>4</sup>

Paul Schlenther war im Laufe der Jahre nach 1885 ein naher Freund Fontanes geworden, was eine gewisse Feierlichkeit, einen bestimmten distinguierten Stil im Briefverkehr nicht ausschloß. Fontanes Jubiläumsjahr 1889 ist mit gutem Grund



als Schlenthers produktivstes Fontane-Jahr zu charakterisieren.<sup>5</sup> Ihre innere Verbundenheit kommt darin zum Ausdruck, daß Schlenther bei der Geburtstagsfeier im „Englischen Hause“ in Berlin die Funktion eines Zeremonienmeisters innehatte.<sup>6</sup>

Auf Grund des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Theodor Fontane und Paul Schlenther — es war eine Freundschaft, die Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der gesellschaftlichen Aufgaben der Dichtung keineswegs ausschloß — lag es auf der Hand, daß Paul Schlenther auch den 1892 erschienenen Roman **Frau Jenny Treibel** ausführlich in seiner eigenen Zeitung, der **Vossischen Zeitung**, besprechen sollte. In der Tat handelt es sich bei Schlenthers Rezension von **Frau Jenny Treibel** um weit mehr als nur um eine „Anzeige“, als welche diese Besprechung in der bisherigen Forschung gewertet wurde.<sup>7</sup>

Aus Fontanes Briefen an Paul Schlenther und seine Gattin Paula Schlenther-Conrad wissen wir, daß Fontane den jüngeren Freund und Kollegen nicht nur in seine Gedanken über Kunst und Gesellschaft, sondern auch in den Fortgang seiner Arbeit und in seine literarischen Pläne einweihte. So schrieb er am 26. April 1888 an Schlenther über die an **Stine** geplanten Korrekturen und dazu über seine Arbeit an einem Roman, der in diesem Stadium der Entstehung noch den Titel **Frau Commerzienrätin oder Wo sich Herz zum Herzen find't** trägt: „An ‚Stine‘ (so heißt die Novelle) bin ich noch nicht herangegangen, weil es mich so sehr drängt, das fertig zu schreiben, was ich jetzt gerade unter der Feder habe: ‚Frau Commerzienrätin oder Wo sich Herz zum Herzen find't‘, eine humoristische Verhöhnung unserer Bourgeoisie mit ihrer Redensartlichkeit auf jedem Gebiet, besonders auf dem der Kunst und der Liebe, während sie doch nur einen Gott und ein Interesse kennen: das goldene Kalb.“<sup>8</sup>

Diese Briefpassage weckte ohne Zweifel Schlenthers Neugier und bewirkte seine Vorfreude auf die „humoristische Verhöhnung“. Schlenthers Rezension von **Frau Jenny Treibel** erschien in der **Königlich privilegierten Berlinischen Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen**, der **Vossischen Zeitung** also, Nr. 557 vom 27. November 1892, Sonntagsbeilage Nr. 48:

#### „Theodor Fontanes neuer Roman

Frau Jenny Treibel oder Wo sich Herz zum Herzen find't, der Roman, den Theodor Fontane zu diesen Weihnachten im Verlag seines jüngsten Sohnes hat erscheinen lassen, ist mehr als irgend ein früherer satirischen Charakters, und es versteht sich von selbst, daß, wo Fontane satirisch wird, keine Galle, keine Lauge verspritzt wird, sondern der gute Humor sein Spießgeselle ist. Diesmal ist der Humor nun ganz besonders gut gerathen und könnte helfen, daß diejenigen, gegen die sich die Satire richtet, nicht allzuschwer bluten. Aber freilich richtet sich die Satire gegen eine breite Mittelschicht, der nicht die Schicksalsgnade gegeben ist, sich über einen feinen Spott auch dann noch zu freuen, wenn er gegen sie selbst geht. Die Satire richtet sich auf gewisse Eigenheiten unsrer modernen großstädtischen Bourgeoisie.

Eine der Prachtgestalten des Romans, diejenige, die am meisten im Schatten des Dichters wandelt und Worte aus **seiner** Seele spricht, der alte wunderlich begrenzte und doch ganz frei blickende Gymnasial-Professor Wilibald Schmidt erklärt seiner Tochter Corinna: „In eine Herzogsfamilie kann man allenfalls hineinkommen, in eine Bourgeoisfamilie nicht. Und wenn er, der Bourgeois, es auch wirklich übers Herz brächte — seine Bourgeoisie gewiß nicht, am wenigsten



wenn sie Treibel, nee' Bürstenbinder, heißt". Und ein ander Mal, als besagter Corinna von besagter Jenny Treibel die Aussichten, deren Schwiegertochter zu werden, etwas unsanft versperrt worden sind, giebt der alte Schmidt seiner nicht allzu niedergeschlagenen Tochter einen Kuß auf die Stirn und sagt: „Corinna, wenn ich nicht Professor wäre, so würd' ich am Ende Sozialdemokrat". Und die gute Schmolke, die Wittve des Schutzmanns Schmolke von der Sittenpolizei, die den alten Schmidt und seine Corinna betreut, fügt hinzu: „Ja, das hat Schmolke auch immer gesagt". Dies sind einige der Verbalspitzen gegen das Protzenthum unter den Bourgeois. Wenn aber die Bourgeoisie nur geldstolz wäre und, ohne sich viel um die übrige Welt zu kümmern, auf ihren Geldsäcken säße, etwa wie es die mit den Treibels (Köpenicker Straße, Berliner Blau) verschwägerte Familie Munck (Hamburg, Uhlenhorst, Kohlegeschäft) thut, so hätte das allein den Dichter kaum gereizt. Frau Jenny Treibel aber, die Tochter des Kolonialgeschäfts in der Adlerstraße, will anders erscheinen als sie ist. Man möchte dieser richtigen Berlinerin immer auf gut Berlinisch zurufen: „Jottedoch! thu dir man nich so!" Sie schwärmt für alles Romantische, alles Ideale, alles Poetische, Ästhetische, Ethische und Etepötetische. Noch heute, trotz Kommerzienrätin und rundlicher Fülle, singt sie am Klavier, begleitet von einem alternden Opersänger, ein kleines Liebeslied, das einst in den Tagen der Rosen ihr Jugendgespieler Wilibald Schmidt ihr gedichtet hat, das „Glück ohne Gold" fabulirt und mit den Worten schließt:

Ach, nur das, nur das ist Leben,  
Wo sich Herz zum Herzen find't.

Zeit Lebens blickt sie in Wehmuth und Rührung auf jene Jugendliebe zum braven Wilibald zurück, der ihr Interesse für das Höhere besser gefördert hätte, als es in der Villa Treibel sein kann. Und ihr Auge wird feucht, wenn sie seiner gedenkt, und ihre Stimme zittert, wenn sie ihn, der noch immer in der Adlerstraße wohnt, dort besucht. Derweil sie sich mit dem dicken, gemüthlichen Treibel das Leben angenehm macht, weidet sie sich an ihrer unglücklichen Liebe zum edlen Wilibald, der ihren Verlust längst verschmerzt hat, ihren Empfindsamkeitsmanövern längst auf den Grund schaut und sie aufs jovialste ironisirt, was sie nicht merkt. Das geht nun so, so lang es geht und steht sich eine Weile höchst belustigend an. Aber die Herztheorie der Madame Jenny wird auf eine ernste Probe gestellt und soll sich nun praktisch bewähren. Ihr Jugendfreund Wilibald hat eine Tochter Corinna, und sie selbst hat zwei Söhne, richtige „Großjüngens" gutmüthigerer Art. Der ältere, Otto, ist bereits verheirathet mit einer für Weißzeug und englisches Wesen, sonst aber für nichts enthusiastischen Munck aus Hamburg, der jüngere, Leopoldchen, ist noch zu haben, und einer zweiten Munck aus Hamburg soll er nicht gegönnt werden. Die sentimentale Parvenu-Bourgeoisie aus der Köpnickers Straße fühlt sich durch die naive Ur-Bourgeoisie von der Uhlenhorst zu sehr verschattet, wie sich das Uechtere vom Echteren immer verschattet fühlt. Und auch Leopoldchen will nicht; denn hinter Mamas Rücken ist der gute Junge sterblich verliebt; und zwar in keine Andre als in Corinna Schmidt, die alles hat, was ihm fehlt: Geist, Leben, Munterkeit, Witz, Energie. Und das Einzige nur fehlt ihr, was er selber hat: Mittel, das Leben in großem Stile zu genießen. Raules Hof ist ihr ein zu enger, dürftiger Zugang in ihr Heim. Es wandelt sie in ihren nicht allzu grünen Jahren eine Sehnsucht an nach weiten Parks, weiten Weltreisen, glänzendem Wohlleben. So sehr sie sonst nach ihrem Vater geartet ist, so fehlt ihrer Jugend und ihrer Mädchenschaft noch etwas von jenem philosophischen Gleichmuth, der sich eine innere Welt erbaut und in dieser



von eignen Gnaden herrscht, bei Schinkenstulle und Thee und nur manchmal, wenn die Freunde kamen, bei Oderkressen und Moselwein. Corinna ist noch nicht soweit. Dieser jungen Dame hängt noch ein Kinderschuhchen am kleinen Zeh, und es steht ihr reizend: „ich halt es mehr mit Bonwitt und Littauer als mit einer kleinen Schneiderin, die schon um acht Uhr früh kommt und eine merkwürdige Hof- und Hinterstubenatmosphäre mit ins Haus bringt, und zum zweiten Frühstück ein Brötchen mit Schlackwurst und vielleicht auch einen Gilka kriegt.“ Ach, als Corinna zu ihrem betrubten Vetter Wedderkopp, dem Mädchenhilfslehrer, diese denkwürdigen Worte sprach, wußte sie noch nicht, daß Bonwitt und Littauer vergehn, kleine Schneiderinnen aber bei Schlackwurst und Kümmel bestehn. Und eben so wenig wußte sie, daß Leopold Treibel vergeht und Vetter Wedderkopp besteht. Sie läßt es richtig auf einer Grunewaldpartie zur Verlobung mit dem guten Leopold kommen. Und Frau Jenny Treibel, die noch eben am Arme ihres Wilibald von Halensee bis Paulsborn in Wehmuth geschwelgt hat, sieht sich plötzlich mir nichts dir nichts zu nachtschlafender Zeit vor die Frage gestellt: soll ihr Leopold mit dem Töchterchen des Jugendgeliebten das Glück finden, das sie, die übrigens ganz glückliche Gattin Treibels, einst verscherzt zu haben, immer durchfühlen läßt?

Nun, sie ist außer sich. Corinnchen wird ihr im Handumdrehen zu einer ganz gefährlichen, ganz gräßlichen Person, überhaupt — zu einer „Person“. Und dann schon lieber noch eine zweite Hamburger Schwiegertochter, denn die hat wenigstens Geld und Gut, mehr fast als Treibels selbst. Frau Jenny vergift ihr Sprüchlein von den Herzen, die sich finden, und wird ausnehmend praktisch und resolut. In der Wohnung ihres Schmidt, gegenüber dem väterlichen Kolonialgeschäft, wird die empfindungsvolle, schöngeistige Dame sogar höchst grob; gröber noch als einst drüben die Kaffeesäcke ihres Vaters Bürstenbinder. Weder Wilibalds feine, ruhig überlegene Ironie, noch Corinnas scharfe Schlagfertigkeit ist ihrem plötzlich aus dem Innern brechenden Banausenthum verständlich; ein Marktweib kann zwar ehrlich roher, aber nicht (in jedem Sinne des Worts) ungemüthlicher sein. Die „Bourgeoise“ ist entlarvt. Und, von Leopold selbst gar nicht zu reden, auch Treibel muß, wie sie will; oder eigentlich, trotz anfänglicher Honorigkeitsanwandlungen, er will, wie er muß; auch ihm ist eine Munck lieber als eine Schmidt; denn „er war doch auch seinerseits das Produkt dreier im Fabrikbetrieb immer reicher gewordenen Generationen, und aller guten Geistes- und Herzensanlagen unerachtet und trotz politischen Gastspiels auf der Bühne Teupitz-Zossen — der Bourgeois steckt ihm wie seiner sentimentalen Frau tief im Geblüt“.

Durch nichts kann Corinna von ihrer Reichthumslaune besser bekehrt werden als durch das plötzliche Wildwerden ihrer alten Gönnerin Jenny, die nun auch ihr „eine schreckliche Frau“ ist. Diese proletarische Geistesaristokratin rechnet gründlich ab mit der „Bourgeoise“ und heirathet einen geistesaristokratischen Proletarier, ihren stillvergnügten Vetter Wedderkopp, der das Gold im Herzen hat: neben der Schutzmannswittwe Schmolke die echtste, treuherzigste Natur im Roman. Er wird die verirrte Schöne gute Wege leiten.

Heute Abend freilich hat er sie auf der Hochzeitsreise erst bis Trebbin geführt, und bei Huster steigt dem Rest der Hochzeitsgäste noch der Champagner zu Kopfe. Am meisten dem glücklichen alten Papa Wilibald, der sich in köstlichster Weinlaune mit entzückender Grausamkeit das Lied seiner Freundin Jenny „Wo sich Herz zum Herzen find't“ noch einmal vorsingen läßt und dann mit etwas lallender Zunge allerlei Weisheitssprüche thut: „Für mich persönlich steht es fest,



Natur ist Sittlichkeit und überhaupt die Hauptsache. Geld ist Unsinn. Wissenschaft ist Unsinn, alles ist Unsinn. Professor auch. Wer es bestreitet, ist ein pecus. Nicht wahr Kuh... Kommen Sie, meine Herren, komm' Krola... Wir wollen nach Hause gehen."

Wenn sich der alte Schmidt am andern Morgen den Schädel befühlt, wird er als ehrsamer Professor am Gymnasium vom Heiligen Geist mancherlei revozieren, und der alte Fontane, der auch nicht sehr für Allgemeinsätze und Gesamtverdicte, kurz nicht fürs Summarische ist, wird ihm dann Recht geben. Aber den Temperenzlern zum Tod und zum Trotz, schon darum lebe der Rausch, schon darum ist auch er etwas wie ein heiliger Geist, daß er zuweilen mit Engelzungen reden und eine grobe, enthusiastische Wahrheit verkünden läßt, die nur deshalb nicht wahr ist, weil unzählige kleinere nüchterne Wahrheiten dagegen sprechen.

Und ähnlich wie mit dem Rausch, ist es auch mit der Narrheit. Frau Jenny Treibel ist keine Närrin, denn bei allem Gethue und Geziere weiß sie genau, was sie will, und ist ganz verrucht weltläufig. Sie wird noch Geheime Kommerzienrätin und Taler-Millionäserin werden. Der Einzige, der das hätte hindern können, ist Vogelsang, Lieutenant a. D. Denn der ist ein wirklicher Narr, ein Don Quichote, freilich ohne rechtes Herz im Leibe. Er ist es, der auf jener politischen Bühne Teupitz-Zossen die Intrigantenrolle spielt neben Treibel, der sich in der Heldenrolle des Reichstagskandidaten gefiel. Wie manche Männer des praktischen Lebens, hat auch der gute Treibel seinen Tollpunkt. Ohne eine Ahnung von Politik zu haben, will er ins Parlament und sucht sich dazu als agitatorischen Mittelsmann den Narren Vogelsang aus, der ihn ins Gespött der Nationalzeitung und beinah in Teufels Küche bringt. Es ist ein Naturspiel, daß Treibels sentimentale Frau diesen Wahlschwindel viel eher durchschaut als er selbst, der erst durch Schaden klug wird. Da Herr Treibel in seiner politischen Unschuld allen Parteien fern steht, so fällt er auf eine Partei hinein, die nur im Gehirn des Lieutenant a. D. Vogelsang existirt: auf die „royaldemokratische“ Partei. Ein freier Fürst! Ein freies Volk! Fort mit den Mittelschichten! Fort vor allem mit dem schlemmenden Hofadel, der sich zwischen Volk und Fürst drängt! Wie weit die Bourgeoisie zum Volke oder zu den verwerflichen Mittelschichten gerechnet wird, bleibt eine der vielen Unklarheiten dieser politischen Weisheit. Da Vogel-sang bei Treibels gut dinirt, so drückt er hier ein Auge zu. Stellt man aber statt des Adels die Bourgeoisie zwischen Volk und Fürst, so steht vielleicht den Narretheien Vogelsangs der Traum des Dichters nicht viel ferner als den Rauschreden Wilibald Schmidts; und vielleicht ironisirt er mit jenen wie mit diesen nichts weiter als sich selbst; in jener feinen, überlegenen, humoristischen Selbstver-spottung, deren nur die erlesensten Geister fähig sind und die zugleich sich behauptet, indem sie sich preisgiebt. Denn literarisch genommen, ist Theodor Fontane Royaldemokrat, freilich noch richtiger Oligodemokrat durch und durch. In der Nähe des Thrones und in den Tiefen des armen arbeitenden Volkes hat er seine besten Gestalten entdeckt. Sinnbildlich dafür ist das herzergreifende Verhältniß des Edelmannes mit der Plätterin in dem unvergleichlich ernstesten und guten Roman „Irrungen, Wirrungen“, an dessen Ernst und dessen Güte nicht einmal die prachtvolle „Frau Jenny Treibel“ heranreicht. In „Frau Jenny Treibel“ macht statt des Edelmannes der Bourgeois eine weit bedenklichere Figur. Aber das Volkskind in seiner derben Gesundheit, in seinem geraden Empfinden ist auch hier da. Freilich kein Kind mehr, sondern ein altes Weib in aller Altweiberhaftigkeit, aber im Besitze dessen, was nach Wilibald-Fontane die Hauptsache ist, im Besitze der Natur. Es ist die Wittwe Schmolke, die Perle des Romans. Ihre



Unterhaltung mit der bettlägerischen Corinna über den seligen Schmolke und seine polizeiliche Mission ist des Romans schönste Stelle. Denn auch hier dringt durch die „Sitte“ das natürliche Gefühl.

P[aul] S[chlenthers]“

Die Essenz von Schlenthers Rezension liegt in seiner Beobachtung, daß der Roman weder Figuren in den Mittelpunkt stellt, die absolute Wahrheiten noch solche, die absolute Unwahrheiten verkünden. Schlenther zeigt, wie problematisch es ist, eine ethische oder sozial-ethische Verbindlichkeit aus **Frau Jenny Treibel** herauszulesen. Das hindert ihn aber nicht daran, die Symbiose von Gestaltung und Gesinnung auch hier als Norm gelten zu lassen. Bei Vetter Wedderkopp und der Witwe Schmolke findet der Rezensent diese Verbindung. Wenn die Figuren des Romans miteinander verglichen werden, zeigt sich nach Schlenthers Meinung, daß die ästhetisch gesehen gelungenste Darstellung auch die ethisch wertvollste sei. So betrachtet, rage besonders die Witwe Schmolke über alle anderen Figuren des Romans hervor. Im Zusammenhang mit dieser Bewertung der Romanfiguren steht die – humorvoll relativierte – Charakteristik Fontanes als „Royaldemokraten“ und „Oligodemokraten“.

Die von Schlenther verwendeten Begriffe gehören zum allgemeinen kritischen Vokabular jener Zeit. Diese Kongruenz geht deutlich aus dem Vergleich seiner Rezension mit den Urteilen anderer Kritiker hervor. H. Fechner betont die „Lebenswahrheit“ und die „humoristische Darstellung“.<sup>9</sup> Auch in der Besprechung im **Hannoverschen Courier** taucht das Wort „Leben“ auf. Der Rezensent lobt die Figuren des Romans, spricht dem Dichter eine liebevolle Behandlung seiner Figuren zu und akzentuiert außerdem „die Fülle von Humor und Gemüth“.<sup>10</sup> Alle anderen mir bekannten Besprechungen betonen die Ironie, den Humor und die Wahrheit des Romans. Die **Königsberger Hartungsche Zeitung** spricht von einem Protest gegen das Protzertum<sup>11</sup>, während Joseph Ettlinger den Roman darin tadelt, daß es an einem richtigen Mittelpunkt fehle.<sup>12</sup> Adolf Stern konstatiert ebenfalls Humor und Lebensfrische. Er kritisiert jedoch als negative Erscheinungen „die seltsame Mischung von innerer Kälte und boshafter Nachrede über den Nächsten“.<sup>13</sup>

Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß **Frau Jenny Treibel** in der literarischen Kritik allgemein als realistisches Kunstwerk von hohem Rang angesehen wird. Fast alle Rezensenten würdigen Fontanes Humor und Ironie, die von Menschenliebe und Milde durchdrungen sind. In bezug auf die Titelgestalt wird die Satire als künstlerisches Darstellungsmittel des Autors hervorgehoben. Von Joseph Ettlinger und vom Rezensenten des **Kunstwarts** wird außerdem auf den bescheidenen Handlungskern des Romans hingewiesen.<sup>14</sup>

Mehr als die anderen Rezensenten hat Paul Schlenther ein feines Gefühl für den relativierenden Charakter der Figurendarstellung in **Frau Jenny Treibel**, aber nur tastend erkennt er jene Verbindlichkeit, wie sie sich in der Kombination von Gestaltung und Gesinnung bei einigen Romanfiguren äußert.

Am meisten jedoch hebt sich Schlenthers Sprachstil von dem anderer Rezensenten ab, da er den literarischen Text nicht nur rational, sondern auch emotional aufnimmt und – als aufmerksamer und engagierter Leser – seine Emotionen auch offen zeigt. Seine Interpretation erfolgt in ständiger Auseinandersetzung mit dem Text, den er produktiv verarbeitet, wobei er sich nicht auf eine Wiedergabe des Inhalts beschränkt. Da er seine Beobachtungen an der Sprache Fontanes mit eigenen sprachlich-stilistischen Feinheiten bereichert, wird dem Autor die Rezension gewiß Freude bereitet haben.<sup>15</sup>



Schlenther bekundet mit seinem Stil auch, daß ihn der Ton des Romans in starkem Maße angeregt hat und bewegt den Leser bereits durch seine sprachliche Darstellung, die durch ihren Gehalt nicht hinter der Textvorlage zurückbleibt, in vergnüglicher Weise zur Lektüre.

#### Anmerkungen

- 1 In: Deutsche Litteraturzeitung, Nr. 50 v. 10. 12. 1881, Sp. 1938 f.
- 2 Dazu gehören: Schach von Wuthenow, Unterm Birnbaum und Stine.
- 3 Siehe dazu: Betz, Frederick: Fontanes Irrungen, Wirrungen. Eine Analyse der zeitgenössischen Rezeption des Romans. — In: Aust, Hugo (Hrsg.): Fontane aus heutiger Sicht. München 1980. Außerdem: Betz, Frederick: Die Zwanglose Gesellschaft zu Berlin. Ein Freundeskreis um Theodor Fontane. — In: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte. Bd 27 (1976), S. 86–104. Die Besprechung von Irrungen, Wirrungen erschien in: Vossische Zeitung, Nr. 158 v. 1. 4. 1888.
- 4 Bachmann, Rainer: Theodor Fontane und die deutschen Naturalisten. Vergleichende Studien zur Zeit- und Kunstkritik. München 1968, S. 212.
- 5 Schlenthers großer Jubiläumsartikel erschien in: Beilage zur Vossischen Zeitung v. 29. 12. 1889.  
Ab 1886 arbeitete Schlenther als zweiter Theaterrezensent für die Vossische Zeitung. Da Fontane mit Beendigung des siebzigsten Lebensjahres seine Berichterstattung über die Vorstellungen des Königlichen Schauspielhauses aufgab, trat Schlenther Anfang 1890 seine Nachfolge an. Schlenther schreibt über diese Nachfolge in der Vossischen Zeitung v. 1. 1. 1890.
- 6 Aus dem unveröffentlichten Brief v. 31. 12. 1889 an Paul Schlenther. Dieser Brief befindet sich im FAP.
- 7 Siehe dazu: Wagner, Walter (Hrsg.): Theodor Fontane. Frau Jenny Treibel. Stuttgart 1976, S. 73. (Erläuterungen und Dokumente, RUB 8132). Von einer ähnlichen Kurzfassung der Rezension geht Gotthard Erler in seinem Kommentar zu Frau Jenny Treibel, Aufbau-Ausgabe, Bd 6, S. 529, aus.
- 8 Zitat aus dem bisher nur fragmentarisch veröffentlichten Brief, der sich im FAP befindet.
- 9 In: Schlesische Zeitung, Jg. 1892, Nr. 85.
- 10 Ausgabe v. 1. 12. 1892.
- 11 Ausgabe v. 6. 12. 1892.
- 12 In: Allgemeine Zeitung v. 4. 7. 1892.
- 13 In: Die Grenzboten, Jg. 52, 1893, S. 340–347.
- 14 In: Der Kunstwart 6, 1892/1893, S. 116 f.
- 15 In seinem Brief v. 26. 11. 1892 bedankte sich Fontane bei Paul Schlenther für die Besprechung von Frau Jenny Treibel. Dieser Brief wurde abgedruckt in: Fontane, Theodor: Briefe an die Freunde. Letzte Auslese. Hrsg. v. Friedrich Fontane u. Hermann Fricke. Berlin 1943, S. 508.



## Fontanes Kriminalerzählungen und Droste-Hülshoffs „Die Judenbuche“

Obwohl Fontane in einem Brief vom 30. 10. 1890 behauptet, erst in diesem Jahr Annette von Droste-Hülshoffs **Die Judenbuche** (1842) gelesen zu haben, finden sich einige zentrale Themen und Motive dieser Novelle schon in seinen vier Kriminalerzählungen **Grete Minde** (1879), **Ellernklipp** (1881), **Unterm Birnbaum** (1885) und **Quitt** (1890).<sup>1</sup> Weder die Tatsache, daß die Schuld-Sühne-Thematik seit dem 18. Jahrhundert immer wieder in der erzählenden Literatur behandelt wurde, noch die Feststellung, daß sowohl Droste-Hülshoff als auch Fontane in den genannten Werken der Pitaval-Tradition verpflichtet sind, beschreibt die vielen gemeinsamen Züge der Erzähltechnik in diesen fünf Erzählungen hinreichend.<sup>2</sup> Obwohl **Die Judenbuche** in Analysen der vier Kriminalerzählungen Fontanes mehrfach erwähnt worden ist, besonders im Zusammenhang mit **Unterm Birnbaum**,<sup>3</sup> ist eine gründliche Untersuchung der Gemeinsamkeiten bisher nicht geleistet worden. Im folgenden soll versucht werden, dies nachzuholen.

In der **Judenbuche** entwirft Droste-Hülshoff das Bild einer geschlossenen Gesellschaft, die dem Individuum soziale Geborgenheit bietet, wenn es sich eingliedert, Außenseitern gegenüber aber Intoleranz zeigt und sie unter Druck setzt, sich an die herrschenden Normen anzupassen.<sup>4</sup> In einer solchen Gesellschaft spielt die „öffentliche Meinung“ eine große Rolle im Leben des Einzelnen. Friedrich Mergel ist aufgrund seiner Abstammung von vornherein zum Außenseitertum verurteilt: Sein Vater, ein Trinker, kommt unter ungeklärten Umständen um, seine Mutter fristet ein kärgliches Dasein. Vor allem diese Lebensumstände sind es, die Friedrich zu verbessern trachtet, um die Anerkennung der Dorfgemeinschaft zu erringen, denn die Vorurteile seiner Umwelt basieren vor allem auf seiner und seiner Mutter Armut. Die Hratschecks in **Unterm Birnbaum** sind ebenfalls Außenseiter in Tschechin, zunächst, weil sie erst vor ca. zehn Jahren zugezogen sind, aber auch, weil Abel Gastwirt und nicht Bauer und Grundbesitzer ist. Dazu kommt, daß Ursel katholisch war und erst vom ortsansässigen Pastor zum protestantischen Glauben „bekehrt“ worden ist. Auch in Fontanes Erzählung wird deutlich, daß die Hratschecks eine Chance haben, in die Dorfgemeinschaft integriert zu werden, wenn es ihnen gelingt, ihre „Lebensumstände den Vorstellungen... [der] Umwelt von guten Verhältnissen anzugleichen, und sei es auch nur zum Schein“.<sup>5</sup> So läßt sich Friedrichs und besonders Ursels Repräsentations-sucht als Überkompensation früherer gesellschaftlich geächteter Verhältnisse interpretieren. Die sozialen Bedingungen jedenfalls führen in beiden Fällen zu Verbrechen. Bei Friedrich ist die Ermordung des Juden Aaron **Reaktion** auf die Bloßstellung seiner wahren finanziellen Verhältnisse vor der Dorfgemeinschaft; der Verlust seiner Selbstachtung und Gruppenidentität führt zu einer Verzweiflungstat. Abel Hratscheck hingegen begeht einen Mord, um eben diesem Verlust **vorzubeugen**. Im Gegensatz zu Friedrich Mergel manipuliert er die öffentliche Meinung sehr geschickt, und während jener und Ursel Hratscheck zeit ihres Lebens von Gewissensbissen gequält werden, ist er ausschließlich durch Angst vor Entdeckung des Verbrechens motiviert.

In beiden Erzählungen wird der Umwelt der Protagonisten ein großer Teil der Schuld an dem Verbrechen gegeben. Auch Grete Mindes Werdegang wird als von ihrer Umwelt, besonders ihrer Familie, beeinflusst dargestellt.<sup>6</sup> Ebenso entlastet



die Beschreibung des jahrealten Konflikts zwischen Opitz dem Förster, Inbegriff preufsischer Untugenden, und Lehnert Menz, dem frei und nobel gesinnten Wilderer, diesen bis zu einem gewissen Grade. Die Erzähler sympathisieren mit den Außenseitern Friedrich, Grete und Lehnert, die von ihrer Umwelt und den sozialen Bedingungen zu Verbrechen getrieben werden. Der Tod dieser drei wie auch des Heidereiters in **Ellernklipp** und Ursel Hratschecks in **Unterm Birnbaum** steht in engem Zusammenhang mit der Tat und kann als bewußte Buße betrachtet werden. Anders im Falle Abel Hratschecks, dessen Tod zweifellos als Strafe aufzufassen ist, aber nicht als Sühne. Hier fehlt es denn auch an jeglichem Mitgefühl von Seiten des Erzählers.<sup>7</sup>

Droste-Hülshoffs und Fontanes Interesse gilt also dem Zusammenspiel aus innerer Anlage und äußeren Umständen in der Entwicklung ihrer Protagonisten zu Verbrechern. Aus der Art, in der sie die Täter ihr Ende finden lassen, spricht aber gleichzeitig der Glaube an ein rächendes Schicksal. Die Mörder entgehen ihrer Strafe nicht, auch wenn sie, wie Friedrich Mergel durch langes Leiden und Lehnert Menz durch ein Leben für andere, schon gesühnt zu haben scheinen. Das alttestamentarische „Aug' um Auge, Zahn um Zahn“ ist stärker als jedes christliche Mitleid.<sup>8</sup> Die mahnenden Eingangsverse der **Judenbuche** und die Güte und Milde des Herrn von S. gegenüber „Johannes“; das barmherzige Angebot der Domina von Arendsee an Grete Minde; Hildes Versuch, entsprechend dem Gebot „liebet eure Feinde“ zu leben; Ursel Hratschecks Verlangen nach Buße und Vergebung und die tätige Nächstenliebe der Mennoniten, an der Lehnert Anteil hat, bleiben Ansätze ohne Wirkung — in keiner der fünf Erzählungen wird dem Täter Gnade und Verzeihung zuteil. Dies fatalistische Gerechtigkeitsdenken drückt die Witwe Aarons in der **Judenbuche** durch den Spruch aus dem dritten Buch Mose aus, den sie „stumpfsinnig . . . zuweilen hervorstieß“ (515). Hier wird bereits auf die ähnliche Bedeutung der Inschrift an der Buche hingewiesen, die der Leser erst am Ende erfährt (528). Auch in Fontanes Kriminalerzählungen findet sich der Schicksalsglaube häufig in einer Spruchweisheit ausgedrückt. „Aug' um Auge und Zahn um Zahn“ wird in **Ellernklipp** ebenfalls zitiert und zwar in bezug auf den Heidereiter, der in seinem Verhältnis zu den Wilderern, denen er nachstellt, ganz und gar nach dieser Maxime lebt (134). Hilde fühlt sich davon abgestoßen, aber das Leben lehrt sie, Melcher Harms' Überzeugung zu akzeptieren, welche sie dann auch auf ihren Grabstein meißeln läßt: „Ewig und unwandelbar ist das Gesetz“ (209, 212). Im Einklang mit dem alttestamentarischen Gerechtigkeitsdenken, das er vertritt, gibt sich der Heidereiter den Tod an dem Ort, an dem er seinen Sohn tötete: eine weitere Bestätigung des Spruches von Melcher Harms. Auf das Motiv der Rückkehr des Mörders zum Ort seines Verbrechens, welches auch in der **Judenbuche** anzutreffen ist, wird noch zurückzukommen sein.

Häufig läßt die Distanz der beiden Autoren zu den Gestalten, denen sie Spruchweisheiten in den Mund legen, auf eine ambivalente Haltung gegenüber dem Wahrheitsgehalt dieser Sprüche schließen. Simon in der Erzählung Droste-Hülshoffs zitiert eine Reihe von Sprichwörtern in bezug auf die Situation seiner Schwester, wodurch er sich zwar als „Repräsentant der Volksmeinung“ ausweist.<sup>9</sup> Eben diese Volksmeinung wird aber in Zweifel gezogen, da wir wenig später feststellen, was für ein Charakter er ist (490 ff.). Melcher Harms, dessen Spruch wie eine Art Leitmotiv immer wieder in **Ellernklipp** auftaucht, hat nicht den ungeteilten Beifall des Autors (obwohl dieser bekanntermaßen calvinistische Neigungen hegte), da er Hilde letztlich nicht die Hilfe gewähren kann, die sie sucht (209). Die Aufforderung zur Demut von Seiten des Doktors („mit unserer Kraft



ist nichts getan“, 198) richtet bei dem Heidereiter nichts aus.<sup>10</sup> Was er den jungen Leuten predigt: „alles Unrecht muß heraus“ und „Ist auch noch so fein gesponnen, muß doch alles an die Sonnen“ (156) bewahrheitet sich an ihm selbst.

Diese letztgenannte Variation war Fontanes Tagebuch zufolge in verschiedenen Variationen zunächst als Titel der Erzählung **Unterm Birnbaum** vorgesehen.<sup>11</sup> Zweifellos kann sie als eine Art Leitspruch für den Verlauf der Handlung angesehen werden. Schon Ursel zitiert diesen Satz als Einwand gegen die Pläne ihres Mannes (468), und Pastor Eccelius schließt seine Eintragung ins Kirchenbuch (und damit die Erzählung selbst) mit ihm (554). Das entbehrt nicht der Ironie, da Eccelius in seiner Verblendung alles andere getan hat, als Hrad-schecks Verbrechen „an die Sonnen“ zu bringen. Auch in diesem Falle wird die ambivalente Haltung des Erzählers deutlich, der einerseits in seiner Geschichte einen Beweis für die Richtigkeit dieses Spruches liefert, andererseits aber in der impliziten Kritik an der Person, die ihn äußert, seine Gültigkeit wieder in Zweifel zieht. Da man davon ausgehen kann, daß Sprichwörter etwas über die gesellschaftlichen Maßstäbe derer, die sie verwenden, aussagen, d. h. Erfahrungen und Werthaltungen einer Gruppe in leicht faßlicher Form wiedergeben, dient ihr Einsatz Droste-Hülshoff und Fontane als Mittel zur Gesellschaftskritik. In ihrer Benutzung von Bibelzitate wird das noch deutlicher: Ursels Grabspruch „Wenn ihr den Menschen ihre Fehler vergebt, so wird euer himmlischer Vater sie auch euch vergeben“ (Evang. Matthäi 6, V. 14; 533) wird weder von ihr selbst beherzigt, soweit man aus der Sterbeszene schließen kann (525–527), noch von den Tschechinern, und Eccelius, der den Spruch wahrscheinlich ausgesucht hat, nimmt als selbstverständlich hin, daß ihr Grabkreuz abgerissen wird (552–553). Abel Hrad-scheck wird schon zu Anfang als nicht gläubig gezeigt (463–464); seine eher mechanisch geäußerten als tiefgefühlten Zitate von Bibelsprüchen dienen der Rechtfertigung seiner Tat („Not kennt kein Gebot“, 462) und stellen ihn gar in eine Reihe mit dem Verräter Christi („Was du tun willst, tue bald“, 545). Mit unterschwelliger Ironie entlarvt Fontane hier wieder geheuchelte Religiosität.

Bei beiden Autoren spielt der Glaube an Vergeltung als schicksalhafte Fügung eine beherrschende Rolle. Literaturgeschichtlich gesehen war dies schon im 18. Jahrhundert ein vielfach verwendetes Schauer-motiv.<sup>12</sup> Nach Moritz hat Droste-Hülshoff „durch die Konzentration der schicksalhaften Vorgänge auf die Buche diesen Baum zum Dingsymbol werden lassen, womit sie der Mode ihrer Zeit folgte, geheimnisvolle Zeichen zu mahnenden Symbolen eines rächenden Schicksals zu machen.“<sup>13</sup> In Fontanes Kriminalerzählungen läßt sich eine Variierung dieser Mode verfolgen. Im Gegensatz zu den Vorgängen in der **Judenbuche** wirkt die Rückkehr des Heidereiters zum Ort seines Verbrechens und sein Selbstmord eher trivial (202 f.). Umso bedeutungsvoller erscheint rückblickend die erste Erwähnung der Ellernklipp, bei welcher Gelegenheit bereits auf Hildes fatale Anziehungskraft hingewiesen wird, so daß Bocholts Worte „Ich werde sie zu hüten haben“ einen ironischen Beiklang bekommen und Pastor Sörgels „freudige [...] Bewegung“ symptomatisch wird für seine Fehleinschätzung der Situation (108). Auch in der **Judenbuche** haben die ersten Szenen im Brederholz, dem Schauplatz mehrerer Todesfälle, vorausdeutende Funktion: Simons und Friedrichs erster gemeinsamer Gang bei Nacht und ihr Gespräch über das Beten (493 f.); Friedrichs Begegnung mit dem Förster (502). Bei dieser Gelegenheit hat er wie Bocholt in **Ellernklipp** (176) und Lehnert in **Quitt** (295) die Möglichkeit, seinen Feind zu retten (502), nimmt sie aber nicht wahr. Alle drei Täter tragen ihr Leben lang schwer an der Schuld und finden schließlich am Schauplatz ihrer Tat bzw.



unter sehr ähnlichen Umständen (**Quitt** Kapitel 13, 14 und 34, 35) den Tod. An die Macht des rächenden Schicksals erinnert der Spruch an der Buche und das wiederholt angeführte „Ewig und unwandelbar ist das Gesetz“; in **Quitt** auf weniger sentenziöse Art ein Gespräch zwischen Lehnert und L’Hermite (429–430). In **Unterm Birnbaum** kommt dem Baum als Symbol zentrale Bedeutung zu, aber Fontane benutzt es subtiler und differenzierter als in den zuvor besprochenen Erzählungen, d. h. nicht einfach als Schauplatz der Tat und später der Vergeltung. Der Baum dient im Gegenteil Abels erfolgreicher Täuschung seiner Umwelt (461–462, 483–484); mit seiner Hilfe liefert er den „Beweis seiner Unschuld“ (505–508, 514–515, 521). Wo der Reisende Szulski zu Tode kommt, läßt sich nur aus Ursels Reaktion erschließen (524), da seine Ermordung wie die des Aaron in der **Judenbuche** aus der Erzählung ausgespart ist. Schließlich kommt der Mörder weder hier noch unter dem Birnbaum ums Leben, sondern im Keller, wo er die Leiche vergraben hat. Der Hinweis auf diesen Keller und auf die Methode, mit der die Falltür offengehalten wird, erfolgt früh in der Erzählung (454). Der Keller wird mehrmals beinahe zum Anlaß von Abels Entlarvung, da dieser sich aus Angst durchschaut glaubt (517, 541). Angst vor Entdeckung läßt ihn schließlich die Unvorsichtigkeit begehen, die ihn das Leben kostet (549), wobei die genauen Umstände seines Todes noch rätselhafter bleiben als bei Friedrich Mergel.<sup>14</sup>

Das Schauermotiv der Vergeltung als schicksalhafte Fügung erfährt bei Fontane also differenzierte Behandlung. Ähnliches läßt sich für die Verknüpfung beängstigender Naturvorgänge mit grauererregenden Ereignissen im menschlichen Bereich feststellen, ein weiteres Schauermotiv, dessen Droste-Hülshoff und Fontane sich bedienen. In der **Judenbuche** wird Hermann Mergels Leiche in einer „harte(n), stürmische(n) Winternacht“ nach Hause gebracht (487–489). Die Nachricht von dem Mord an Aaron erreicht den Gutsherrn in einer Nacht, in der „ein furchtbarer Sturm“ tobt (514), und eben zu dieser Zeit findet Friedrichs und Johannes’ Flucht statt. Auch der Mond ist oft Teil einer unheimlichen Naturkulisse. Mondschein gibt der Szenerie „ein fremdartiges Ansehen“, als Friedrich zum ersten Mal mit seinem Onkel nachts durchs Brederholz geht (493); ein verblassender Mond ist Zeuge der Konfrontation zwischen Brandis und Friedrich (500 ff.); und im Mondlicht spielt sich die Auseinandersetzung zwischen Simon und Friedrich ab, die mit dem für Friedrichs Korrumpierung entscheidenden Verzicht auf die Beichte endet (508–509).

Sturm und Mondlicht begleiten auch die zentralen Episoden in Fontanes Kriminalerzählungen. Ein Sturmwind trägt zur Verbreitung des von Grete Minde gelegten Feuers bei (99); in einer „stürmischen Novembernacht“ unternimmt Hratscheck sein Täuschungsmanöver und begeht den Mord an Szulski (483 f., 503 f), dessen Fahrzeug noch bei Sturm in der Oder gefunden wird (489). Eines der ersten Kindheitserlebnisse Hildes im Hause des Heidereiters ist ein Sturm und Wetterumschwung bei Vollmond, dessen Licht sie als „unheimlich“ empfindet (114). Wie auch bei dem Brand auf Kunerts-Kamp (120–123) ist sie angesichts dieses Naturschauspiels von einer Mischung aus Grauen und Faszination erfüllt, und die Unfähigkeit Grissels, sie mit mechanischem Gebet zu beruhigen oder vom Schauplatz der Katastrophe zurückzuhalten, deutet auf deren Hilf- und Verständnislosigkeit gegenüber der heranwachsenden Hilde voraus. Der Mond tritt als Zeuge aller weiteren wichtigen Ereignisse auf: des von Grissel beobachteten Kusses (160 f.), des Mordes an Martin (176), der Suche nach der Leiche (182 f.)



und schließlich des Selbstmordes (203). Die Ausstattung des Mondes mit den Zügen eines Mahners und Fragers erinnert an die Methoden des Trivialromans (176, 178, 179). In **Quitt** wird die Funktion des Mondes als mahnendes Gewissen sehr viel unaufdringlicher behandelt (287, 288), da auch auf die bekannte Wirkung von Mondschein auf die Psyche mancher Menschen hingewiesen wird (362 f.).<sup>15</sup> Die Sterne, nicht der Mond, sind diesmal Zeugen der Tat (285) und der Sühne (438).

Wie die Schicksalsvergeltung und die Naturgewalten als Begleiter menschlichen Erlebens wurde auch das Schauermotiv des Aberglaubens noch im Biedermeier und später häufig verwendet. Droste-Hülshoff und Fontane entwickeln es weiter, indem sie es ihrer intendierten Kritik an Individuum und Gesellschaft nutzbar machen. Friedrich Mergel wird als Kind von dem allgemeinen Glauben gequält, daß sein Vater ein Revenant sei – eine Vorstellung, von der der Erzähler sich mit folgendem Kommentar distanziert: „Es ist gewöhnlich in jenen Gegenden, den Verunglückten die Ruhe im Grabe abzusprechen.“ (490). Die erzählerische Haltung ist die des aufgeklärten Herrn von S. angesichts der Geistergeschichten seiner Knechte (513 f.). Der Hinweis auf einen Zusammenhang zwischen dem Spuk und dem Mord an Aaron liefert eine natürliche Erklärung für das, was die Knechte gehört haben wollen (513 f.). Umgekehrt klärt sich nachträglich auch Friedrichs furchterregendes Erlebnis auf der Flucht – ein weiteres Indiz für die Haltung des Erzählers (517, 523). Bei Fontane erscheinen häufig Prophezeiungen zunächst wie Aberglaube: Die Domina von Arendsee sagt Grete Mindes Schicksal voraus (84); Melcher Harms fürchtet für Martin, weil er auf dem „Opferstein“ gelegen habe (153). In beiden Fällen erklären sich diese Voraussagen jedoch aus der Menschenkenntnis und Erfahrung derer, die sie äußern. Die Domina weiß Gretes Charakter richtig einzuschätzen (83–84), ebenso wie Melcher Harms seine Zukunftsvisionen aus Hildes Veranlagung erklärt und vor sich selbst zugibt, daß das „Wegbeten“ nur ihrer Beruhigung dienen sollte (153, 189). Beide, die Domina und der Konventikler, glauben an ein vorgezeichnetes, unabänderliches Schicksal („ich wußt' es“ 102; „Es geschieht, was muß“ 153), und dieser Glaube unterscheidet sich von trivialem Aberglauben. So wird auch die Voraussage der „weisen Frau“ bezüglich des Kindes von Hilde und Bocholt sogleich von einem Arzt morphologisch erklärt (190, 197–198), so daß ihr jeder „Zauber“ genommen ist.

In den meisten Fällen tritt Aberglaube bei Fontane im Zusammenhang mit aus Schuldbewußtsein geborener Furcht auf. Bocholts Vision vom „Engel des Friedens“ erklärt sich unmittelbar aus dem vorhergegangenen Mord an seinem Sohn (180); sein Verhalten beim Glücksspiel hängt ebenfalls mit seinen zwiespältigen Gefühlen angesichts der Diagnose Schliephakes zusammen (199). In **Unterm Birnbaum** werden die „Hexereien“ der alten Jeschke nicht einmal von ihr selbst ganz ernst genommen. Der Erzähler macht deutlich, wie sie die Leichtgläubigkeit beschränkter Menschen zu nutzen weiß, indem sie ihnen bestimmte Ideen suggeriert, ohne sich selbst in Bezug auf deren Wahrheitsgehalt festzulegen (512, 534, 537, 543 f.). Bei Hradtschek liegen wie bei Bocholt den abergläubischen Anwendungen Furcht und Schuldbewußtsein zugrunde; nur deshalb läßt er sich immer wieder auf Gespräche mit der Alten ein (531, 544 f.) und probiert sogar die Wirkung von Farnkrautsamen aus (548). Dieser Zusammenhang wird vom Erzähler durchgehend unterstrichen, woraus sich seine Distanz zu den abergläubischen Charakteren ablesen läßt. Die Heuchelei der Tschechiner „Dorfhonoratiorenschaft“ bei



Ursel Hratschecks Begräbnis disqualifiziert das Gerede vom „Weih“, der etwas weiß, als böswilligen Klatsch (527–529). Gleichzeitig wirft diese Episode ein bezeichnendes Licht auf Eccelius' selbstzufriedene Darstellung der Konversion der Verstorbenen von dem „ihr anezogenen Aberglauben“ (529). Schon in ihrem Gespräch mit Abel (464) und dann in der Sterbeszene (526) wird offenbar, daß sie sich nicht wirklich vom katholischen Glauben abgewendet hat, in dem sie Trost in ihrem Schuldbewußtsein sucht, als Eccelius versagt (521 f.). Wie in der **Judenbuche** wird das Motiv des Aberglaubens in seinen verschiedenen Variationen hier am deutlichsten zum Zwecke der Gesellschaftskritik eingesetzt, wobei die Täter, Friedrich Mergel und Abel Hratscheck, selbst in diese Kritik miteinbezogen sind. In **Quitt** spielt das Motiv eine geringere Rolle, tritt aber wieder als Symptom des Schuldbewußtseins bei den beiden Mördern Lehnert und L'Hermite auf (Kapitel 23) und wird zur Kritik an Kaulbars (405 f.) und sogar Obadja verwendet (441).

Ein weiteres Mittel der Kritik an dörflicher Gesellschaft und Vertretern der Obrigkeit liefert beiden Autoren das Motiv der Gegnerschaft zwischen Förster und Wilderer. In der **Judenbuche** ist dieser Antagonismus selbstverständlicher Teil der hergebrachten Ordnung, die Friedrich schon im Alter von acht Jahren von seiner Mutter lernt, als er noch ganz unvoreingenommen ist (489). Die „Erziehung“ durch seinen Onkel Simon, einen Anführer der Blaukittel, tut ein Übriges. Die beleidigenden Schmähreden des Försters (501) vertiefen die schon von dem Kinde erfahrenen Zurücksetzungen (489). Brandis äußert dieselben Vorurteile gegen Friedrich wie die übrige Dorfbevölkerung, die Armut mit Schlechtigkeit gleichsetzt, noch bevor der Junge selbst sich entwickelt hat („jeder-mann nannte ihren Jungen tückisch und verschlossen“ 491). Die dörfliche Gesellschaft wird als mitschuldig an Friedrichs Entwicklung zum Verbrecher gezeichnet und dieser dadurch teilweise entlastet.

In **Quitt** ist der Gegensatz zwischen Opitz und Lehnert Menz das Hauptthema des ersten Teils. Die Sympathie des Erzählers gehört hier eindeutiger als in der **Judenbuche** dem „Wilderer“, welcher als gradliniger, sympathischer Charakter dargestellt ist, der von dem kleinlichen, auch im Privatleben von preußischem Militarismus geprägten Vertreter der Obrigkeit unerträglich herausgefordert wird.<sup>16</sup> Auch hier spielt die Beeinflussung durch die Mutter eine Rolle. Wie Friedrich wächst Lehnert vaterlos auf und übernimmt die Werthaltung seiner Mutter, die in dem Förster den natürlichen Gegner sieht, obwohl er die Inkonsequenz ihrer Erziehung und ihres Verhaltens erkennt (213–214). Im Gegensatz zu Friedrich hat Lehnert die Dorfbevölkerung uneingeschränkt auf seiner Seite (302), denn er hat als Mensch ihren Respekt. Zudem steckt allen, wie der Pastor richtig erkennt, „der Pascher und Wilddieb von Kindheit an im Leibe“ (218), wie das auch bei den Einwohnern des Dorfes B. in der **Judenbuche** der Fall ist. Eine ähnliche Feststellung trifft Grissel über die Emmeroder in **Ellernklipp** (135), die im Konflikt mit der Autorität selbstverständlich Partei für den Wilderer nehmen. Der Heidereiter, der sich als Vertreter der Obrigkeit im Recht sieht, als er einen Wilderer erschießt, bleibt von der Kritik nicht verschont, gerade auch von Seiten der Gräfin, der Obrigkeit, für die er gehandelt zu haben glaubt (135). Auch hier wird der absolute Anspruch des Gesetzesvertreters deutlich in Zweifel gezogen. Sowohl bei Droste-Hülshoff als auch bei Fontane lassen die Gesetzesvertreter Menschlichkeit und Toleranz vermissen und laden so ebenfalls Schuld auf sich. Diejenigen, deren Interessen sie vertreten, leisten eine Art Barmherzigkeit, die



letztlich ohne jede Wirkung bleibt: die Gräfin nimmt sich erst ihres unehelichen Enkelkindes an, als es zu spät ist, dessen Schicksal noch positiv zu beeinflussen (209); Herr von S. kann (will?) nicht einmal verhindern, daß Friedrichs Leiche auf dem Schindanger verscharrt wird (528).

Droste-Hülshoff wie auch Fontane porträtieren die von ihnen kritisierte Gesellschaft, in deren Mitte ein Mensch zum Verbrecher wird, bei einem geselligen Anlaß. Solche Anlässe sind mehrfach einem Akt des Grauens vorangestellt. Friedrich Mergel erlebt den flüchtigen Triumph gesellschaftlicher Anerkennung und Zugehörigkeit auf dem Hochzeitsfest, wird aber eben dort auch zutiefst gedemütigt (510–513). Die Hochzeitsgesellschaft wird mit viel Ironie beschrieben (510), ebenso das Paar (512). Zunächst läßt sich alles von Friedrich mitreißen, dann folgt „das allgemeine Gelächter“ auf Johannes' Butterdiebstahl, der Friedrichs „Würde ... verletzt“ (512), und schließlich nach dessen Auseinandersetzung mit Aaron „tobte ... [die Tenne] ... von Gelächter“ (513). Die Schadenfreude gilt Friedrich ebenso wie dem Juden („Wiegt ihn gegen ein Schwein!“ 513). Die Distanz zu den Dorfbewohnern ist offenkundig, doch läßt sich die Haltung des Erzählers hier nicht ohne weiteres mit der des Gutsherrn identifizieren, denn die Anspielung auf den „Wunsch, seine Popularität aufrechtzuerhalten“ als Beweggrund für seine Anwesenheit bei einer solchen Festlichkeit schließt diesen in die Kritik mit ein (513).

In **Unterm Birnbaum** läßt Fontane seinen Protagonisten in ähnlicher Weise von der Höhe gesellschaftlichen Triumphes stürzen. Ein langer geselliger Abend bei Wein und Anekdoten geht dem Mord an Szulski voraus (Kapitel 5). Hier hält sich Hratscheck noch zurück und überläßt das Erzählen seinem Gast aus Polen, der es genießt, die Sensationsgier der Tschechiner zu befriedigen. Ihre Reaktionen zeigen schon hier dieselbe Klatschsucht verbunden mit einem Mangel an menschlicher Teilnahme, die sie später im Verlauf des Verfahrens gegen Hratscheck und beim Tode seiner Frau zur Schau stellen. Szulski selbst entlarvt sich durch seine Versicherung „Kein Pole schneidet auf, das verachtet er.“ (478), denn kurz zuvor ist dem Leser mitgeteilt worden, daß er „eigentlich ein einfacher Schulz aus Beuthen in Oberschlesien war“ (476).<sup>17</sup> Später jedoch feiert Hratscheck selbst Triumphe als Anekdotenerzähler, versteht es wieder, eine prekäre Situation zu seinen Gunsten zu wenden, und scheint ganz in den Kreis der Tschechiner aufgenommen zu sein (538–541).<sup>18</sup> Diese Situation, in die er durch Edes Gespensterfurcht gebracht wird, festigt seinen Entschluß, Szulskis Leiche zu beseitigen, und dabei kommt er um (548–549). Die genaueren Umstände seines Todes läßt der Erzähler im Dunkeln; wie in der **Judenbuche** wird nur die Leiche gefunden. Auch der Heidereiter in **Ellernklipp** verbringt den Tag vor seinem Selbstmord auf der Suche nach Geselligkeit in Ilseburg (196). Beim Freischießen empfängt ihn eine „angeheiterte [...] Gesellschaft mit einem Hoch“ (199), welche ihm zunächst schmeichelt und dann mit Schadenfreude auf seine Fehlschüsse reagiert, woraus deutlich wird, daß es an der wahren menschlichen Anteilnahme auch hier fehlt. Auf dem Heimweg, als ihn sein Schuldbewußtsein einholt, versagt sein Begleiter, „dem es unheimlich geworden war“, vor der Situation und läßt ihn allein (203).

Die angeführten Beispiele haben gezeigt, daß Paul Schlenthers **Unterm Birnbaum** gespendetes Lob: „hier umspielt und begründet den verbrecherischen Fall ein soziales Zeitbild“<sup>19</sup> sich ebenso auf Fontanes andere Kriminalgeschichten und Droste-Hülshoffs **Die Judenbuche** anwenden läßt. Das „soziale Zeitbild“ blieb Fontanes Anliegen während seiner ganzen schriftstellerischen Laufbahn, und viele



der oben besprochenen Erzählzüge tauchen in diesem Zusammenhang wieder auf: Die Porträtierung bestimmter Gesellschaftskreise bei geselligen Anlässen etwa durchzieht sein Werk von **Vor dem Sturm** bis **Der Stechlin**, mit einer deutlichen Tendenz fort von Schreckenshöhepunkten wie Schach von Wuthenows Selbstmord nach der Hochzeitsfeier bis hin zum völligen Verzicht auf solch spektakuläre Ereignisse im **Stechlin**, wo Hochzeit und Tod einander auf ganz andere, stille Weise folgen. Und schließlich beim Aberglauben, um ein letztes Beispiel zu nennen, zeigt sich die zunehmende soziale Einbindung des Motivs, von Lenes Warnung an ihren adligen Liebhaber („Haar bindet“) in **Irrungen, Wirrungen** (Kapitel 11) bis zu Innstettens „Erziehung“ seiner jungen Frau mit Hilfe des unheimlichen Chinesen (**Effi Briest**, Kapitel 10).

#### Anmerkungen

- 1 An Richard Schöne, in: Winfried Woesler: „Theodor Fontane über Annette von Droste-Hülshoff“, **Westfalen** 47 (1969), 206–209. Zweifel an Fontanes Gedächtnis drängen sich auf, wenn man bedenkt, daß **Die Judenbuche** zuerst vom 22. 4. bis 10. 5. 1842 im „Morgenblatt für gebildete Leser“ erschien, einer Zeitschrift, in der Fontane selbst von Oktober 1843 an veröffentlichte. Wenn er die Novelle zu diesem Zeitpunkt nicht kennengelernt hat, so bot spätestens der Kontakt mit Paul Heyse eine weitere Gelegenheit, in dessen „Deutschen Novellenschatz“ **Die Judenbuche** 1876 (und **Grete Minde** 1884) aufgenommen wurde.
- 2 Bei Peter Demetz: **Formen des Realismus. Theodor Fontane** (München 1964), S. 80, und Walter Hüge: „**Die Judenbuche** als Kriminalgeschichte“, in: **Annette von Droste-Hülshoff, Die Judenbuche**. Sonderheft der **Zeitschrift für deutsche Philologie** 99 (1979), S. 52 f.
- 3 In: Hans-Heinrich Reuter: **Fontane** (Berlin 1968), II, S. 633; Lionel Thomas: „Fontane's **Unterm Birnbaum**“, **German Life and Letters** 23 (1970), S. 193–205, S. 198 f.; Edgar Marsch: **Die Kriminalerzählung** (München 1972), S. 187; Rudolf Schäfer: **Theodor Fontane. Unterm Birnbaum. Frau Jenny Treibel. Interpretationen** (München 1974), S. 17; Walter Müller-Seidel: **Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland** (Stuttgart 1975), S. 82, 215.
- 4 Siehe Winfried Freund: „Der Außenseiter Friedrich Mergel“, in: **Annette von Droste-Hülshoff, Die Judenbuche**, Sonderheft der **Zeitschrift für deutsche Philologie** 99 (1979), S. 110.
- 5 So Winfried Freund über Friedrich Mergel, a. a. O., S. 111.
- 6 Vgl. dazu Fontanes Brief an Paul Lindau (6. 5. 1878), in: **Dichter über ihre Dichtungen**, 12: **Theodor Fontane**, hg. von Richard Brinkmann und Waltraud Wiethölter (München 1973), II, S. 244. Diese Problematik in **Grete Minde** erörtert: Ulrike Horstmann-Guthrie: „Thackerays **Catherine** und Fontanes **Grete Minde** (in Vorbereitung).“
- 7 So schrieb Fontane an Georg Friedlaender (16. 11. 1885) über **Unterm Birnbaum**, „Daß keine schöne, herzerquickliche Gestalt darin ist“: **Dichter über Dichtungen**, 12, II, S. 339.
- 8 Winfried Freund irrt mit seiner Behauptung, daß die „Unbarmherzigkeit des altjüdischen Gerechtigkeitsdenkens . . . durch die Gnadenlehre Christi überwunden . . . [wird], wie sie in den Eingangswesen hervortritt.“ Erläuterungen zur Goldmann Klassiker Ausgabe der **Judenbuche** (München 1983), S. 114. Im folgenden wird zitiert nach Annette von Droste-Hülshoff: **Sämtliche Werke in zwei Bänden**, hg. von Günther Weydt und Winfried Woesler (München 1973 ff.), I, und Theodor Fontane: **Sämtliche Werke**, hg. von Walter Keitel (München 1962), I. Seitenangaben in Klammern beziehen sich auf diese Ausgaben.



- 9 So nennt ihn Winfried Freund, Goldmann Klassiker Ausgabe, S. 108.
- 10 Siehe dazu den Hinweis der Herausgeber der Ullstein Taschenbuchausgabe (Theodor Fontane: **Sämtliche Romane, Erzählungen, Gedichte, Nachgelassenes**, Band 6: **Ellernklipp** (Frankfurt/M., Berlin, Wien 1976), S. 140, Schliephake lasse zwei Zitate leicht verändert in seine Rede einfließen: „Mit unsrer Macht ist nichts getan“, die erste Zeile der zweiten Strophe von Luthers „Ein' feste Burg ist unser Gott“ und „Unser Wissen ist ja Stückwerk“ aus 1. Kor. 13,9.
- 11 Das Tagebuch von Oktober 1884 nennt „Fein Gespinnst, kein Gewinnst“; vom 6.–11. 1. 1885 „Fein Gespinst“ und vom 22. 2. bis Ende April 1885 „Es ist nichts so fein gesponnen“: **Dichter über ihre Dichtungen**, 12, II, S. 338. Hugo Aust: „Die Bedeutung der Substitute für die Interpretation“, in: **Deutschunterricht** 29, 6 (1977), S. 44–51, stellt fest, daß „Titel ... und Schlußsatz ... den Kern des Erzählten vergegenwärtigen.“ (S. 48).
- 12 Karl Philipp Moritz: **Annette von Droste-Hülshoff: Die Judenbuche** Modellanalysen: Literatur Band 3 (Paderborn, München, Wien, Zürich 1980), zeigt, daß Droste-Hülshoff „Bei all der Realistik in der Darstellung und dem nüchtern-sachlichen Chronikstil“ in der **Judenbuche** mehrere Schauer motive einsetzt (S. 97).
- 13 ebda. S. 101.
- 14 Albrecht Diem: „Vom Dingsymbol zur Verdinglichung. Symbol und Gesellschaft bei A. v. Droste-Hülshoff, Th. Fontane und A. Robbe-Grillet“ in: **Deutschunterricht** 23, 2 (1971), 120–133, versucht eine Unterscheidung zwischen der Buche, dem „Dingsymbol“ und dem Birnbaum, „eher eine Allegorie ... , denn was er bedeutet, wird von außen an ihn herangetragen, seine Auslegung erfordert eine gesellschaftliche Konvention.“ (S. 130 f.). Auch was die Buche bedeutet, „wird von außen an [sie] herangetragen“, und ihre „Auslegung“ bedarf einer Vertrautheit mit dem alttestamentarischen Gerechtigkeitsdenken! Die Feststellung einer Entwicklung „vom Dingsymbol zur Verdinglichung“ (S. 131) scheint mir daher an den Haaren herbeigezogen.
- 15 Helen Chambers: „Mond und Sterne in Fontanes Werken“, in: **Fontane Blätter** I, 5/5 (1984, Heft 37 der Gesamtreihe), S. 457–476) erwähnt die Funktion des Mondes als Ankläger in **Ellernklipp** und **Quitt** (S. 458, 459).
- 16 Vgl. Fontanes Brief an seine Tochter Martha (17. 6. 1885), in dem er von einem „ebenbürtigen Kampf“ zwischen Förster und Wilddieb spricht, in dem von Mord keine Rede sein könne: **Dichter über ihre Dichtungen**, 12, II, S. 395 f.
- 17 Dieses Kapitel analysiert Rudolf Schäfer: **Theodor Fontane. Unterm Birnbaum. Frau Jenny Treibel. Interpretationen** (München 1974), S. 33–35.
- 18 Zur Funktion der Anekdoten in diesem Kapitel Andrea MhicFhionnbhairr: **„Anekdoten aus allen fünf Weltteilen.“ The Anecdote in Fontane's Fiction and Autobiography** (Bern, Frankfurt/M., New York 1985), S. 134 ff.
- 19 In einer Würdigung anlässlich Fontanes 70. Geburtstag in der Beilage zur „Vossischen Zeitung“ vom 29. 12. 1889; in: **Theodor Fontane: Romane und Erzählungen in acht Bänden**, hg. von Peter Goldammer, Gotthard Erler, Anita Golz, Jürgen Jahn (Berlin 1969), IV, S. 554.



## SCHRIFTSTELLER DER GEGENWART ÜBER THEODOR FONTANE

Vorbemerkung: Manfred Horlitz

Die Fontane-Ausgaben der letzten Jahre zeugen von der anhaltenden internationalen Verbreitung der Werke Fontanes bei vielen Lesern in europäischen und – auch zunehmend – in außereuropäischen Ländern. Aber auch viele Schriftsteller unserer Zeit stellen in ihren Werken direkte und indirekte Beziehungen zur Persönlichkeit bzw. zum künstlerischen Schaffen des „märkischen Wanderers“ her, und sie tragen dazu bei, daß Fontanes humanistisches Gedankengut im Bewußtsein der Leser weiterlebt.

Wir sind im Interesse vieler Leser der Fontane-Blätter der Frage nachgegangen, welche Beweggründe für die Fontane-Beziehung einiger Autoren unserer Gegenwart bestimmend sind und wie diese im eigenen Schaffensprozeß zum Ausdruck kommen.

Wir freuen uns, diese Betrachtung, die wir in den folgenden Heften fortsetzen wollen, hier mit zwei Schriftstellern eröffnen zu können, und zwar mit **Jan Koprowski** (Volksrepublik Polen) und mit **Christine Brückner** (Bundesrepublik Deutschland). Beide Autoren haben in den vergangenen Jahrzehnten eine vielfältige, spezifische Beziehung zu Theodor Fontane und seinem Werk gefunden, das sich im eigenen Schaffen äußert.

---

Jan Koprowski, Warszawa

### Ein alter (und) neuer Realist \*

Ende 1987 fuhr ich während meines Berlin-Aufenthaltes für einen Tag nach Potsdam, vor allem, um dort das Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek zu besichtigen. Ich verbrachte einige Stunden in einem stillen Zimmer und sah Handschriften, Fotos, Rezensionen über Werke des Schriftstellers, seine Äußerungen, Kritiken, Briefe und Reportagen aus alten Zeitungen und Zeitschriften, verschiedene deutsche Ausgaben seiner Werke und deren Übersetzungen in fremde Sprachen. Dazu gleich eine Anmerkung: ärmlich wirkt die kleine Zahl der vorhandenen Exemplare polnischer Übersetzungen. Schließlich haben wir nach dem 2. Weltkrieg beinahe alle wichtigen Werke von Theodor Fontane in polnischer Übersetzung herausgebracht. Es schien von Warschau nach Potsdam so nahe zu sein, aber nun erweist sich der Weg als ziemlich lang.

---

\* Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors aus: Kultura, Nr. 18 (152) Warszawa, 4 maja 1988 r., S. 11 – Übersetzung: Ingrid Kuhnke, Berlin.



Von dieser Reise brachte ich mir vier Bände der autobiographischen Schriften des hier besprochenen Autors mit, die in neuer Bearbeitung 1982 im Aufbau-Verlag erschienen sind. Auch einige Nummern der Zeitschrift „Fontane-Blätter“ brachte ich mir mit. Sie werden vom Fontane-Archiv halbjährlich herausgegeben und verzeichnen exakt alle bedeutenden Neuerscheinungen über Fontane.

Auch weil ich erst kürzlich eine fünfbändige Fontane-Ausgabe aus dem Jahre 1986 erhalten hatte, dachte ich, gut daran zu tun, unsere Leser an einen Schriftsteller zu erinnern, dessen 90. Todestag im Herbst dieses Jahres begangen wird.

Theodor Fontane lebte lange: am 30. Dezember 1819 geboren, starb er am 20. September 1898, und sein Romanschaffen begann sehr spät. Literaturhistoriker schreiben, daß er neben Marie von Ebner-Eschenbach zu jenen Autoren gehört, die erst im Alter von 70 Jahren ihre besten Werke schrieben, die bei Kritik und Publikum Anerkennung fanden. Lange Jahre war er als Publizist tätig, und seine ersten lyrischen Balladen (nach dem Muster englischer Balladen) ließ er erst veröffentlichen, als er schon beinahe 50 Jahre alt war. Journalist war er wider Willen, aber er hatte diesen Dienst gewählt, um sich und seine Familie ernähren zu können. Im Alter sagte er nicht ohne Bitterkeit: „Man haßt Schriftsteller, die sich mit Journalistik abgeben, oder man verachtet sie.“ Aber die Publizistik erwies sich als gute Schule für den künftigen Romanschriftsteller.

In seinem Falle bewahrheitete sich der berühmte Ausspruch von Emile Zola nicht, wonach „die Publizistik der Friedhof der Talente“ ist. Aus der Publizistik gewann Fontane die Liebe zum Konkreten, die in seinem späteren Schaffen so reiche Früchte tragen sollte. Aber auch seine Berichte aus England und Schottland, seine mehrbändige Reportagensammlung „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ und seine Theaterrezensionen sind keine Randerscheinungen. Er war es, Fontane, der auf den jungen Gerhart Hauptmann aufmerksam machte und die Uraufführung seines ersten Stückes „Vor Sonnenaufgang“ positiv beurteilte. Als Rezensent war er überhaupt ein Fürsprecher neuer Richtungen in der Kunst, obwohl er sich selbst zu den Realisten zählte, und die Kritiker halten ihn für den „Geburtshelfer des deutschen Gesellschaftsromans“. Schließlich war Fontane ein vorzüglicher Briefschreiber. Sein epistolographisches Erbe umfaßt mehrere umfangreiche Bände und stellt eine wertvolle Quelle für die Kenntnis seiner Epoche dar.

Doch dieser fruchtbare Journalist und spätere Autor hervorragender Romane erlebte auch viele Mißerfolge und Rückschläge. 1874 bekannte er in einem Brief an Mathilde von Rohr: „... ich bin unsagbar menschenmüde und müde des Strebens, das zu nichts führt. Könnt' ich, ich zöge mich morgen zurück. Ich komme mir mit meinen Schreibereien vor wie ein Clown im Circus.“ Er war jedoch ein starker Mensch, und nach Zeiten der Niederlagen und des mangelnden Selbstvertrauens kam wieder eine Zeit aktiven schöpferischen Schaffens.

Theodor Fontane war kein Meister des Monologs; seine Romane sind auf Dialogen aufgebaut, in denen sich seine wahre schriftstellerische Kraft offenbart. Er war auch kein Verfechter von Pathos und gehobenem literarischem Stil. Voller Ironie sagte er: „Was heißt großer Stil? Großer Stil heißt vorbeigehen an allem, was die Menschen eigentlich interessiert.“ Deshalb sind seine Romane, die von den Konventionen ihrer Epoche relativ unabhängig sind, bis heute lebendig geblieben, und sie werden neu aufgelegt und von neuen Generationen von Lesern gelesen. Ohne Zweifel ist das größte Meisterwerk seiner Prosa der Roman „Effi Briest“ (1895), der von Izabella Czermakowa gut ins Polnische übertragen



wurde. Vor einigen Jahren wurde er in den BRD verfilmt und in vielen Kinos Europas gezeigt, auch in Polen, wo der Film mit Zustimmung aufgenommen wurde.

Gegen Ende seines Lebens erfuhr Fontane Anerkennung. Zum 75. Geburtstag 1894 verlieh ihm die Berliner Universität die Ehrendoktorwürde, und die Kritik begann, ihn für die „erste Feder“ in der deutschen Literatur zu halten.

Die wichtigsten Jahre seines Lebens verbrachte Fontane in Berlin, und die Mehrzahl seiner Romane hat hier ihre Schauplätze. Ähnlich wie Balzac der Chronist von Paris war, Dickens der von London, Dostojewski von St. Petersburg und Prus von Warschau, so verewigte Fontane in seinen Romanen das Leben in Berlin zu verschiedenen Zeiten des 19. Jahrhunderts. Im Schaffen von Fontane finden wir viele Polonica. In seinen autobiographischen Schriften, in dem Band „Meine Kinderjahre“, können wir unter anderem lesen: „1827 übersiedelten meine Eltern nach Swinemünde, wo ich meine Knabenzeit vom 7. bis 13. Jahr verlebte. Ich entsinne mich aus dieser Zeit her besonders der Jahre 30 und 31, der Eroberung von Algier, der Juli-Revolution und der großen polnischen Insurrektion.“ Weiter schreibt Fontane in seinen Erinnerungen: „Ende November [1830] brach, in Nachwirkung der Ereignisse in Frankreich und Belgien, die Insurrektion in Polen aus. Großfürst Konstantin wurde flüchtig und nachdem man auf beiden Seiten gerüstet, kam es zu Beginn des folgenden Jahres zu den blutigen Schlachten bei Grochow und Ostrolenka. Die Namen von damals prägten sich mir so tief in die Seele, daß ich, ein Menschenalter später, in den zufällig mir zu Händen kommenden Briefen der Rahel Levin den Namen Skrzynecki und Rybinski begegnete, wie auf einen Schlag den Insurrektionskrieg von 30 und 31, einer der erbittertsten, die je ausgefochten wurden, wieder vor Augen hatte. Kein anderer Krieg, unsere eigenen nicht ausgeschlossen, hat von meiner Phantasie je wieder so Besitz genommen wie diese Polenkämpfe, und die Gedichte, die an jene Zeit anknüpfen (obenan die von Lenau und Julius Mosen), und dazu die Lieder aus Holteis ‚Altem Feldherrn‘ sind mir bis diese Stunde geblieben...“

Schließlich muß man noch hinzufügen, daß Fontanes Werk „Unterm Birnbaum“ nach polnischen Motiven entstanden ist. Die Novelle erschien in polnischer Übersetzung von Maria Szematowicz im Verlag Wydawnictwo Poznańskie (Posener Verlag) in Poznań. Unter dem Eindruck polnischer Ereignisse schrieb er auch 2 Gedichte: „An der Elster“ und „Zum Kampf“, die die so zahlreichen Polenlieder jener Zeit vermehrten.

Mein Gedenken an Theodor Fontane möchte ich mit den Worten beenden, die der einst bekannte und heute vergessene österreichische Dichter Karl Emil Franzos über ihn gesagt hat:

„Er war der einzige zeitgenössische Schriftsteller,  
den die Alten liebten, die mittlere Generation schätzte  
und die Jungen verehrten.“

Hier gibt es nichts hinzuzufügen und nichts wegzulassen.

---

**Jan Koprowski** wurde vor 70 Jahren auf dem Lande in Mittelpolen geboren, wuchs in Kielce auf und studierte später an der Warschauer Universität Philosophie. Seit seiner Studentenzeit beschäftigt er sich immer wieder aufs neue mit Grundfragen des menschlichen Daseins:

„Was ist das Leben, was ist der Mensch und was ist der Tod?“



Zu seiner Arbeit als Schriftsteller äußert er sich wie folgt:

„Bis jetzt habe ich 35 Bücher veröffentlicht, darunter Gedichtbände, Novellen, Romane, Reiseberichte und literarische Skizzen. Am liebsten schreibe ich Kurzgeschichten, dem Satz Alfred Polgars folgend: ‚Das Leben ist zu kurz, um lange Sachen zu schreiben‘. Die Helden meiner Prosa sind keine großen Figuren, keine Erfinder, keine Professoren, keine Sieger. Die Helden meiner Prosa sind ganz gewöhnliche Menschen, was nicht bedeuten soll, daß ich das Leben der einfachen Menschen als einfach und gewöhnlich ansehe. Ich betrachte es gerade als meine schriftstellerische Aufgabe, das Außergewöhnliche im Gewöhnlichen zu entdecken und zu beleuchten. Außerdem übersetze ich deutsche sowie österreichische Gedichte und Kurzprosa. Eine der schönsten Novellen, die ich übertrug, ist Lion Feuchtwangers ‚Der treue Peter‘. Ferner habe ich zwei Auswahlbände mit Gedichten von Georg Trakl und Peter Huchel redigiert und teilweise übertragen. Im letzten Jahr verfaßte ich eine kleine Monographie über Joseph Roth, der zu meinen Lieblingsautoren gehört und dessen Werke fast alle ins Polnische übersetzt wurden.“

Jan Koprowski schrieb das Nachwort für eine polnische Ausgabe des Fontane-Romans „Unterm Birnbaum“ (1977), die er neben anderen polnischen Übersetzungen dem Fontane-Archiv zur Verfügung stellte.

(M. H.)

---

Christine Brückner, Kassel

### Triffst du nur das Zauberwort Effi Briest an den tauben Hund Rollo \*

So hat Mutter mich erzogen: Jeder Mann ist der Richtige. Gutes Aussehen, Adel, gute Stellung. Als ich Instetten zum erstenmal sah, überfiel mich ein nervöses Zittern. Als ob mein Körper sich hätte wehren wollen. Aber ich kannte die Äußerungen meines Körpers nicht. Ich hatte immer ein wenig Angst, und das hat er wohl auch gewollt. Von dem Spuk auf dem Kessiner Hausboden will ich gar nicht reden. Das war nicht recht, und darum hat er auch schuld. Und wenn Crampas mir nicht die Augen geöffnet hätte, dann wäre ich die Angst nie losgeworden. Instetten wollte mich mit Furcht an das Spukhaus binden und mich erziehen. Aber er war ein Schulmeister und kein Erzieher. In Angst darf man auch so ein halbes Kind, das ich noch war, nicht halten.

---

\* Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlages aus: Wenn du geredet hättest, Desdemona. Ungehaltene Reden ungehaltener Frauen. — Hamburg: Hoffmann und Campe 1983



Mach Platz, Rollo! Wir bleiben eine Weile sitzen auf der Gartenbank.

Du hast dich immer nach oben gerichtet, Instetten. Wenn Bismarck pff, war Instetten zur Stelle. Das kannte ich nicht von Hohen-Cremmen. Mein Vater hatte bei allem doch etwas Freies, nicht das Beamtische. Er wollte nicht höher hinaus und mußte darum auch keine Angst haben, daß er stürzen könnte.

Ich bin eine sehnsüchtige Natur. Ich hatte soviel Zeit zum Träumen und zum Mich-Sehnen, und du hattest dein Tun und sehntest dich nach nichts, du wolltest alles erreichen. Eigentlich war ich doch erst in der Knospe, aber von Blumen hast du nichts verstanden und von Frauen auch nicht viel. Du hast mich nicht zum Blühen gebracht. Ich bin, halbaufgeblüht, verwelkt. Ich war dein liebes Spielzeug, das hast du selber gesagt, und so ein Spielzeug holt man hervor, zeigt es, spielt damit und legt es zurück in die Schublade. Ich hatte Alleinsein nicht gelernt zu Hause. Hier in Hohen-Cremmen hatte ich außer den Eltern noch meine Freundinnen und den Garten und die Schaukel und die Heckenwege. Bei dir in Kessin gab es nur die paar Zerstreungen und das, was du ‚die stillen Tage‘ nanntest. Und dann die Abende, wenn du die Lampe nahmst und sagtest, ich habe noch zu tun. Wenn du merktest, daß ich betrübt war, bist du umgekehrt, hast die Lampe auf den Flügel gestellt und gesagt: Spiel etwas, Effi! Und ich stand gehorsam auf und spielte etwas, aus ‚Lohengrin‘ oder sogar aus der ‚Walküre‘. Wagner paßte doch überhaupt nicht nach Hinterpommern! Irgendwer wird gesagt haben, mein lieber Baron von Instetten, Chopin ist passé, Wagner ist dran! Du hattest deine Karriere im Sinn und wolltest mich zu deiner Wahlhelferin machen. Ich wollte auch hoch hinaus, aber mehr wie beim Schaukeln, nicht so mit Bücken und Untertänigsein. Am Anfang habe ich dir manchmal gesagt, was ich dachte und fühlte, eine Briest, das ist auch was! Aber solche Gespräche führten leicht zu Verstimmungen. Als ich mal gesagt habe, ich hätte dich aus Ehrgeiz geheiratet, hast du's spaßhaft genommen, und das war es ja auch und stimmte letztlich doch wieder. Aber ich hatte Ehrgeiz für dich und nicht für mich. Das haben alle Frauen.

Und dann — was du so Zärtlichkeiten nanntest! Jetzt habe ich vor Augen, wie du abwehrend die Hand hebst und sagst: Aber Effi! Da mußte es dunkel sein, damit ich dein Gesicht nicht sehen sollte, als ob wir etwas Verbotenes täten. Du bestimmtest, wann es Zeit für Zärtlichkeiten war, und wenn ich mal die Hand nach dir ausstreckte, dann gabst du mir einen Kuß auf den Handrücken und legtest meine Hand wieder auf die Bettdecke zurück, und ich wußte Bescheid, für heute nichts weiter, meine liebe Effi! Eigentlich habe ich mich vor deinen Zärtlichkeiten immer gefürchtet, da war auch Gewalt dabei und auch Pflicht. Du wolltest ein vorbildlicher Ehemann und Vater sein und nicht nur der Erzeuger unserer kleinen Tochter Annie. Und deshalb mußte ich ins Bad fahren und Brunnen trinken. Aber daran lag es nicht. Es war das Planmäßige. Ich war mehr fürs Heimliche, für die Dünen. Es muß doch auch Leidenschaft dabei sein, und man muß schwindlig werden, und die Erde muß sich drehen, und es muß sein wie auf der Schaukel, man fliegt, und der Strick reißt. Ach, Instetten! Wir hätten miteinander reden sollen. Statt dessen rede ich jetzt mit Rollo. Wenn ich mal was zu dir sagte, hast du mir aufmerksam zugehört und mir auch zugestimmt, und am Ende hast du doch wieder gesagt: Am besten, es bleibt alles beim alten. Der Satz fällt mir immer ein, wenn ich in Gedanken mit dir rede. In der letzten Zeit rede ich viel mit dir, wenn ich hier in Hohen-Cremmen bei der Sonnenuhr sitze, und der Hund liegt neben mir und knurrt, wenn er träumt.



Als Annie mich nach der Scheidung in Berlin zum erstenmal in der Königgrätzerstraße besuchen durfte, da hätte ich, so wie ich war, zu dir laufen sollen. Nicht in die Wohnung! In dein Ministerium! Ich hätte nicht in meinem Zimmer auf die Knie fallen und beten sollen. Da war nicht Gott dran, da warst du dran! Du hattest das Kind abgerichtet wie einen Papagei. Wenn ich darf? Wenn ich darf? Du konntest mich nicht abweisen lassen, das hätte Aufsehen erregt. Du wärest ans Fenster getreten und hättest mir den Rücken zugewandt. Aber angehört hättest du mich und immer mal die rechte Hand gehoben, was heißen sollte: Aber Effi!

Meine Angst war größer als mein Zorn. Zorn macht stark, Angst macht schwach. Ich sank in mich zusammen. Seit damals werde ich immer schwächer. Berlin war nicht groß genug für uns drei. Ich wollte dir nicht zufällig begegnen, und ich wollte auch nicht auf dem Trottoir stehen, wenn du in der Kutsche vorbeiführst und die Leute sagten, das ist der Minister von Instetten, denn Minister wirst du ja wohl bald werden. Und ich wollte auch nicht Annie auf dem Schulweg auflauern, um sie sehen zu können. Das war dann meine Rettung, als die Eltern ein Einsehen hatten und mich nach Hohen-Cremmen holten. Als du mich geheiratet hast, warst du doppelt so alt wie ich, und jetzt bist du noch immer ein Mann in den besten Jahren. Aber ich bin eine alte junge Frau. Das Kind wird später das Hohen-Cremmen der Briest erben, oder läßt du nicht zu, daß Annie ihre verstößene Mutter beerbt? Doch was soll sie mit Heckenwegen, einer Schaukel und einer Sonnenuhr? Es ist viel Zeit vergangen.

Ich klage dich nicht an, Instetten, du bist, wie du bist. Aber klagen werde ich doch dürfen. Ihr habt mich alle geliebt, weil ich war, wie ich war und wie ich jetzt nicht mehr bin. Und dich hat man geachtet, weil du bist, wie du bist. Und was ist denn nun besser, lange Jahre geachtet oder kurze Zeit geliebt zu werden? Vater würde da wieder sagen, ‚das ist ein zu weites Feld‘. Das weite Feld! Ich wußte nicht, daß es Mauern und Zäune gibt, über die man nicht hinwegspringen kann. Hindernisreiten habe ich nicht gelernt.

Jetzt legt er mir wieder seine dicke Pfote aufs Knie. Meinst du, Rollo, daß wir unseren Spaziergang machen sollten, damit alles immer so weitergeht und seine Ordnung hat? Die Wege immer kürzer, die Ruhepausen länger?

Ja, Instetten! Jemand, der Grundsätze hat, der ist im Vorteil, und mehr will ich dazu nicht sagen. Du hast keine Liebe in dir, und dafür kannst du nichts und deshalb hast du vielleicht doch keine Schuld. Du hast gesagt, Festigkeit wäre nicht meine Spezialität. Du hast immer nur gesagt, was ich nicht war und was ich nicht hatte. Das ist wie mit den Zehn Geboten. ‚Du sollst nicht!‘ Aber mir muß man sagen, was ich soll! Du hattest dich in das halbe Kind, das ich noch war, verliebt, weil du in jungen Jahren meine Mutter liebtest. Eigentlich hast du doch meine Mutter gemeint, und die hätte auch besser zu dir gepaßt, das denkt Vater auch. Alle haben es gewußt, nur ich nicht. Und die andere Hälfte des halben Kindes wolltest du dir erziehen.

Jetzt müssen wir endlich auch von Crampas reden, Instetten! Crampas ließ mich so, wie ich war, der wollte nichts, und ich wollte auch nichts. Man fliegt und verliert den Boden unter den Füßen, man denkt, gleich reißt das Seil, und dann reißt es doch nicht, und man steht wieder auf den Füßen, aber man ist danach nicht mehr dieselbe. Von Major Crampas hieß es in Kessin, er sei ein Damenmann. Er nahm die Frauen ernst oder wenigstens doch so ernst wie seinen Dienst und überhaupt die Welt. Ganz ernst war ihm nichts. Ich habe doch ‚nein‘ gesagt!



Ich habe mich gewehrt, und er hat mich bedrängt, das ging so hin und her. Aber sein Bitten und Drängen hatte ich gern. Unsere Pferde gingen dicht und flogen dann nebeneinander her. Bei einem Galopp hat er mir zugerufen: ‚Gelegenheit macht Liebe.‘ Erst ließen wir die Pferde traben, und dann ließen wir die Zügel schleifen, so würdest du es wohl ausdrücken. Crampas war nicht immer fein in dem, was er sagte. Und ich glaube, in mir war auch so was, ordinär will ich’s nicht nennen, aber was Sinnliches. Die Untreue hat mich zur Frau gemacht, nicht die Heirat und nicht die Geburt des Kindes. Es ist einfach so mit uns durchgegangen. Ich hab ein ‚Es‘ in mir, darüber konnte ich mit keinem sprechen. Für Ehebruch war es eigentlich doch zu wenig. Jesus und die Ehebrecherin! Vater hat eine Bibel mit Stahlstichen, da liegt die Ehebrecherin dem Herrn zu Füßen, und er streckt die Hand nach ihr aus, um sie aus dem Staub zu heben. Ich habe mir das Bild noch einmal angesehen, aber es betrifft mich nicht. Vielleicht, weil alles so anders aussieht als in den Dünen, irgendwie orientalisch. Ja, die Dünen und die See, danach sehne ich mich manchmal, da habe ich mich am wohlsten gefühlt. Man wurde nicht gesehen und sah auch nicht viel, aber man hatte doch Ausblicke und das Rauschen. Es war wie Versteckspiel mit dem Wind. Er packte einen und ließ einen wieder los. Jeder hat so eine Landschaft, in die er gehört. Für mich waren es die Dünen, das Unübersichtliche, das Versteckte, und das ist nicht gut. Zu Vater gehören die Feldwege, auf denen er hinter der nächsten Bodenerhebung verschwinden kann. Und du paßt nach Berlin, in die geraden Straßen und auf die breiten Treppen, die zu den Ministerien führen. Und Mutter, wohin paßt sie? Sie ist auch nicht dahingekommen, wo sie hingehört hätte. Es ist schwer herauszufinden, was zu einem paßt, und dann ist es noch schwerer, hinzukommen und da zu bleiben.

Ich träume wieder meine Tagträume. Bei jener Fahrt, damals, Silvester, als es übers Eis ging und Gefahr war, als ich mit Crampas im selben Schlitten saß und du in einem anderen, da hast du nachher gesagt, es wäre dir gewesen, als ob ich mit Crampas untergegangen sei. Da hast du Angst gehabt. Ach, wär ich’s nur! Crampas lebte gerne, aber er hätte auch aufhören können, er hing nicht am Leben. Er hing an nichts, er wollte nichts besitzen. Er zog mich an sich und ließ mich auch wieder los. Ich hätte ins Wasser gehen sollen, untreue Frauen müssen ins Wasser gehen, und Wasser war ja auch genug da. Aber da war das Kind. Und wenn eine Frau Landrat von Instetten ins Wasser geht, dann wäre alles herausgekommen, und am Ende hätte ich dann doch nur eine Karriere zerstört. So einfach weitergehen, erst durchs seichte Wasser und dann die Wellen, bis man den Boden verliert, das kann doch nicht so schlimm sein, und Crampas wäre ja auch mitgekommen, er hatte so was, mit ihm hätte man untergehen können. Zum Leben taugte er nicht. Jetzt habe ich keinen mehr, keinen zum Leben und keinen zum Sterben. Eigentlich habe ich nur noch Rollo. Sei still, Rollo! Es ist gut. Bleib liegen, die Sonne wärmt uns wohl noch eine Weile.

Aber am Ende war der Sog des Wassers doch nicht stark genug, sonst säße ich ja nicht hier in Hohen-Cremmen bei meinen alten Eltern und machte ihnen Sorgen. ‚Tochter der Lüfte‘ hat Mutter von mir gesagt, das ist lange her. Ich hätte was von einer Kunstreiterin. Von Trapez hat sie auch gesprochen. Immer habt ihr mich angesehen, als wollte ihr ‚Aber Effi!‘ sagen. Dabei hattet ihr das Unpassende trotzdem gern.

Instetten hat sein Alter, und ich habe meine Jugend, habe ich gedacht, und das habe ich auch gegen dich ausgespielt, einen Trumpf, der sticht, mußte ich doch in der Hand haben. Alles, was vernünftig war, dafür sorgtest du. Dabei konntest



du nichts für dein Alter und ich nichts für meine Jugend, aber alle taten, als sei es mein Verdienst, so jung zu sein und schon Landrätin und Mutter eines Kindes.

Alle Schuld rächt sich auf Erden! Das sind so deine Sprüche, Instetten. Je älter ich werde, desto weniger glaube ich an Sprüche. Die Sonne bringt es an den Tag! Die Sonne war's nicht, da mußte viel zusammenkommen, lauter Zufälle, was man so Zufall nennt. Aber nichts ist zufällig. Ich hätte mit dir reden sollen, bevor wir aus Kessin weggingen nach Berlin, aber als ich dir sagte, wie ich mich in dem Spukhaus gefürchtet hatte, und dir von meiner Angst berichtete, da hast du dein Schulmeistergesicht gemacht. Und die Sache mit Crampas lag ja auch schon hinter mir.

Man kann nur dort beichten, wo man auf Vergebung hoffen kann. Verstehen sollte es ja keiner. Warum habe ich seine Briefe nicht verbrannt! Manchmal sah ich sie hinten im Nähkasten, nahm sie in die Hand und las sie dann doch nicht. Ich wollte mich nur erinnern: Effi, so eine Frau bist du! Nicht, wie man sich an etwas Schönes erinnert, sondern an etwas Schlimmes. Das darf man doch auch nicht vergessen, und immer dachte ich: Es war nicht nur schlimm, es war auch schön. Bei der ersten Lüge habe ich gedacht, die Decke stürzt ein, aber sie ist nicht eingestürzt. Die zweite fiel mir schon leichter. Alle wollen einem ja glauben, was man sagt, und eigentlich will doch gar keiner die Wahrheit wissen. Geahnt hast du etwas, Instetten! Weißt du, was ich jetzt manchmal denke, wenn ich mein Leben Revue passieren lasse und die Schatten auf der Sonnenuhr anzeigen, wie alles vergeht? Ohne Crampas und die Dünen wäre es nicht besser gewesen. Das habe ich nun auch kennengelernt. Das Leichtsinrige. Eigentlich wollte ich doch, daß alles leicht sein sollte. Ein Leben lang die Baronin Instetten und eines Tages vielleicht die Ministerin und Bälle und Einladungen und vier Wochen Kur im Jahr. Dann werden Ablenkungen ja auch langweilig. Du hattest deine Karriere, und ich hatte die Langeweile, und wenn du vom Bedeutendsein zurückkamst, hätte ich dir entgegenfliegen müssen und dich bewundern. Dafür genügte doch Rollo.

Still, Rollo! Braver Hund. Schlaf weiter. Nachher machen wir unseren Spaziergang. Dann dämmt es bald, und dann ist wieder ein Tag vergangen.

Ich habe viel nachgedacht, Instetten! Auf Liebe steht die Todesstrafe, und für Mord — und Mord war es doch, auch wenn du es ein Duell genannt hast und eine Ehrensache —, für Mord bekommt man sechs Wochen und wird begnadigt, und nach einiger Zeit geht die Karriere weiter. Aber schuld war doch ich. Man hätte die Schuldige vorladen und anhören müssen. Als ginge mich die Sache nichts an! Man mußte mich nur wegschicken. Lebenslängliche Verbannung, dazu hast du mich verurteilt. Entlassen wie ein Diensthote, der silberne Löffel gestohlen hat.

Wenn du nun zu mir gestanden hättest! Und wir wären zusammen nach Amerika ausgewandert, da fangen doch viele Menschen neu an. Oder auch zusammen nach Hohen-Cremmen! Landwirtschaften kann man doch lernen, und Vater wird alt. Unersetzlich in deinem Amt bist du wohl auch nicht, Instetten! Und jetzt? Nur so mit Pflicht und Ehre, das geht doch auch nicht gut. Manches dringt bis hierher und an meine Ohren, obwohl man mir alles fernhalten möchte. In der ersten Zeit habe ich gedacht: Instettens Ehre wird bald wieder hergestellt sein, eine Weile wird man noch sagen, ‚der arme Instetten‘ und vielleicht auch mal jemand ‚seine arme Frau‘ und ‚sie war ja noch jung‘. Aber irgendwann würdest du dir eine neue Frau suchen, vielleicht sogar eine, die deiner Effi ein wenig ähnlich sieht, nur mit mehr Festigkeit und die nicht mehr erzogen werden muß und die



für das Kind eine bessere Mutter wäre. Aber wenn es an keiner Stelle gut ausgeht, Instetten, das meine ich: Crampas tot, du mit deiner Pflicht, das Kind brav in der Schule und ich hier mit dem alten Rollo, der schläft, wenn ich rede, und nur den Kopf hebt, wenn ich seinen Namen nenne.

Ja, Rollo, guter alter Hund, schlaf weiter.

Als du mich fristlos entlassen hast und ich nicht nach Hohen-Cremmen zurückkehren durfte und auch noch eine geschiedene Briest wurde zu der geschiedenen Instetten und in der Königgrätzerstraße der Tag hinging mit Sticken und Patience Legen und Chopin spielen! Und keiner sagte: ‚Spiel mir was auf dem Klavier, Effi!‘ Da hätte ich sogar was aus der ‚Walküre‘ gespielt! Und immer nur Roswitha zum Teetrinken und ihre schaurigen Geschichten. Wenn ich hätte arbeiten können, wenn ich was gelernt hätte, aber auch eine geschiedene Frau Baronin durfte sich ihren Lebensunterhalt nicht selbst verdienen, und die Eltern sorgten ja auch, so gut sie konnten.

Ein richtiges Schicksal war es doch gar nicht! Eine Anna Karenina, von ihr sprach man in Bad Ems, aber keine der Damen hatte den Roman wirklich gelesen, man munkelte nur. Ich hatte ja nur am Schicksal genascht! Wenn ich mich prüfe, dann fühle ich weniger Schuld in mir als Scham, wie ein Kind sich schämt, weil es etwas Verbotenes getan hat und dabei ertappt wird. Und du hast mich ja auch bestraft, wie man ein Kind bestraft. Stell dich in die Ecke, schweig still! Roswitha, die hatte ihr Schicksal! Als ihr das ledige Kind gestorben und ihr Vater mit der Eisenstange auf sie losgegangen war und sie nicht aus noch ein wußte, da hatte sie ins Wasser gehen wollen, und so habe ich sie gefunden. Sie hat immer für ihren Lebensunterhalt sorgen müssen, aber bei mir hat sie es doch eher gut getroffen. Mit dem ihrigen verglichen, war mein Schicksal eher zu klein. Richtige Not, da wäre ich vielleicht daran gewachsen und gereift, aber nur Verlassensein und die viele Zeit und niemand, der mich braucht, und die Eltern würden doch auch friedlicher ohne mich leben. Es ist nicht leicht, die Eltern einer Effi Briest zu sein.

Du hast über mich gerichtet. Aber du bist nicht Gottvater, sondern nur der Baron Instetten. Vor Gott habe ich mich immer weniger gefürchtet als vor dir. Und dann denke ich ja auch: Alles wiederholt sich. Frühling im Tiergarten. Ob nun fünfzigmal Unter den Linden oder fünfhundertmal. Und alle paar Jahre ein neuer Muff, damit ich bei Laune bleibe.

Ich hab's doch mal gehabt, den Glanz, meine ich, und so an deinem Arm durch den Saal, und mein Rock rauschte beim Gehen, und die Leute flüsterten: Was für ein schönes Paar! Ich gerate vom Hundertsten ins Tausendste, das kommt von dem Wirren in mir und dem Dunklen. Ja, das Dunkle war doch auch in mir, davon habt ihr nichts geahnt. Gieshübler in Kessin vielleicht und der Geheimrat Rummschüttel in Berlin, aber die hatten dann auch nur ein Pulver für mich zur Beruhigung.

Es geht und vergeht alles so schnell. Eben noch habe ich hier auf der Schaukel gesessen und dann schon an der Wiege in Kessin, und jetzt sitze ich wieder hier und betrachte die Schaukel. Das hat die Natur falsch eingerichtet, mit siebzehn schon Mutter. Aber gegen die Natur darf man sich nicht auflehnen. Mein Körper konnte schon ein Kind empfangen und austragen, aber meine Seele konnte es noch nicht. Manchmal denke ich, wenn wieder ein Sommer vorüber ist, ich bin so ein Blatt, das der Wind schon im August abgerissen hat und das in einen Bach gefallen ist, und dann hat es mich fortgetrieben, erst in einen Fluß und dann in einen Strom, und jetzt treibe ich auf das große Meer zu. Aber das sind keine



Themen für dich, Instetten, Blätter im Wind, Sichttreibenlassen im Strom. Aber ich bin dann doch oben geblieben. Ich bin nicht untergegangen, und darauf bin ich nun auch ein wenig stolz. Und das Meer und der Himmel, oder wo wir hinkommen oder untergehen, das ist am Ende eins und liegt bei Gott.

Ich bin jetzt ganz ruhig, Instetten. Für dich wird es besser sein, wenn du nicht mehr ein geschiedener Mann bist, sondern sagen kannst, meine Frau ist gestorben. Dann kannst du vielleicht meinen Namen wieder aussprechen und später sogar einmal denken: Meine liebe Effi!

Gleich wird Mutter mit dem Plaid kommen und sagen: ‚Aber Effi, du wirst dich verkühlen‘, und mir das Tuch um die Schultern legen, und sie wird mich nicht streicheln, und ich werde sie nicht streicheln, nur danke sagen und lächeln und ihre Hand einen Augenblick festhalten.

Männer männlich und Weiber weiblich — das ist auch so ein richtiger Briest-Spruch. Aber dann gibt es doch auch noch die Töchter! Ich bin die Effi Briest aus Hohen-Cremmen geblieben. Ihr habt mich immer für etwas bewundert, was doch nicht mein Verdienst war. Jung sein und hübsch sein und Anmut, das ist doch noch nichts, und geleistet hatte ich auch nichts. Ein Kind haben, das kann jede Frau, und aufgezogen würde es doch von Johanna und später von Roswitha. Ich habe lauter Nebenrollen gespielt und meine Hauptrolle nicht bekommen. Eine geschiedene Baronin Instetten und eine geschiedene Briest.

Jetzt streichele ich Rollos Fell, das grau und auch schon grindig wird, und manchmal streichele ich über den Seidenstoff, der sich über meine Schenkel spannt. Eigentlich bin ich doch eine zärtliche Natur. Mutter ist eher eine kühle Natur, und Vater hält sich alles vom Leib, auch mich. Er läßt die Kornähren durch die Finger gleiten, klopft dem Pferd auf die Kruppe. Als ich noch klein war, hat er mich manchmal bei den Haaren gepackt und gezaust, wie er es auch bei seinen Hühnerhunden tat, wenn sie ihm ein Rebhuhn vor die Füße legten, und ich habe ihm dann meine Puppe vor die Füße gelegt. Und wenn Mutter mir die Schleife geradezog und mich ermahnte, nicht so wild zu sein, dann war das ihre Art von Zärtlichkeit. Warum habe ich mein Kind nicht mit meinen eigenen Händen gewaschen und gewandelt? Alles konnten die Dienstmädchen besser als ich, und ich hab auch immer gedacht, es könne dem Kind etwas passieren, wenn ich es an mich drückte und küßte, wie ich's mit meinen Puppen getan hatte. Und später habe ich ihr auch die Schleife geradegezogen.

Wir leben alle so weit entfernt voneinander. Die Zwischenräume sind so groß. Gieshübler versuchte, sie zu überbrücken, mit einem Strauß oder einem Billett im richtigen Augenblick. Wäre ich zu ihm in die Apotheke gegangen, da hätte ja niemand etwas sagen können, da war ja keine Gefahr bei jemandem, der ein halber Krüppel war. Er hat mich gern gehabt und ich ihn auch. Wenn ich gesagt hätte, ich muß mit jemandem reden und nicht plaudern, und er gesehen hätte, daß ich verzweifelt war. Aber dann wäre er verlegen geworden und hätte mir doch wieder nur ein Pulver geholt. Geahnt hat er viel. Einmal hat er mir ein kleines Buch geschickt. ‚Für die romantische Effi von Instetten. Ein Verehrer mehr‘, stand darunter. Gedichte von Eichendorff. Crampas zitierte Verse von Heinrich Heine, und da wußte man nie, ob man lachen oder die Augen niederschlagen sollte. Ich saß oft mit dem Buch auf dem Schoß da, las ein paar Zeilen, und dann versetzte mir ein Wort einen Stoß, und ich vergaß das Buch und träumte wieder. Damals habe ich die Gedichte beiseite gelegt, aber neulich habe ich sie wieder hervorgeholt und habe einen Federstrich am Rande einer Seite gefunden, und diese Zeilen lese ich nun wieder und wieder und summe sie vor mich hin:



„Schläft ein Lied in allen Dingen,  
Die da träumen fort und fort,  
Und die Welt hebt an zu singen,  
Triffst du nur das Zauberwort.“

Ich habe mein Zauberwort nicht gefunden, Insetten. Dir darf man mit Zauberworten nicht kommen, da hebst du gleich abwehrend die Hand. Aber Effi! Wenn ich in mich hineinhorche, dann höre ich nichts weiter als: Aber Effi! Einmal klingt es belustigt, dann wieder strafend. Das war kein Zauberwort, das war ein Wort, das den Zauber zerstört. Ich stelle mir vor, wenn ich tot bin, schreibt man auf den Stein: Aber Effi!

Denn wenn ich so früh sterbe, dann ist das auch wieder nicht recht und wie ein Vorwurf.

---

**Christine Brückner** wurde am 10. Dezember 1921 im Pfarrhaus des Dorfes Schmillinghausen in Nordhessen geboren. Im christlichen Elternhaus auf dem Lande empfing sie ethisch-soziale Impulse. Als Mitglied der Bekennenden Kirche wurde der Vater im sog. Dritten Reich ins Abseits gedrängt. Die Familie zog in die Stadt, zunächst nach Arolsen, später nach Kassel, wo Christine Brückner die mittlere Reife erwarb und dann das Abitur ablegte. Im Krieg und danach übte sie sehr unterschiedliche Tätigkeiten aus, so arbeitete sie z. B. in einer Hotelküche, in den Fabrikhallen eines Flugzeugwerkes oder als Gehalts- und Lohnrechnerin. 1946 legte sie ein Examen als Diplom-Bibliothekarin ab. Es folgte jedoch die Tätigkeit als Leiterin der Marburger Universitätsmensa. Sie war wissenschaftliche Mitarbeiterin des von Prof. Richard Hamann geleiteten kunstgeschichtlichen Institutes der Universität Marburg und später als Redakteurin einer Frauenzeitschrift tätig. Breite Lebenserfahrung und Milieukenntnisse drängten gleichsam zur Existenz als Erzählerin hin.

1953 beteiligte sie sich an einem Romanwettbewerb und erhielt für ihren ersten, inzwischen in mehrere Sprachen übersetzten Roman „Ehe die Spuren verwehen“ den ersten Preis. Zu den Juroren gehörte der Wiener Theater- und Literaturkritiker Hans Weigel. Seitdem lebt Christine Brückner als haupt- und freiberufliche Schriftstellerin.

Von 1980 bis 1984 war sie Vizepräsidentin des westdeutschen PEN. 1982 wurde sie mit der hessischen Goethe-Plakette ausgezeichnet und 1987 mit der Ehrenbürgerschaft der Stadt Kassel, in der sie seit den 60er Jahren wieder lebt.

Sie ist in zweiter Ehe mit dem Hörspielautor, Lyriker und Prosaisten Otto Heinrich Kühner verheiratet. Zusammen mit ihm stiftete sie 1985 den „Kasseler Literaturpreis für grotesken Humor“. Die Kollegenehe bezeichnete sie als „funktionierenden Autorenverband“<sup>1</sup>, aus dem auch gemeinsame Bücher hervorgegangen sind.

In ihren Aufzeichnungen „Das schwarze Sofa“ schreibt Christine Brückner: „Beleben, das ist die Aufgabe des Künstlers“.<sup>2</sup> Das heißt bei ihr vor allem „Belebung“ des Lesers durch „Belebung“ literarischer Figuren. Beispielhaft sind dafür in ihrem erzählerischen Schaffen an erster Stelle die Poenichen-Romane „Jauche und Levkojen“ (der Titel stammt von Fontane aus seinem Brief vom 18. 7. 1887 aus dem Seebad Rüdersdorf an seine Frau), „Nirgendwo ist Poenichen“ und „Die Quints“. Sie vermitteln am Beispiel von Familiengeschichte Zeitgeschehen von 1918 bis in die westdeutsche Gegenwart.



Die Romane „Jauche und Levkojen“ und „Nirgendwo ist Poenichen“ wurden vom westdeutschen Fernsehen in 36 Folgen verfilmt. Dabei verkörperte der inzwischen leider verstorbene Schauspieler Arno Aßmann, der in der vorausgegangenen westdeutschen Fernsehverfilmung des „Stechlin“ den alten Dubslav gespielt hatte, den alten Quindt<sup>3</sup>.

Christine Brückner gehört zu den traditionsgebundenen Autoren, ohne dem Epigontum zu erliegen. Produktive „rückwärtige Bindungen“<sup>4</sup> besitzt sie vor allem zu Fontane, als dessen „Enkelin“<sup>5</sup> sie aufgrund stofflicher, motivischer und gestalterischer Verwandtschaft bezeichnet wurde. Bindung sowohl an Fontane als auch zur deutschen Romantik, speziell zu Eichendorff, zeigt der Monolog Effi Briests in der Szenenfolge „Wenn du geredet hättest, Desdemona“.<sup>5a</sup>

In den „ungehaltenen Reden ungehaltener Frauen“ gestaltet Christine Brückner künstlerisch eine weiterführende Wiederbelebung überlieferter historischer oder literarisch-fiktiver Frauengestalten. In Sappho, Katharina von Bora, Christiane von Goethe oder in Desdemona und Effi Briest werden emanzipatorische Elemente entdeckt und freigesetzt. „Ein sprachgewaltiger Chor von Frauen – jede eine Solistin“, urteilte Walter Jens<sup>6</sup>.

In den „ungehaltenen Reden ungehaltener Frauen“ nähert sich Christine Brückner m. E. am stärksten einem schonungslosen, kritischen Realismus. Aufgrund des aktuellen emanzipatorischen Ideengehaltes wie des dramatischen rhetorischen Gestus wurden ausgewählte „ungehaltene Reden“ sowohl von Theatern aufgeführt als auch vom westdeutschen Fernsehen inszeniert, darunter auch die Effi-Rede mit Jutta Speidel als Effi Briest.

Christine Brückner verkörpert aus unserer Sicht eine produktive Fontane-Aneignung durch einen deutschsprachigen Gegenwartsschriftsteller. Brückners große Wirkung resultiert nicht zuletzt aus der Beziehung zu Fontane, bei dem es in exemplarischer Weise um Lebensähnlichkeit, Glaubwürdigkeit, balladeske Einfachheit der Fabel, Beseeltheit und Einprägsamkeit der Figuren, Sprachbewußtheit im allgemeinen und sprachliche Individualisierung der Gestalten im besonderen, um Humor und Ironie geht – alles Elemente, die bei Christine Brückner in einer anderen erzählerischen Welt modifiziert wiederkehren.

#### Anmerkungen / Quellenangaben

- 1 Christine Brückner: Hat der Mensch Wurzeln? Autobiographische Texte. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Gunter Tietz, Verlag Ullstein Frankfurt/M.-Berlin (West) 1988, S. 8
- 2 Christine Brückner: Mein schwarzes Sofa. Aufzeichnungen. Verlag Ullstein Frankfurt/M.-Berlin (West) 1981, S. 274
- 3 Vergleiche dazu Joachim Biener: Zur Aneignung von Fontanes Epik durch Film und Fernsehen, Fontane-Blätter Band 4, Heft 8 (Heft 32 der Gesamtreihe, 1981), S. 724
- 4 Thomas Mann in „Meine Zeit“ in „Zeit und Werk“, Aufbau-Verlag Berlin 1956, S. 588
- 5 Christine Brückner/Otto Heinrich Kühner: Deine Bilder – Meine Worte. Prophylläen-Verlag Frankfurt/M.-Berlin (West) 1987, S. 35
- 6 Walter Jens in „Mein Buch des Monats“, Ullstein Presse-Service Christine Brückner und Otto Heinrich Kühner o. J. S. 51

(Joachim Biener)



## REZENSIONEN

Theodor Fontane: Werke, Schriften und Briefe. Abt. III, 5. Band. Zur deutschen Geschichte, Kunst und Kunstgeschichte. Hrsg. v. Helmuth Nürnberger u. a. — München: Carl Hanser Verlag 1986. 1015 S.

(Rez.: Christian Grawe, Melbourne)

Es ist immer erfreulich, wenn der deutsche Partikularismus und Pluralismus seine guten Seiten zeigt: Wir haben eben nicht eine autoritative Fontane-Ausgabe, sondern drei konkurrierende Werkeditionen, die sich in ganz unterschiedlichen Entwicklungsstadien befinden. Die Nymphenburger Ausgabe (N) liegt abgeschlossen vor, die Hanser Ausgabe (H) ist weitgehend beendet, und von der Aufbau Ausgabe (A) stehen umfangreiche Teile noch aus. Alle drei haben ihre Verdienste und Vorzüge, ja, es ist berechtigt zu sagen, daß sie im Laufe von nur zwei bis drei Jahrzehnten unser Fontanebild unwiderruflich verändert und unendlich erweitert haben. Alle auch haben den Fontanelesern und -forschern eine Fülle bisher unveröffentlichter Texte erschlossen, so — um nur wenige Beispiele zu nennen — N die vollständigen Theaterkritiken, H die Erzählfragmente und A Entwürfe der Romane und Fontanes Tunnelprotokolle.

Da in A die theoretischen Texte Fontanes noch ausstehen, kommt nur N für einen Vergleich mit dem hier in Frage stehenden Band von H in Betracht. Er enthält die Schriften „Zur deutschen Geschichte, Kunst und Kunstgeschichte“, und daher muß man zu mehreren Bänden von N greifen, um das entsprechende Material vor sich zu haben, nämlich zu den Reprints der Kriegsbücher und dem Band „Politik und Geschichte“ (XIX) und zu den beiden Bänden mit den „Aufsätzen zur bildenden Kunst“ (XXIII, 1 und 2). Diese decken sich nun aber nicht mit H III.5, sondern überschneiden sich auch mit H III.1 („Aufsätze und Aufzeichnungen“) und H III.2.1 („Reiseberichte“), wo die verschiedenen Kunstbetrachtungen aus England und auf dem Weg dahin („Eine Kunstausstellung in Gent“) ihren Platz haben. Während also N in den Schriften zur Kunst eine thematische Gliederung verfolgt, vereinigt H III.5 Texte, die bei ihrer thematischen Divergenz (einerseits Geschichte, andererseits Kunst und Kunstgeschichte) offenbar durch das Etikett „deutsch“ zusammengehalten werden sollen. Das ist für eine Zeit wie die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, die so prononciert in nationalen Kategorien dachte, durchaus zu vertreten, führt aber in diesem Fall nicht zu Aufschlüssen über Fontanes geistige Welt, weil die Kriegsbücher unter so anderen Vorzeichen entstanden als die Berichte über die Berliner Kunstausstellungen, in die historisches oder gar politisches Denken kaum eingeflossen ist. Was aber die beiden Abteilungen noch verbindet, ist, daß ihre Texte fast durchweg aus der mittleren Zeit Fontanes stammen, die im Verhältnis zur Fülle der von Fontane publizierten Arbeiten seine am wenigsten erforschte Lebensperiode darstellt — nicht zuletzt deshalb, weil die Literaturwissenschaftler in ihr die im engen Sinn literarischen Texte vermissen. Der Dichter schwieg ja rund 25 Jahre lang und trat erst 1878 mit „Vor dem Sturm“ wieder an die Öffentlichkeit. H III.5 zerfällt also in zwei Teile, die gesondert betrachtet zu werden verdienen.



Was die Schriften zur Kunst angeht, so ist der Leser von H bestens bedient, sofern er bereit ist, die erwähnten drei Bände zu Rate zu ziehen. Trotz dem Auswahlprinzip in der dritten Abteilung („Erinnerungen, ausgewählte Schriften und Kritiken“) stehen ihm die meisten Arbeiten Fontanes in diesem Bereich zur Verfügung. Er entbehrt nur kürzere, thematisch enge Aufsätze, einige Buchrezensionen, die weitgehend nur skizzierte größere Arbeit über Carl Blechen und die 29 zum größten Teil 1862 für das „Biographische Lexikon der Gegenwart“ Männer der Zeit des Verlages Lorch geschriebenen Künstlerbiographien. Bedenkt man, daß der Kommentar von H III.5 mehrere dieser im Textteil fehlenden Arbeiten jedenfalls auszugsweise enthält, dann schrumpft das vom Herausgeber Ausgeschiedene auf durchaus Entbehrliches zusammen. Bedauert hat der Rezensent nur, daß Fontanes zu verschiedenen Zeiten geschriebene kürzere Arbeiten über denjenigen Maler, den er persönlich am besten kannte und der sich im Rückblick neben ihm selbst als größter preußischer Künstler der Epoche darstellt, nämlich Adolf Menzel, durch den Aufbau des Bandes nur im Anhang figurieren. Dagegen bekommt der Leser durch die ununterbrochene Folge der Artikel über die zweijährlich stattfindenden Berliner Ausstellungen neuer Kunstwerke, die Fontane als Kunstkritiker verschiedener Zeitungen veröffentlichte, ein zusammenhängendes Bild von den ästhetischen Anschauungen seiner mittleren Jahre. Es ist nur ein weiteres Zeichen für die nur selten von Oasen unterbrochene künstlerische Wüste, in der Fontane sein Werk schuf, daß er seine Überlegungen zur zeitgenössischen bildenden Kunst an Werken gewinnen mußte, die wegen ihrer Unbedeutendheit lange in den Kellern der Museen verschwunden sind. Gerade darum ist es außerordentlich verdienstvoll, daß der Band 25 der von Fontane besprochenen Gemälde im Anmerkungsteil in trotz dem kleinen Format bemerkenswert klaren Schwarz-Weiß-Reproduktionen wiedergibt. Sie tragen außerordentlich zur Veranschaulichung von Fontanes Ausstellungsberichten bei, deren erster über die Exponate von 1860 eine Überraschung darstellt. Er erschien in vier Folgen in der österreichischen Zeitung „Das Vaterland“ und ist in N noch nicht enthalten. Der Kommentar enthält keinen Hinweis auf einen vorhergehenden Neudruck, und auch Sonja Wüstens grundlegender Aufsatz über Fontanes kunstkritische Schriften (in „Fontane-Blätter“, H. 27) enthält nur eine Anmerkung über eine Abschrift des Textes, so daß der Leser annehmen muß, H enthalte mit diesem Ausstellungsbericht einen bisher nach der originalen Publikation nicht wieder veröffentlichten Text.

Sind einerseits die Kunstwerke, die Fontane beurteilt und an denen er seine Kunsterkenntnisse gewinnt, in den allermeisten Fällen unerheblich, so veranlassen sie ihn doch immer wieder zu kurzen grundlegenden Ausführungen, etwa über die damals gängige Schlachtenmalerei (S. 568 ff.) oder über die Präraphaeliten (S. 540 f.), die für den Fontaneforscher und -leser von höchstem Interesse sind. In der schätzenswerten Einführung der Herausgeberin und auch in dem erwähnten Aufsatz von Wüsten ist über Fontanes Kunstanschauungen Sachkundiges gesagt. Am auffälligsten sind die Ausstellungsberichte für das Realismusverständnis der mittleren Jahre Fontanes, der zu dieser Zeit noch geradezu ängstlich an einer Verklärung der Wirklichkeit festhält und weit entfernt ist vom Naturalismus, dem er sich um 1890 auf so erstaunliche Weise öffnete.

Das Fazit über die Kunstschriften in H und insbesondere in dem vorliegenden Band ist also ein denkbar positives, aber der erste Teil des Bandes mit Auszügen aus den drei Kriegsbüchern zwingt den Rezensenten zu größeren Bedenken. Er wird von Helmuth Nürnberger, dem um die Fortführung von H und die Fontane-



forschung insgesamt so verdienten Germanisten betreut, der in der Ullstein Taschenbuchausgabe von Fontanes Werken, im wesentlichen einem Nachdruck von H, den Apparat der Reprints von „Der schleswig-holsteinsche Krieg (1981)“ und „Der deutsche Krieg (1984)“ so sorgfältig betreut hat. Nürnberger bietet hier eine Auswahl aus Fontanes Kriegsbüchern und folgt damit Charlotte Jolles' Praxis in Band XIX von N, ja, obwohl seine Selektion gut 100 Seiten umfangreicher ausfällt (390 vs. 280 S.), sind nach der erheblichen Zahl übereinstimmender Textpartien die Vorstellungen beider Herausgeber, welches die charakteristischsten, aussagekräftigsten und eindrucksvollsten Teile dieser Werke darstellen, erstaunlich ähnlich. Ein wesentlicher Unterschied besteht allerdings darin, daß Nürnberger den Textanteil des dritten und bei weitem umfangreichsten Kriegsbuches radikal reduziert (60 von knapp 2000 S.), um Platz zu gewinnen für eine 200 Seiten lange Auswahl aus „Der deutsche Krieg“, deren pièce de resistance die gesamte Schlacht von Königgrätz bildet, die einen ausgezeichneten Eindruck von Fontanes Technik der Schlachtbeschreibung vermittelt.

Es lassen sich für und gegen jede Textauswahl gute Argumente vorbringen, und dafür, daß beide Herausgeber auf beschränktem Raum Überzeugendes bieten, bürgt ihre große Fontanekompetenz. Die entscheidende Frage ist, ob in einer großen Werkausgabe eine so radikale Reduktion auf maximal 10 Prozent des Textes der Kriegsbücher vertretbar ist. Hier ist nun N besser daran, denn man ließ dem 1969 edierten Band „Politik und Geschichte“ 1971 die Reprints aller drei Kriegsbücher folgen. Nürnbergers Auswahl muß für sich bestehen, und das bleibt trotz der kenntnisreichen, wenn auch etwas zu sehr auf den dänischen Krieg ausgerichteten Einführung und den detaillierten Anmerkungen problematisch. Nicht nur kommen wir nicht darum herum, daß in den Kriegsbüchern Fontanes schriftstellerische Leistung eines ganzen Jahrzehnts besteht und sie deshalb nicht beliebig vergessen oder gekürzt werden dürfen, sondern Fontanes Mühe und künstlerische Intentionen gerade mit diesen widerspenstigen Stoffen werden in jeder so rigorosen Auswahl notwendig verdunkelt. Von Fontanes feuilletonistischer Technik bekommt man den besten Eindruck, wenn man die ersten 150 Seiten von „Der Krieg gegen Frankreich“ im Zusammenhang liest. Die gestalterischen Schwierigkeiten, die die Kriegsbücher dem Autor bereiteten, sind an den Auszügen nicht zu ermessen, das zentrale technische Medium, das Feuilletonistische, nur noch bedingt erkennbar. Da der Rezensent sich jüngst in den „Beiträgen zur Fontane-Konferenz vom 17. bis 20. Juni 1986“ zu den Kriegsbüchern insgesamt geäußert hat, braucht auf diese Problematik hier nicht weiter eingegangen zu werden.

Nürnberger verzichtet ganz auf die historisch-biographischen Aufsätze Fontanes und die Rezensionen preußisch-historischer Werke (N XIX, S. 563–806), druckt aber die „Reisebriefe vom Kriegsschauplatz Böhmen 1866“ ungekürzt ab. Sie sind in N XIX noch nicht enthalten, weil sie nach der Wiederentdeckung durch Christian Andree erst 1974 erschienen und daher nur in den Anhang von XXIV (S. 1071–1125) aufgenommen werden konnten. Da auch sie einen Beitrag zum österreichischen Krieg darstellen, verstärken sie das Übergewicht dieses Stoffes gegenüber dem französischen Krieg in Nürnbergers Auswahl noch weiter.

Aber wie immer man auch zur Textauswahl des hier besprochenen Bandes stehen mag, sein 300 Seiten langer Kommentarteil verdient höchstes Lob und vorbehaltlose Anerkennung. Nur wer selbst mit Anmerkungen zu Fontanes Werken beschäftigt gewesen ist, weiß, welche unendliche Arbeit in den unscheinbaren, meist klein gedruckten Informationen steckt. H hat immer stärker als N die



Interpretationshilfe über die bloße Faktenvermittlung hinaus als zentrales Element der Kommentierung begriffen. Nürnbergers und Streiter-Buschers Apparat, der eine Fülle von mühsam zusammengetragenem Material über Fontane, seine preußische Lebenswelt und den Geist der Zeit enthält, ist in seinem Reichtum viel mehr als ein Fontanekommentar: er ist ein ganzes Kompendium, eine Fundgrube des Wissens, die dankbaren Lesern beste Dienste leisten wird.

Ein Vergleich der „brieflichen Zeugnisse“ zu den Kriegsbüchern (S. 711–770) mit denen in **„Theodor Fontane. Der Dichter über sein Werk“** ergibt nur geringe, gelegentlich allerdings nicht recht verständliche Unterschiede (eine Änderung der Reihenfolge, einige neue Texte, aber auch einige weggelassene). Entscheidendes Dokumenten- und Briefmaterial jedenfalls scheint auf diesem Gebiet im letzten Jahrzehnt nicht aufgetaucht zu sein. Am aufregendsten unter dem neuen Material erscheint dem Rezensenten die auch in Nürnbergers eigener Ullstein Ausgabe von **„Der schleswig-holsteinsche Krieg“** noch nicht enthaltene Pressenotiz des preußischen Kulturministers von Mühlher in der **„Kreuzzeitung“**, die das 1864er Kriegsbuch den Schulen „zur Beschaffung für Schülerbibliotheken und zu Prämien“ empfiehlt. Man darf wohl vermuten, daß diese staatliche Werbung auf Vermittlung der mit den Fontanes befreundeten Merckels zustande gekommen ist, denn Henriette von Merckel war bekanntlich eine Schwester des Kultusministers.

---

**Die Fontanes und die Merckels. Ein Familienbriefwechsel 1850–1870.**  
2 Bde. Hrsg. von Gotthard Erler. — Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag  
1987. 34, 392 S. 446 S.

(Rez.: Peter Schaefer, Potsdam)

Zu besprechen, ja — zu begrüßen sind diese beiden Bände, die zwei gute Traditionen des Aufbau-Verlages weiterführen: erstens setzen sie die Reihe der Briefausgaben an einzelne Briefpartner fort. Diese Art der Ausgaben gewinnt in der gegenwärtigen Situation zusätzlich an Gewicht, da eine Gesamtausgabe aller Fontane-Briefe wohl noch lange Zeit fehlen wird. Zweitens erfüllt diese Publikation wie auch die anderen Fontane-Ausgaben des Verlages die Wünsche sowohl des einfach an Fontane interessierten Lesers als auch die des vorrangig literaturwissenschaftlich tätigen Spezialisten. Die Bücher verkörpern einen inzwischen bewährten Editionstyp, der durch Textdarbietung, Kommentare und Anmerkungen sowie durch Ausstattung und Preis wissenschaftlichen und populären Ansprüchen gleichermaßen gerecht wird.

Das vorliegende Ergebnis langer Archivarbeit hat viele reizvolle Seiten. Ist es ohnehin schon erfreulich, einen relativ geschlossenen Briefwechsel kennenlernen zu können, so wird diese Freude gesteigert durch die Einbeziehung weiterer Dokumente wie z. B. der Aufzeichnungen Henriette von Merckels über die Familie



Fontane, die auch den Blick auf ganz persönliche Lebensumstände ermöglichen. Überhaupt spielen die Ehefrauen, besonders aber Frau von Merckel eine gewichtige Rolle, so daß der Untertitel „Ein Familienbriefwechsel“ durchaus angemessen erscheint. Gleichzeitig wird damit jedoch etwas anderes überdeckt, denn diese Briefe sind durchaus auch ein Politikum.

Einen möglichen Zugang zu dieser Korrespondenz stellen ganz aktuelle Überlegungen zu einer notwendigen Kultur des politischen Streits, zum Aushaltenkönnen weltanschaulicher Gegensätze dar. Es sei hier nur kurz auf die Brisanz der Merckel-Fontaneschen Freundschaft hingewiesen.

Zwischen dem Beginn ihrer Bekanntschaft und dem Tode Wilhelm von Merckels 1861, der die Beziehungen der Familien jedoch nicht beendete, liegen ereignisreiche Jahre: Vormärz, Revolution und Konterrevolution, die Manteuffelsche Ära und deren Ende; auch international ist es eine bewegte Zeit.

Theodor Fontane und Wilhelm von Merckel kannten sich aus dem literarischen Sonntagsverein „Tunnel über der Spree“ und waren seit Anfang der 50er Jahre gut befreundet. Auf der einen Seite Fontane, der aus seiner demokratischen Gesinnung kein Hehl machte, auf der anderen von Merckel, der „forsche Antidemokrat“ (G. Erler in der Einleitung, S. 11). Dieser fand mit zwei Versen aus einem mehrstrophigen Machwerk Eingang in die „Geflügelten Worte“: „Gegen Demokraten/ helfen nur Soldaten!“

Der 16 Jahre ältere von Merckel wird jedoch der Förderer Fontanes, der mit Balladen wie „Joachim Hans von Zieten, Husarengeneral“ im „Tunnel“ Erfolge erntet. In den 50er Jahren heißt Fontanes Vorgesetzter zeitweise Merckel, der nichts weniger tut als der jungen Familie Fontane das materielle Überleben zu ermöglichen. Zu lesen ist, wie die frühe Polarität sich wandelt, ohne daß die Unterschiede verwischt werden.

Am Ende seines Lebens, von keinen Rücksichten in diesem Fall gedrängt, entwirft der so unfeierliche Fontane ein beinahe pathetisches Bild des seit langer Zeit verstorbenen Freundes. Das Merckel-Kapitel in Fontanes autobiographischer Schrift „Von Zwanzig bis Dreißig“ hat Uhlands „Lied vom guten Kameraden“ als Motto. — Soviel in aller Kürze an nicht leicht auf einen Nenner zu bringenden Fakten. Die Widersprüchlichkeit wird bei der Lektüre der Briefe und Dokumente, aber auch durch die nichts beschönigende, klug abwägende Einleitung des Herausgebers nicht aufgehoben, aber verständlich, ja nacherlebbar. In den 50er Jahren, besonders in der Londoner Zeit, aus der die meisten Briefe stammen, werden die Fontanes von den Merckels in vielen ausführlichen Briefen — Wilhelm von Merckel glänzt durch Witz, Henriette durch Breite — mit Nachrichten aus dem Berliner Freundeskreis versorgt. Der wichtige Lebensfaden nach Berlin reißt nie ab, und über diese Hilfe hinaus geben die Merckels dem oft bedrückten, manchmal verzweifelten, weil in manchem Vorhaben gescheiterten Theodor Fontane nicht minder wichtigen Zuspruch.

Das publizierte Material umfaßt 179 Briefnummern, hinzu kommen knapp 50 Seiten Dokumente und Zeugnisse, die über die Beziehungen der beiden Familien durch weitere öffentliche und private Äußerungen berichten. Den Texten sind einige Fotos, Zeichnungen und Faksimiles beigegeben, darunter in Band 2 auf Seite 108 auch ein Brief Henriette von Merckels, bei dem sie den bereits beschriebenen Bogen vor einem zweiten Beschreiben um 90° drehte.

Anmerkungen und Register nehmen gut 130 Seiten der insgesamt 838 Seiten ein. In bewährter Weise sind sie so gehalten, daß man sich ihnen gern anvertraut,



und wenn sie überhaupt einen Wunsch offenlassen, dann diesen: welcher der Briefe hier erstmals bzw. erstmals verlässlich nach der Handschrift publiziert wird, geht leider nicht daraus hervor.

Abschließend sei festgehalten, daß dieser wichtige Briefwechsel, der zwar keine grundsätzlich neuen Einsichten eröffnet, aber das Wissen um Fontane besonders in den 50er Jahren in schöner Weise ergänzt und vertieft, außerdem ein sehr dichtes kulturpolitisches Bild jener Zeit gibt.

Wenn von den vier direkt am Briefwechsel beteiligten Personen Emilie Fontane durch ihre geringere Beteiligung etwas blaß bleibt, so ist zu hoffen, daß sich dieser Eindruck durch weitere Ausgaben bisher unveröffentlichter Briefe überprüfen und korrigieren läßt.

---

**Hohendahl, Peter Uwe: Literarische Kultur im Zeitalter des Liberalismus 1830–1870. – München: Verlag C. H. Beck 1985. 480 S.**

(Rez.: Peter Görlich, Potsdam)

Der umfangreichen und materialintensiven Untersuchung Hohendahls liegt eine Intention zugrunde, die auf der Basis einer „veränderten Konzeption von Literaturgeschichte (...) nicht mehr die einzelnen Werke und ihre Autoren, sondern die Strukturen des literarischen Lebens“ (S. 9) in den Vordergrund stellt. Daraus folgert, daß sich der Verf. „weder mit individuellen literarischen Texten (Interpretation oder Formanalyse) noch mit der Wirkung oder Rezeption literarischer Werke (Konkretisation)“ (S. 11) beschäftigt. Nun stellt Hohendahl nicht den Gegenstand traditioneller Literaturwissenschaft – so seine Diktion – grundsätzlich in Frage oder will seine Untersuchungsergebnisse in eine konfrontative Stellung rücken, sondern vielmehr wird die Notwendigkeit der Herauslösung interdisziplinärer Forschung zum übergreifenden Themenkomplex „literarische Kultur“ aus der herkömmlichen Dichotomie „literarisch-außerliterarisch“ unterstrichen. Daß dabei die methodologischen Implikationen der Literaturwissenschaft einer kritischen Wertung unterzogen werden, ist in diesem Kontext nicht ungewöhnlich. So erklärt sich dann auch der große Stellenwert, den die Auseinandersetzung mit älteren und jüngeren literaturwissenschaftlichen Theorien (Hermeneutik, Rezeptionsästhetik, Reader-Response Theorie, Kritische Theorie) einnimmt. Vor dem Hintergrund einer ausführlichen Polemik mit diesen Theorien erhebt Hohendahl die Forderung, „vor allem die traditionelle Definition von Literatur zu überprüfen“ (S. 12), sie als offenes Problem zu begreifen (ebd.) und als Folgerung daraus die Untersuchungsfelder neu zu strukturieren. Zum letzteren leistet Hohendahl einen beachtlichen Beitrag, die Bemerkungen zum Literaturbegriff bleiben jedoch weitgehend mahnende Rhetorik. Der forcierte Ausschluß des literarischen Textes aus dem Untersuchungsspektrum bei gleichzeitiger Kritik



des tradierten Literaturbegriffs verweist zumindest auf ein fragwürdiges Konzept. Hohendahl unterstreicht den Anspruch, in der Aufdeckung der Aporien verschiedener literaturwissenschaftlicher Modelle auch deren Vereinseitigungen aufzubrechen. Dabei hebt sich jedoch der sozio-kulturelle Aspekt so stark vom eigentlichen Gegenstand ab, daß ein synthetisches Herangehen a priori schwierig wird. Bieten die einzelnen Kapitel ausgesprochen interessante und lesenswerte Studien zu Teilaspekten der kulturellen Entwicklung in Deutschland zwischen 1830 und 1870 — diese Periodisierung unter dem Terminus Liberalismus müßte auch im Zusammenhang mit literarischer (!) Kultur diskutiert werden — und der Epilog nachdenkenswert Überlegungen, anknüpfend an Adornos und Horkheimers „Dialektik der Aufklärung“, zur Herausbildung einer Kultur der Postmoderne, so suggerieren sie doch auch eine starke Hermetik gegenüber spezifisch ästhetischen Entwicklungen, die nicht in dem Maße manifest bestanden hat. Richtig ist Hohendahls Ausgangspunkt, daß sich Literatur der komplexen Analyse ohne die Berücksichtigung des mehrschichtigen sozial-ökonomischen, pädagogisch-bildungsgeschichtlichen, religiösen und kommunikationspraktischen Umfeldes verschließt. Die Untersuchung der literarischen Kultur ohne Literatur erscheint uns jedoch problematisch. Wir verweisen in diesem Zusammenhang darauf, daß wichtige Arbeiten der marxistischen Literaturwissenschaft (Rosenberg) weder im Text noch in der umfangreichen Bibliographie erwähnt werden.

Konzentrieren wir uns trotz vorgebrachter Bedenken auf den eigentlichen Gegenstand der Untersuchung Hohendahls, so zeigen sich doch äußerst anregende Denkanstöße in Hinblick auf die Verifikation von Mechanismen kultureller Prozesse. Der Verf. versucht für diese Prozesse sozusagen ein tertium comparationis im Begriffskorrelat Institution und Öffentlichkeit anzubieten. Der Institutionsbegriff soll Literatur weitgehend systematisch und historisch zu untermauern helfen und literarische Normen/Konventionen im Prozeß ihrer Veränderbarkeit durchschaubar machen. Betrachten wir jedoch Norm/Konvention als Etablierung einer bestimmten Allgemeingültigkeit — wie schwierig diese auch immer zu fixieren ist —, so zeigt uns Hohendahl nur bestimmte Ausschnitte einer literarischen Kultur. Einengungen sind bereits dem dominanten Periodisierungsbegriff des Titels der Untersuchung inhärent. Der Verf. hat dies in seinen Bemerkungen zur Rezeptionsästhetik und zum Beitrag der Semiotik auch reflektiert und versucht, nachdem der Institutionsbegriff umfassend einem wissenschaftsgeschichtlichen Exkurs unterzogen wurde, durch die Kategorie Öffentlichkeit/öffentliche Meinung die Grundlage seines Modells zu verbreitern. Deutlich erkennbar wird dabei, wie weit sich Hohendahl an J. Habermas' Vorstellungen von Öffentlichkeit relativ kritiklos anlehnt. Postuliert Hohendahl in Anknüpfung an die Kritische Theorie die Veränderung der Struktur bürgerlicher Öffentlichkeit als gleichzeitige Prägung der Institution Literatur und eine darauffolgende Wirkung auf die einzelnen Texte, so bleibt er den konkreten Beweis schuldig. Dies ist um so mehr verwunderlich, da er von einer Prämisse ausgeht, der wir nur weitgehend zustimmen können: „Folglich ist die Institution Literatur als Teil der Öffentlichkeit relativ eigenständig, ihre Geschichte daher auch nicht identisch mit der ökonomischen Evolution der Gesellschaft.“ (S. 36) Ist man in diesem Punkt konsequent, müßten der literarische Text bzw. die spezifische Rezeption literarischer Werke bereits hier und nicht erst als zweite Stufe, auf die Hohendahl hinweist, Grundlage für Fragestellungen sein, die die ästhetischen Aspekte in ein nichtästhetisches Rahmengefüge integrieren und somit weitgreifende Beziehungen zwischen Kunst und Gesellschaft durchschaubar machen. Das jedes der



elf einzelnen Kapitel der Untersuchung Hohendahls einen ganz gewichtigen eigenen Beitrag leistet zur Transparenz kultureller Prozesse, sei trotz unterschiedlicher methodologischer Akzentsetzungen von uns hervorgehoben. Beeindruckend ist das diffizile Eindringen in die vielfältigsten, die Literatur auf die eine oder andere Weise tangierenden Bereiche wie Traditionsbildung und Literaturkanon des Nachmärz, Institutionalisierung der Literaturgeschichte, Bildungspolitik und Lesebücher und die Soziologie des literarischen Publikums. Die Stärke der Arbeit Hohendahls liegt vor allem in der detaillierten Ausfüllung des von ihm definierten Institutionsbegriffs, in der Nachvollziehbarkeit eines Prozesses, in dem sich Literatur zum eigenständigen Bestandteil bürgerlicher Öffentlichkeit etabliert. Daß der Begriff Öffentlichkeit mitunter verschwommen und widersprüchlich interpretiert und verwendet wird, beeinträchtigt im Ganzen nicht den Aussagewert der einzelnen Teiluntersuchungen, vielmehr wird hier auch auf die Notwendigkeit für neue Denkansätze in der marxistischen Theorie hinsichtlich einer gesellschaftlichen Selbstverständigung zu diesem Terminus besonders hingewiesen. Hohendahl favorisiert das materialistische Denkmodell in seiner den Begriff Öffentlichkeit korrelierenden Institutionstheorie, besonders Althusser und Benjamin. (S. 45) Daß in einer umfangreichen Darstellung der literarischen Kultur durch die Begriffe Öffentlichkeit und Institution Desiderata auftreten (Künstlervereinigungen, literarische Kreise, Akademiegründungen in der bildenden Kunst u. a. m.) sei weniger kritisch denn anregend vermerkt. Über Anregungen hinausgehend, erweisen sich Hohendahls Bemerkungen zu den vergleichenden Aspekten der außerliterarischen Bedingungen zwischen den verschiedenen europäischen Ländern (S. 59 ff.), da sie neue Aus- bzw. Ansichten zur komparatistischen Forschung durch die Erweiterung doch bisher überwiegend praktizierter diachroner und synchroner literarischer Analyse vermittelt. Gerade hier scheint sich ein innovationsimmanentes Untersuchungsfeld anzubieten, das Hohendahl zwar nur streift und das doch für die Zukunft ganz neue Fragestellungen für die vergleichende Literaturwissenschaft bereithält. Versucht man, diesen Weg konsequent weiterzugehen, so stellt sich die Frage, inwieweit der Verf. in seiner Darstellung der „Kritik der liberalen Öffentlichkeit“ das europäische Phänomen der Entstehung einer Literatur der Moderne reflektiert, da ja gerade sie sich bewußt jeder „Institutionalisierung“ verweigert. Ist nicht gerade die Prämoderne und Moderne in der europäischen Literatur und bildenden Kunst ein Indiz für die relativ frühe Desintegration von Teilen der bürgerlichen Kunst aus der so akribisch beschriebenen Institutionalisierung? Die Reduktion der „klassischen Öffentlichkeit“ (S. 111) kompensiert sich doch nicht nur in einer proletarisch grundierten Gegenöffentlichkeit, sondern auch und zuerst im Bürgertum. Es bleibt abzuwägen, ob nicht Differenzierungsbewegungen innerhalb der bürgerlichen Kultur für viele Künstler (z. B. C. F. Meyer) von wichtigerer Bedeutung für ihr Schaffen waren, als die im Kapitel 10 analysierte „Kultur für das Volk“, „sozialistische Konzeptionen“ oder „religiöse Kritik des Liberalismus“.

Trotz der hier vorgebrachten Einwände läßt sich zusammenfassend feststellen, daß die Lektüre der Arbeit Hohendahls einen nicht abzustreitenden Gewinn darstellt. Die Untersuchung erfüllt umfassend den Anspruch eines Handbuches oder Standardwerkes zum literarischen Bedingungsgefüge im Deutschland des 19. Jahrhunderts. Eine künftige Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts wird an Hohendahls Untersuchung nicht vorbeigehen können!



**Literarisches Leben in Berlin 1871–1933. Studien I. u. II. Bd. Hrsg. von Peter Wruck. — Berlin: Akademie-Verlag 1987. 393 S. / 358 S.**

(Rez.: Volker Giel, Leipzig)

Längst schon gehört der Begriff ‚Literarisches Leben‘ zum festen Inventar der neueren Literaturgeschichtsschreibung und avancierte sogar vielerorten zu so etwas wie einer modernen Zauberformel in den literaturwissenschaftlichen Debatten der Gegenwart. Daß dieses Phänomen seit geraumer Zeit auch in den Überlegungen der DDR-Germanistik eine nicht unwesentliche Rolle spielt, ist mitnichten ein Geheimnis. Warum auch? Wird hierin doch ein genuines Anknüpfen an Grundfesten marxistischer Literaturbetrachtung, die ja von jeher Literatur in ihrer gesellschaftlichen Eingebundenheit und Funktionalität beschrieben und begriffen hat, sichtbar, das darüber hinaus neue Möglichkeiten eröffnet, durch weiterreichende, kontextuelle Zugriffsmethoden Literatur in komplexer Weise von ihren Entstehungs-, Verbreitungs- und Wirkungsbedingungen her als Teil menschlich-kommunikativen Handelns tiefergehend zu erfassen.

Nun liegt mit den beiden Studienbänden „Literarisches Leben in Berlin 1871–1933“ — rechtzeitig zu den 750-Jahrfeiern der Stadt im Jahr 1987 erschienen — ein erstes konkretes Ergebnis solcher Art Bemühungen in unserem Lande vor. Ganz sicher wird und muß weiteres folgen. Das Verdienst, den bekanntlich immer schwierigen ersten Schritt getan und sich einer kritischen Öffentlichkeit gestellt zu haben, gebührt aber diesem aus einem Forschungsvorhaben an der Sektion Germanistik der Humboldt-Universität zu Berlin hervorgegangenen und unter Leitung von Klaus Hermsdorf und dem Herausgeber Peter Wruck stehenden Projekt.

Auf insgesamt 750 Seiten sind hier 18 Aufsätze von größtenteils ausgewiesenen und renommierten Fachwissenschaftlern, vorrangig der Berliner Universität, der Akademie der Wissenschaften und einiger anderer Institutionen, wie der Sächsischen Landesbibliothek Dresden, der Staatlichen Museen zu Berlin und der Universität Greifswald, aber auch ausländischer Kollegen (David Bathrick, USA; Flemming Hansen, Dänemark; Wienczyślaw A. Niemirowski, VR Polen) vereinigt. Die Palette der aufgegriffenen Gegenstände und Themen ist breit und für den Zeitraum der verhandelten sechs Dezennien auch durchaus repräsentativ zu nennen. Neben Aufsätzen über Schriftsteller, wie z. B. Fontane, Przybyśzewski, Sudermann und Hauptmann und prägnanten Persönlichkeiten der literarischen Öffentlichkeit des damaligen Berlins, wie die Literaturwissenschaftler Georg Brandes, Wilhelm Scherer und Walter Benjamin, den Kritiker Paul Lindau oder den Gewerkschaftsführer und Verleger Johann Sassenbach stehen darüber hinaus Beiträge, die sich mit Institutionen, wie etwa der Preußischen Dichterakademie, mit Gruppierungen und Bewegungen, wie der Ukrainischen Schriftsteller- und Künstlerkolonie, dem Frühexpressionisten zirkel um Georg Heym oder der Verbindungen vom Dada zur proletarisch-revolutionären Literatur schlagenden Avantgarde der zwanziger Jahre um Franz Jung beschäftigen. Aber auch literarische Debatten, wie die der Theaterrezeption um den jungen Brecht in der Berliner Presse, die Rundfunktheoriediskussion, kulturpolitische Phänomene, wie der nationalsozialistische ‚Kulturkampf‘, eine Skizze der künstlerischen Kommunikationsbeziehungen Dresdens mit Berlin nach der Jahrhundertwende oder etwa ein Aufsatz über die Dichterdenkmäler der Stadt finden sich hier, was den breitgefächerten inhaltlich-methodischen Ansatz des Unternehmens nur unterstreicht.



Sicherlich könnte man beckmesserisch Einwände dahingehend erheben, daß besser noch dies oder jenes andere oder anstatt Vorhandenem aufzunehmen gewesen sei. Doch das wäre wohl eher billige als wirklich produktive Kritik: Zumal es nie im Sinne des Herausgeberkonzepts war, sich auch nur in den Sog zu irgendwelcher Art positivistischer Vollständigkeitsmanie zu begeben. Warum aber gerade in den Darstellungen das so wichtige Gebiet der Trivial- und Massenerliteratur und auch das der einflußstarken reaktionär nationalistischen Strömungen gänzlich ausgespart bleibt, diese Frage zu stellen, kommt man trotzdem nicht umhin.

Anliegen der beiden Studienbände ist es auch keineswegs in historisch synchroner und systematischer Weise etwa einen in sich geschlossenen literaturgeschichtlichen Überblick oder Abriß zu geben. Vielmehr erklärt Peter Wruck in seiner Einleitung den methodischen Ansatz gerade in einer Abgrenzung zu solcher Art von „Zusammenhängen . . . , welche die Literaturgeschichte herzustellen pflegt“ (Bd. I, S. 17). Die einzelnen Beiträge sollen statt dessen zeigen, „wie Berlin . . . zum entscheidenden Austragungsort der literarischen Überzeugungs- und Verdrängungskämpfe avancierte, von denen die literarischen Gruppenbildungen und, daraus hervorgehend, die großen literarischen Bewegungen der Zeit begleitet wurden. Das war an Einzelfällen vorzuführen, von denen Licht auf den Berliner Naturalismus und Expressionismus, auf die revolutionär-avantgardistischen und proletarisch-revolutionären Bewegungen . . . fällt. Auch ohne selbst eigens zur Darstellung zu gelangen, werden sie von verschiedenen Seiten und manchmal vom Rande her miterfaßt, wobei die in den Texten angelegten Bedeutungsperspektiven für eine Proportionalität im literaturgeschichtlichen Sinne eintreten müssen . . .“ (ebd.). Der „beziehungsreiche(n) Sonderfall“, das „Miterfassen“ (ebd.), die Korrelation, Parallele sowie der Kontrapunkt heißen so die darstellungsmethodischen Leitgedanken. Was Wruck vorschwebt, scheint klar. Ausgehend von besonderen Knotenpunkten soll gleichsam ein Netzwerk aufgebaut werden, das im Wechselspiel seiner Verbindungslinien sowohl zeit-, wie auch orts- und systemtypische Verhältnisse und Umstände des Phänomens Literatur erkennbar macht wie auch in Beziehung dazu, den individuellen Beitrag einzelner literarischer Persönlichkeiten mit ihren soziokulturellen Prägungen und Wirkungen in seiner gesellschaftlichen Virulenz zu verdeutlichen. Ein zweifelsohne unkonventionelles und anspruchsvolles Unternehmen, das zudem auf Entdeckungen programmiert scheint. Daß dieses Ziel aber zu einem Großteil, sowohl was die meisten der Einzelbeiträge als auch ihr Zusammenwirken, sozusagen den Ensemblecharakter, betrifft, nicht oder nur in recht unzulänglicher Weise erreicht wurde, hat m. E. folgende Hauptursachen.

Zum einen betrifft das die für ein Akademie-Verlags-Projekt doch sehr ungewöhnliche und damit besonders auffällige Theoriedürftigkeit. Ja man ist in diesem Fall fast dazu geneigt, von einer Art theoretischer Verweigerung zu sprechen. Das nur 11seitige essayistische Einleitungskapitel (P. Wruck) verzichtet sowohl auf die Diskussion von bereits vorhandenen Theoriebildungen zum anstehenden Thema wie auch darauf, selbst zielgerichtete Schritte zu unternehmen, den Zentralbegriff des literarischen Lebens definitorisch abzustecken bzw. abzuklären. Doch gerade dies wäre wohl notwendig gewesen. Denn summarische Verweise allein, wie die auf den vehementen Urbanisierungsprozeß Berlins zur modernen Metropole und zum „Hauptknotenpunkt der Kommunikation“ (I, 15), der zum Faszinations- und Schreckbild einer neu zu erfahrenden Gesellschaftlichkeit wurde, auf die explosionsartige Entwicklung des kapitalistischen Kulturbetriebes



(Verlage, Presse, Zeitschriften, Theater), literarische Gruppierungen und Avantgarden, neue Publikums- und Trägerschichten von Literatur, neue Medien (Film, Funk), weitreichende Emanzipations- und Assimilierungsvorgänge (Arbeiterbewegung) genügen da nicht. So sind die Einzelverfasser auch weitgehend allein bzw. – anders herum gesehen – frei gelassen. Was dann zum anderen wiederum dazu führt, daß sie sich eigentlich nur an ihre jeweiligen Gegenstände gebunden fühlen und sich so ihre Beiträge fast hermetisch voneinander abschließen. Ein produktives Gegeneinander-in-Bezug-Setzen gerät zum Zufallsprodukt, dadurch Doppelungen ebenso wie Lücken freisetzend. Die Texte, als „Studien“ propagiert, lassen sehr häufig gerade diesen Charakter vermissen. Kaum sind methodisch originäre und weiterführende Zugriffe konstatierbar. Der Umgang mit über das Bekannte hinausgehendem Quellenmaterial (z. B. W. Höppner über Wilhelm Scherer) bleibt ebenso die Ausnahme wie die Auseinandersetzung mit neuen Forschungsansätzen oder -trends. Meistens bietet sich ein Bild von eher bieder wirkenden biographisch/monographischen Abhandlungen nach dem Muster Berlin und die oder jene Person, der Autor, die Gruppe usw.

Zur Illustration seien nur einmal die zeitlich im Fontaneumkreis angesiedelten Beiträge zu Paul Lindau (Roland Berbig), Georg Brandes (Flemming Hansen) und Wilhelm Scherer (Wolfgang Höppner) herangezogen. In Berbig's Lindau-Studie wird z. B. von vornherein die These einer prototypischen, modernen Kritikerkarriere gesetzt, um danach durch programmatische Selbstaussagen, zeitgenössische Einschätzungen und die Darstellung literarischer Fehden den Aufstieg und Fall des ‚Literaturpapstes‘ Lindau nachzuzeichnen. Ähnlich Hansen, der den recht schwierigen Bemühungen Brandes', in der Literaturmetropole Berlin Fuß zu fassen, nachgeht und dabei v. a. die breitgefächerte Resonanz seines Wirkens ausführlich dokumentiert. Und Höppner wiederum zielt in seinem Aufsatz insbesondere darauf, Scherers Rolle und Stellung innerhalb der literarischen Öffentlichkeit Berlins herauszuarbeiten und dabei dessen Verdienste um eine akademische Anerkennung und Förderung zeitgenössischer Literatur zu würdigen. In allen drei Aufsätzen werden dabei zum Teil sehr minutiös Kontakte, Beziehungen und Verbindungen zu Persönlichkeiten des kulturellen Lebens, zu Zeitschriften, Verlagen und anderen Institutionen des damaligen Berlin beschrieben. Die inneren Funktionsmechanismen und vielschichtigen Kommunikationsstrukturen werden damit aber lediglich in ihrer Oberflächensignatur transparent. Obwohl in etwa der gleiche Zeitraum zur Debatte steht (70er und 80er Jahre) und zum Teil ähnliche oder sogar gleiche Vorgänge und Fakten eine Rolle spielen, kommt zwischen den Studien weder direkt noch indirekt ein Dialog zustande. Ein lebendiges Bild von dem, was literarisches Leben in seinen ökonomischen, sozialen, politischen, bewußtseinsmäßigen oder auch ästhetischen Verschränkungen und Vermittlungen bedeutete, ist für den Leser so aber nur sehr schwer herstellbar.

Die Entscheidung hingegen, die beiden Sammelbände mit einer Studie über Theodor Fontane beginnen zu lassen, muß konzeptionell als wohl durchdacht und betrachtet man das Ergebnis, auch als wirklich fruchtbringend bewertet werden. Verkörpert Fontane doch eine der großen literarischen Zentralfiguren des 19. Jahrhunderts, der auf das engste mit dem Wachsen und Werden Berlins, wo er insgesamt rund sechs Jahrzehnte seines Lebens verbracht hat, verbunden war. Fontanes Wurzeln reichen dabei zurück bis in die Vormärzperiode, und er erlebte den Aufstieg Berlins zur Großstadtmetropole des Deutschen Reiches ebenso hautnah mit wie den damit verbundenen literarisch-kulturellen Wandlungsprozeß.



Daf der Herausgeber und langjährige Fontane-Kenner Peter Wruck diesen Beitrag selber verfaßt hat, kommt diesem dabei zweifelsohne zugute. Er zählt fraglos zu den besten, nachhaltigen Eindruck hinterlassenden Arbeiten des Projektes insgesamt.<sup>1</sup> Das mag wohl in erster Linie daran liegen, daß Wruck sein eigenes vorgegebenes methodisches Prinzip, am beziehungsreichen Einzelfall das wechselseitige Bedingungsgefüge zwischen künstlerischer Persönlichkeit/Werk und gesellschaftlicher Lebenspraxis aufzuhellen, als einer der wenigen auch wirklich ernst genommen hat und so gleichsam eine Musterstudie vorzulegen in der Lage ist, auf deren Niveau man sich die anderen Beiträge auch gewünscht hätte.

Die Grundthese von Wrucks Betrachtung bildet die Feststellung, daß Berlin stets das Zentrum und damit gleichzeitig Thema von Fontanes Leben wie literarischem Schaffen gewesen ist. „Fontanopolis“ (geprägt von Ernst Heilborn) als metaphorische Kurzformel für das Berlin der Gründerjahre mit den Zügen, die es in des Dichters Werk trägt, bildet dafür die zeichensetzende Klammer. Wruck nähert sich dem Problem dabei von außen her, d. h. in erster Linie soziopsychologisch, indem er die psychischen Funktionsweisen gesellschaftlicher Strukturen, Einrichtungen und Phänomene aufzuspüren bemüht ist. Ihm geht es um das Spannungsverhältnis von objektiver sozio-kultureller Situation und subjektiver Verarbeitung und darum, wie dies sich letztlich in der künstlerischen Gestaltung im literarischen Werk niederschlägt. Entscheidender Ausgangspunkt ist die Erfahrungswelt Fontanes, v. a. in sozialer, politischer, aber immer auch literarischer Sicht. Wruck schlägt dazu gleichsam einen Erfahrungsbogen durch Fontanes Leben, der die entscheidenden Wendepunkte markiert und dabei immer historische Veränderungen, Umbrüche und ihre Folgen mit hereinholt. Vor Augen geführt wird, wie Fontane faktisch das gesamte soziale Terrain Berlins durchschritten hat. Angefangen von den Jugenderlebnissen in den Proletarier- und Pariavierteln der Stadt, über kleinbürgerliche Verhältnisse während seiner Pension beim Onkel und in der Apothekerlehre, die Künstlerbohème der Kaffeehäuser bis hin zur neuen liberalen oder auch situierten Großbourgeoisie und der sogenannten ‚guten Gesellschaft‘ des Adels und des Bildungsbürgertums. Interessant dabei z. B. die Ausführungen zum jungen Fontane, der von den Verhältnissen wie von seinen Voraussetzungen her durchaus dazu prädestiniert schien, ein politisch engagierter, gar sozialrevolutionärer Vormärzdichter zu werden. Der aber die Möglichkeiten engerer Bindungen an untere soziale Schichten immer auch als Bedrohung durch den damit verbundenen Verlust an gesellschaftlichem Status, an beruflichen und literarischen Aufstiegschancen empfand und sie so letztlich aufgab. Aufschlußreich auch die Einschätzung der literarischen Vereinigungen, v. a. des „Tunnels über der Spree“, dessen Mitgliedschaft sich für Fontane als eine entscheidende Weichenstellung seines persönlichen und literarischen Werdegangs erweisen sollte. Die dadurch angebahnten Verbindungen zu den oberen Gesellschaftskreisen bis zum Hof und in die Regierung hinein, „setzte(n) ihn in den Schoß der herrschenden Kultur und in ein gesellschaftlich integriertes literarisches Treiben“ (I, 38), aus dem sich Fontane auch nie mehr gänzlich löste. „Er war seitdem vollständig in die gute Gesellschaft und, mehr als das, in die privilegierte Nation integriert und teilte ihr Dasein“, lautet dahingehend ein weiterer Befund Wrucks. Und poetologisch gewendet, bedeutet dies wiederum, daß zwischen den Formen von Fontanes Erleben und dem literarischen Inszenieren dieses Lebens kaum noch Unterschiede bestanden. So klärt sich dann auch der eigentümliche Umstand in Fontanes Werk, daß „sozio-ökonomische Schattenseiten“ (I, 69), überhaupt die soziale Perspektive nur sporadisch, ledig-



lich als eine Ergänzung des Gesamtspektrums von Lebensformen des Berlins der Gründerzeit eine Rolle spielen, ‚Fontanopolis‘ im wesentlichen freigehalten bleibt vom Austrag offener Klassenkonflikte. Daß in Fontanes Berlin-Romanen die gesellschaftlich etablierten Gruppen ins Zentrum gerückt sind, entspricht demnach sowohl dem Modus der für den Dichter bestimmend gewesenen Wirklichkeitserfahrungen wie auch der tatsächlich vollzogenen Spaltung der Gesellschaft in „two nations“.

Von daher, aber auch immer mit einem Blick auf die sich weiter kommerzialisierenden Bedingungen des kapitalistischen Literaturmarktes (Verlagskonzentration, Zeitschriftenwesen, Publikumssoziologie, hier mit interessanten Ansätzen der Mentalitätsforschung), zieht Wruck die Kreise um den Kern der literarischen Gestaltung Fontanes immer enger. Erst mit zunehmender persönlicher wie politisch-institutioneller Unabhängigkeit und seiner sich stabilisierenden beruflichen und literarischen Stellung – wichtig dafür v. a. seine Tätigkeit als Kreuzzeitungskorrespondent –, gelang es Fontane, in bewußter Abgrenzung von weltentrückter poetischer Selbstgenügsamkeit auf der einen sowie unterhaltungs- und gewinnorientierter Tagesliteratur auf der anderen Seite sein alternatives literarisches Realismuskonzept zu entwickeln. Laut Wrucks Resümee war Fontanes poetisches Diktum immer zuerst darauf gerichtet, dem Aufstieg und Verfall von Lebensformen/Sozialrollen nachzuspüren, in denen sich ihre Träger als Individuen konfliktaustragend zurechtzufinden hatten (vgl. I, 73). Und obwohl gerade mit dem Signum des Zuständlichen behaftet, werden so in seinen Werken die gesellschaftlichen Ablösungserscheinungen jenes epochebestimmenden Zeitenwandels signifikant, „der auch ihn vom alten Preußen zum modernen Berlin geführt hatte“ (I, 78).

Für die marxistische Fontane-Forschung in der DDR scheinen mir mit dieser Studie durchaus neue Maßstäbe gesetzt. Mit ihrem unkonventionellen Blickwinkel und den vorgenommenen Neubewertungen sollte/sie impulsgebend und perspektivöffnend wirken. Aber gerade auch deshalb, dies sei hier noch kritisch angemerkt, ist es doch wohl als wenig dienlich anzusehen, wenn einige Anregungen, die aus früheren Forschungsarbeiten aufgegriffen wurden, nicht immer eindeutig als solche kenntlich gemacht sind.<sup>2</sup>

#### Anmerkungen

- 1 Der Aufsatz unter dem Titel „Fontanes Berlin. Durchlebte, erfahrene und dargestellte Wirklichkeit“ wird den Lesern der Fontane-Blätter nicht unbekannt sein, da er eben dort bereits vorveröffentlicht wurde. Siehe H. 41, 1986, S. 286–311 und H. 42, 1986, S. 398–415.
- 2 Gemeint sind hier zwei Arbeiten, in denen man zum Teil eine ganz ähnliche Gedankenführung wie bei Wruck finden kann: Gärtner, Karlheinz: Theodor Fontane. Literatur als Alternative, Bonn (Bouvier) 1978 und Liesenhoff, Carin: Fontane und das literarische Leben seiner Zeit. Eine literatursoziologische Studie, Bonn (Bouvier) 1976.



**Thomas Tyrrell: Theodor Fontanes „Effi Briest“ und Friedrich Spielhagens „Zum Zeitvertreib“: zwei Dichtungen zu einer Wirklichkeit. Diss. Houston, Texas 1986. 203 S.**

(Rez.: Joachim Biener, Leipzig)

Thomas Tyrrell geht in seiner Dissertation von den „Karrieren“ Fontanes und Spielhagens aus, die „völlig umgekehrt verlaufen“ seien (S. 2). Während Fontane erst spät zum Roman und zum Erfolg gelangt sei, wäre Spielhagen bereits mit seinem ersten Roman „Problematische Naturen“ „schlagartig berühmt“ (S. 2) geworden. Die junge naturalistische Bewegung habe sich zu Fontane bekannt, während sie Spielhagen heftig angriff. Mit „Effi Briest“ und „Zum Zeitvertreib“ reagieren beide Autoren auf einen zeitgenössischen Vorfall. Während aber Fontane damit seinen ersten großen Romanerfolg gehabt habe, sei Spielhagen nicht mehr die Resonanz früherer Werke zuteil geworden. Zur vergleichenden Textanalyse führte am Ende der Einleitung folgende Feststellung: „... die beiden Romane sehen – trotz Ehebruch und trotz Duell, die ihnen gemeinsam sind – einander so unähnlich wie möglich, daß ein unbefangener Leser kaum auf die Idee kommen könnte, beide Autoren hätten aus derselben Quelle geschöpft“ (S. 6).

Im 1. Kapitel beschreibt Tyrrell die Stoffquelle, d. h. die Ardenne-Affaire und die Lebensgeschichte Elisabeth von Plathos. Er folgt dabei – freilich nicht unkritisch – der Arbeit „Zeugnisse und Materialien zu Fontanes ‚Effi Briest‘ und Spielhagens ‚Zum Zeitvertreib‘“ von Hans Werner Seiffert<sup>1</sup>. Gotthard Erlers Darstellung der „Ardenne-Affaire bei Fontane und Spielhagen“<sup>2</sup> wird jedoch nicht berücksichtigt, obgleich ein anderer Beitrag des Autors, seine Analyse zu Fontanes Romanentwurf „Melusine von Cadoudal“, im Literaturverzeichnis (S. 194) genannt wird.

Die Kapitel 2 und 3 sind der erste große Untersuchungskomplex, der der Behandlung des Stoffes durch Fontane und Spielhagen gilt. „Abgesehen von ein paar gewichtigen Einzelheiten“ sei Fontane „in den groben Umrissen der Quelle treu geblieben“ (S. 17). Mit Recht wendet sich Tyrrell gegen die vom Schriftsteller selbst hervorgerufene Auffassung von der Effi-Komm-Episode als wesentlicher Antriebskraft zum Schreiben des Romans. Dieses Element, wenngleich von Frau Emma Lessing angeregt und dem Autor nahegelegt, sei als Leitmotiv bereits dichterisch transformierte Realität: „eine wundervolle Verschmelzung von Wirklichkeit und Dichtung“ (S. 16). Der Effi-Komm-Episode kommt daher für den Schaffensprozeß eher symbolische als reale Bedeutung zu<sup>3</sup>.

Weniger kann man jedoch den Ansichten des Verfassers von der künstlerischen Gestaltung Effis durch Fontane zustimmen. Nach seiner Auffassung hat der Dichter die Figur der Effi gesellschaftlich zu stark entlastet. Er habe sich „in dem Maß der Verurteilung versehen, die Effi als Ehebrecherin von der Gesellschaft zuteil werden mußte“ (S. 21).

Die moderne demokratisch orientierte Literaturwissenschaft, die sich vor allem auf Fontanes „Entschuldigungsmomente“ konzentrierte, werde bewirken, „daß Effi demnächst heiliggesprochen wird“ (S. 26). Andererseits tendiert Tyrrell zur Apologie Innstettens, für dessen Lage man „in der Zeit der Verhaltenswissenschaften“ mehr Verständnis aufbringen soll (S. 185).



Der Sinn des Romans wird folglich in „mehr Rücksicht auf die menschliche Schwäche“ (S. 53) gesehen. Hier beeinträchtigen also konformistisch-behavioristische Einflüsse die Sicht auf das vom Dichter gestaltete Menschenbild. Während Fontane im Interesse der Erörterung der Verjährungsproblematik die Handlung zeitlich auseinanderzieht, bei gleichzeitiger poetischer Intensivierung, hat sie Spielhagen novellistisch-dramatisch zusammengezogen, ohne poetische Dichte zu erreichen. Die mehrjährige Liebesbeziehung zwischen Frau von Ardenne und dem Amtsrichter Hartwich reduziert er im Werk auf knapp 2 Monate. Um am Adel, an der adligen Dame, die sich „zum Zeitvertreib“ mit einem Bürgerlichen amüsiert, Moralkritik üben zu können, verleiht er Klothilde von Sorbitz bewußt negative Charakterzüge, obgleich er deren reales Vorbild, Elisabeth von Ardenne, wegen der Harmonie ihres Wesens bewunderte. Die Gestalt von Klothildes Geliebten, des Gymnasialprofessors Albrecht Winter, erklärt Tyrrell aus den inneren Widersprüchen von Spielhagens Adelsbeziehung zwischen Kritik am Adel und persönlichem Anerkennungsbedürfnis durch ihn. Das Triviale in der Figur des Gänsejungen aus dem Harz entgeht ihm ebenso wie die kitschigen Elemente in den Liebesgesprächen und die mangelnde differenzierte Sprachgestaltung überhaupt.

Die Kapitel 4 und 5 als zweiter großer Untersuchungskomplex gelten dem Vergleich der beiden Romane vor allem unter den Aspekten von Realismus und Objektivität. Spielhagen habe den Ardenne-Fall „so lange hin und her gedreht . . . , bis er darin die Möglichkeit entdeckte“, ihn als „Vehikel“ für seine Moralkritik am Adel benutzen zu können (S. 102). „Zum Zeitvertreib“ sei damit ein typischer Tendenzroman.

Zu den wertvollsten Elementen der Untersuchung gehört der Nachweis der inkonsequenten Anwendung der Objektivitätstheorie durch Spielhagen selbst. Der Schriftsteller habe seine eigene Sicht der Objektivität, sein ästhetisches Prinzip, alles nur durch die Figuren auszudrücken, nur äußerlich, nur technisch angewandt, nicht inhaltlich. Es liege „eine starke Ironie darin, daß gerade Spielhagen vom Schicksal ausersehen war, um die Objektivitätstheorie für den Roman zu vertreten“ (S. 151).

Fontane hingegen sei, ohne sich sklavisch an das sogenannte Objektivitätsgesetz Spielhagens zu halten, zu echter dichterischer Objektivität und wirklichem, nicht nur äußerlichem Realismus vorgestoßen. Kapitel 5 schließt mit folgendem gelungenen Vergleich: „Wenn man bei Fontane von einer Auf fächerung der Perspektiven sprechen kann, die ein hohes Maß der Objektivität gewährte, kann man bei Spielhagen von einer Zu fächerung reden, die dem oft tendenziösen Ausdruck seiner subjektiven dogmatischen Ansichten diene“ (S. 163 f.). Damit ist nicht nur eine Einheit in der Sicht von Ideellem und Ästhetischem erzielt, sondern zugleich die notwendige Wendung zugunsten Fontanes im Verlaufe der Arbeit erreicht. Allerdings bleiben Objektivität und Realismus bei Fontane durch Formulierungen wie Fontane sei „von Natur . . . ‚objektiver‘ angelegt“ (S. 152) und pragmatischer (S. 163) gewesen unzureichend erklärt. Bisweilen hat man den Eindruck, Tyrrell sei auf der Suche nach der künstlerisch-literarischen Bedeutung Spielhagens. Nur widerstrebend scheint er zu einer relativierenden Betrachtung Spielhagens vorzudringen. Die wirkliche Größe Spielhagens in der Beziehung zu Fontane hat er sich freilich entgehen lassen. Ich sehe sie in der direkten und indirekten Bewunderung von „Effi Briest“. Ausdruck unmittelbarer, bewußter Anerkennung ist „die literarisch-ästhetische Studie ‚Die Wahlverwandtschaften‘ und ‚Effi Briest‘“, die am 28. 3. 1896 im „Magazin für Literatur“ als Spitzenbeitrag



aus der Feder Spielhagens erschien. Spielhagen schätzte an „Effi Briest“ in erster Linie die „Simplizität“<sup>4</sup> der Geschichte, ihre Klarheit, Übersichtlichkeit, Logik und Konsequenz. Er ist, im Unterschied zu den „Wahlverwandtschaften“, fasziniert vom Nicht-Konstruierten in Fontanes Roman. Dazu gehört für Spielhagen auch die „unmerkliche“<sup>5</sup> Anhebung und Stilisierung der Alltagssprache in der Figurenrede. Die Einwände gegen angebliche Unwahrscheinlichkeiten (Aufbewahrung und Entdeckung der Briefe) sind demgegenüber unerheblich.

Von der Vorlesung der vergleichenden Studie im Kreise der Familie Fontane „waren alle sehr hingenommen“, „am meisten“ Fontane selbst (Fontane an Spielhagen am 15. 2. 1896). Und Fontane folgert: „Man muß doch schließlich vom Fach sein, nicht um folgen . . . , aber um voll würdigen zu können“ (ebenda). Schon am 11. 2. 1896 hatte Fontane gegenüber Spielhagen bekannt: „Es ist hochofentlich, daß sich schließlich immer wieder herausstellt: das Beste haben die Kollegen voneinander . . .“

Angesichts dieser Betroffenheit und bewußten Kritiker- und Künstlersolidarität muß man sich über Fontanes Taktieren in der Frage der Veröffentlichung des vergleichenden Essays in der Korrespondenz mit Spielhagen und Julius Rodenberg wundern<sup>6</sup>. Nochmehr wundert man sich über Tyrrells Ansicht, „Effi Briest“ sei im Vergleich mit den „Wahlverwandtschaften“ nur ein „beinahe beliebiges Beispiel eines modernen realistischen Romans“ (S. 113). Hier geschieht dem Kritiker und Theoretiker Spielhagen Unrecht, der sehr wohl über individualisierende literaturkritische Potenzen verfügt und in dieser Hinsicht bisweilen den Gestalter überragt, der von schematisierenden Tendenzen nicht immer frei ist. Hinzu kommt Spielhagens eigene, vielleicht unbewußte Kritik an seinem Roman „Zum Zeitvertreib“. Er warnt Fontane im Brief vom 28. 5. 1896: „Lassen Sie sich ‚Zum Zeitvertreib‘ nicht vorlesen. Der Roman in seiner gewollten satirischen Herbeheit . . .“ sei keine geeignete Lektüre für einen Kuraufenthalt (ebenda). Spielhagen hat also offenbar im Vergleich mit „Effi Briest“ das Gewollte und Forcierte des eigenen Werkes empfunden, möglicherweise auch die fehlende Rhythmik und Musikalität. Der komparatistische Essay und die eigenen selbstkritischen Bemerkungen sprechen jedenfalls für Spielhagen als einen verstehenden und würdigen Künstler.

Nach diesem kleinen Exkurs unmittelbar zurück zu Tyrrell. Das Schlußkapitel bringt noch einige Rückfälle in eine fragwürdige Spielhagen-Apologie. So werden alle Wirklichkeitsbereiche aufgezählt, die Spielhagen gestaltet habe, während sie bei Fontane fehlen. Aber die Unterscheidung zwischen extensiver und verinnerlichter Wirklichkeitsgestaltung bleibt außer Betracht. Trotz der Defizite im Historisch-Gesellschaftlichen und im Sprachlich-Ästhetischen liest man die vorliegende Untersuchung nicht ohne Interesse und ohne Gewinn. Die Arbeit weist nach, warum „Zum Zeitvertreib“ heute vergessen ist, während „Effi Briest“ bei den Lesern weiterlebt.

#### Quellenangaben und Anmerkungen

- 1 Seiffert, Hans Werner: Studien zur neueren deutschen Literatur, Akademie-Verlag, Berlin 1964.
- 2 Erler, Gotthard: Die Ardenne-Affäre bei Fontane und Spielhagen. In: Zur Entstehungs- und Wirkungsgeschichte Fontanescher Romane, Fontane-Blätter, Sonderheft 2/1969, S. 64–68.



2. Auch für Friedrich Spielhagen ist die Effi-Komm-Episode „ein interessanter Beitrag zu dem geheimnisvollen Kapitel der Genesis von Dichtungen“ (an Fontane im Brief vom 23. 2. 1896).
4. Wir beziehen uns hier auf den Wiederabdruck der vergleichenden Studie. In: Friedrich Spielhagen, Beiträge zur Theorie und Technik der Epik und Dramatik, Leipzig 1898, S. 91–122. Von „Simplizität“ ist ab S. 100 die Rede.
5. ebenda S. 118.
6. Vgl. Fontanes Briefe an Friedrich Spielhagen vom 15. und 20. 2. 1896, und an Julius Rodenberg vom 18. 2. 1896.

---

**Remenkova, Vesselina: Die Darstellung der Napoleonischen Kriege in „Krieg und Frieden“ von Lew Tolstoj und „Vor dem Sturm“ von Theodor Fontane, — Frankfurt/M. u. a.: Peter Lang 1987. 264 S.**

(Rez.: Otfried Keiler, Berlin)

Der Titel der Arbeit wirft sogleich die Fragen auf, ob denn die Napoleonischen Kriege in diesen Werken „dargestellt“ werden und was, bei vergleichender Abhandlung, dabei herauskommen kann. Zuviel Unvergleichbares wird heute verglichen, und die Aufgaben komparatistischer Analyse können dabei in der Regel an zwei Texten nur eng, oft formal, selten funktional vom Prozeß der jeweiligen Nationalliteraturen her erfaßt werden. Dazu kommt, daß Fontanes Wertschätzung der Ereignisse um 1813 zwar vom „Sturm“ zum „Stechlin“ insofern gleichgeblieben ist, als er das Freiwilligkeitsmoment der Erhebung dabei betont hat, aber die gesamte Entstehungsgeschichte gerade des „Sturm“ (etwa 15 Jahre) beweist auch, daß die objektiven Momente des Krieges, der Feldzüge so sehr in den Hintergrund traten, daß für einen Vergleich unter einem solchen Thema weit mehr zu berücksichtigen ist, wenn Zusammenhänge hervortreten sollen.

Vesselina Remenkova (1956 in Sofia geboren) promovierte mit dieser Arbeit (257 Seiten Text) in Bonn. Sie analysiert beide Texte im Original, und die Art, wie sie die mehr als 150 Titel Sekundärliteratur beider Philologien (der Tolstoj- und der Fontane-Forschung) in ihre Vergleiche einbezieht, ist beachtlich. Zuviel Verstreutes muß ein Doktorand heute zusammensuchen; eine praktikable internationale Bibliographie, wie sie das FAP vorbereitet, wird gerade deshalb von jungen Leuten vermißt (die Diss. von Wruck, Berlin 1967, kennt Remenkova nicht; sie zitiert einen vorausgegangenen Artikel des gleichen Verfassers von 1965 aus dem 1. Heft der „Fontane-Blätter“; vgl. Jolles, Metzler Bd 114 [1983] S. 130). Die Solidität, mit der Remenkova ihre Studie sonst anlegt, geht aus der Zitierweise hervor: Vor- und Nachteile deutscher Übersetzungen von „Krieg und Frieden“ werden begründet (Werner Bergengruen, 1953; Hermann Röhl, 1916), die Belege werden zweisprachig gegeben (Tolstoj nach: Werke in 14 Bdn, Moskau 1951).



Folgende Kapitel zeigen, wie die Arbeit angelegt ist:

Einleitungskapitel (Tolstoi und die deutsche Literatur; Fontane und die russische Literatur, 8 S.); Aspekte des Romans (zum „historischen Roman“, 23 S.); die Gestalt Napoleons, 45 S.; das Bildnis des Feindes, 42 S.; das Bild des Verbündeten, 29 S.; die Darstellung des Militärs, 34 S.; die Darstellung des Krieges, 47 S.; Schlußbetrachtung, 2 S.; Literaturverzeichnis.

Von den Quantitäten her dominieren die Textvergleiche; die Schlußbetrachtung fällt sehr schmal aus. Die Feststellung, daß beide Autoren „oft nicht nur das gleiche Thema, sondern auch das gleiche Motiv manchmal bis ins Detail“ (S. 256 f.) verfolgt haben, ist zwar nachgewiesen, steht aber wohl doch zu isoliert da, um die Wertung zu tragen, daß Fontane – im Vergleich mit anderen zeitgenössischen Romanen – „Tolstoi doch näher“ stehe, als Reuter (I, S. 39) dies zeige, der die Meinung vertrete, daß Fontanes „Sturm“ nicht in die Nachbarschaft von „Krieg und Frieden“ gehöre. Uns ist dies zu pauschal; daher möchten wir die Momente der Arbeit herausheben, die weiterführende Einsichten vermitteln.

In Kapitel II (Romantheorie) knüpft Remenkova an die Beobachtung in Kapitel I, S. 14–17, an, daß Fontanes Roman bis heute nicht als Meisterwerk des Dichters gelte, obwohl Elemente späterer Erzählkunst schon angelegt seien (Wagner 1966, Brinkmann 1967). Die großen historischen Dimensionen seien nicht Fontanes Stärke gewesen, der „Sturm“ im Grunde kein historischer Roman. Parallelen struktureller Art (Figuren, Motive, Handlung) zeigen viel Übereinstimmung, dennoch sei „Krieg und Frieden“ trotz ähnlicher Entstehungsdaten und Zeitdistanz in einem ganz anderen Sinne gattungserneuernd, anders als Scott (S. 28), und mit Lukács (Der historische Roman 1955, S. 85) ohne direkte Abhängigkeit, „eine geniale Erneuerung und Weiterbildung des klassischen, des Scottschen Typus des historischen Romans“. Zu dieser „Andersartigkeit“ (S. 29) gehöre, neben der Einbeziehung tatsächlicher Ereignisse und anderer Formen der erzählerischen Darbietung (vgl. Kapitel II und III), die direkte und indirekte Einbeziehung Napoleons. Kapitel III (S. 59–104) der Arbeit bringt u. E. die fruchtbarsten Vergleiche. Nicht so sehr der Einzelversuch (etwa zum Feindbild) überzeugt, aber es wird auf diesem oft zu isolierten Wege doch Entscheidendes eingebracht. Kutusow und Vitzewitz (v. d. Marwitz) sind schwerlich produktiv zu vergleichen. Wohl aber „Die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte“ (III, 3), die Stellung der Helden im Figurenensemble und die Rolle der Episodenberichte der v. Hirschfeld und v. Meerheimb bei Fontane. Wenn Pierre Besuchov bei Tolstoi die Revolution „eine große Tat“ (S. 71) nennt, so ist dies aus dem Munde Vitzewitz' ein undenkbarer Satz, ja selbst Banne, der bei Fontane die Ebenbürtigkeitspassagen im 4. Buch einleitet, sieht Napoleon nicht als Repräsentanten jener bürgerlichen Forderung der Revolution. Mit dieser Differenz im Geschichtsbild, die Remenkova klar benennt, kann die spezifische Position des Fontane-Romans sehr fruchtbar erhellt werden: Warum Othegraven blasse „Lichtgestalt“ bleiben mußte (Reuter), warum Marie Kniehase vorherbestimmt ihre „Rolle“ aus dem Lübecker Totentanz herleitet („es kam alles, wie es kommen mußte“), warum Marwitz nicht konservativer Held der Stände im Raum Lebus blieb, aber trotz der Kritik an seinen Motiven (IV, 25 bei F.) doch als Bernd von Vitzewitz Träger der patriotischen Insurrektion („wenn es sein muß, auch gegen den König“; V, 13 f.) werden konnte. Im Fontane-Roman ist der Geschichtskonflikt auf den Loyalitätskonflikt zurückgeschnitten, Napoleon bleibt (wie bei Marc Niebuhr, dem ersten Herausgeber der Marwitz-Memoiren, einer wesentlichen Quelle für Fontane) Bösewicht, Königsmörder, „Regicide“. Dieser Blickwinkel ist bestimmend.



Remenkova trägt dazu mit einer Fülle interessanter Details bei, ohne die geschichtliche Dimension des Vergleiches in den nachfolgenden Kapiteln wieder zu erreichen. Im Kapitel VI (Figurenwahl im Bereich des Militärs, Tapferkeit und Heldentum) kommt sie auf die Stellung Napoleons als Held „hinter der Szene“ zurück. Nachdem sie Kutusov (S. 189) mit allen negativen Zügen vorstellt, die Tolstoi ihm verlieh, hebt Remenkova „seine Fähigkeit, den Volkswillen zu erkennen und sich ihm unterzuordnen“ hervor. Fontanes Soldatenfiguren (von Bamme bis Jürgaß, von Hirschfeld über Bummke zu Bninski) werden zu sehr an ihrem „Verhältnis zum Soldatentum“ gemessen (S. 191), das durchaus historisch sein kann, um auf den Kern der geschichtlichen Bewegung zu kommen. Sehr schön wird auch die Rolle der Gespräche herausgearbeitet (S. 193 ff.), aber die Einteilung in „positive“ und „negative“ Figuren (S. 197) führt nicht weiter: Tolstoi habe positive und negative Militärs, bei „Fontanes Vertretern des Militärs handelt es sich ausschließlich um positive Gestalten“ (Zusammenfassung S. 208). Die entwickelnden Passagen der Arbeit sind allesamt reicher an Gedanken und Erkenntnis als solche Zusammenfassungen. Ein Schritt in die Vor-Geschichte der letzten Fassung eröffnet weitere Einblicke. Veselina Remenkova hat gründlich im Bereich der Sekundärliteratur recherchiert. Aus dem Bereich der Fontane-Forschung fehlt kaum eine Arbeit zur Entstehungsgeschichte. Aber dies sind bekanntlich ältere Arbeiten: Rosenfeld 1926, Biehahn 1969; und die Hinweise (Anmerkungen) der Aufbau- bzw. Hanser-Werkausgabe hätten die Verfasserin darauf leiten können, wieviele ungehobene Schätze (aus denen zitiert wird) allein im Fontane-Archiv in Potsdam lagern (Notizbücher A 8, 12, 21; E 2 und E 3).

Wir wollen nicht ungerecht sein. Die Arbeit vereint Aspekte zweier Philologien, und das ist sehr anerkennenswert, weil im Vergleich dazu beigetragen werden kann, zumindest den Fontane-Roman aus dem Zwielficht allzu heterogener Wertungen zu befreien (siehe die hohe Wertschätzung z. B. H. Manns; einseitig-historisches Verdikt bei G. Lukács). Eine tiefere Einbettung der hier ermittelten Analogien und Unterschiede wird von drei Seiten aus erfolgen. Einmal durch die Aufarbeitung der handschriftlichen Überlieferung, die jetzt begonnen wurde; zum anderen durch breiter angelegte Vergleiche mehrerer Disziplinen. Das letzte Wort freilich haben die Leser, wenn die hochverdientvollen Leistungen der Editoren und Literarhistoriker ein breites Publikum erreichen. Tolstoi, Thackeray, Flaubert, Fontane u. a. dürften dann als unterschiedliches und unverwechselbares Echo auf eine uns wichtige Zeit erscheinen. Der Vergleich bereichert uns.



## INFORMATIONEN

Renate Gollmitz, Berlin

### Max Herrmanns Korrekturen zur Erstausgabe von „Mathilde Möhring“ (1908).

Das Heft 33/1982 der Fontane-Blätter würdigte durch einen Wiederabdruck ihrer ursprünglich 1910 erschienenen Fontane-Rezension die Germanistin Dr. Helene Herrmann, geb. Schlesinger, deren Lebensweg mit unbekanntem Datum 1944 in Auschwitz endete.<sup>1</sup> Auch ihr Ehemann Prof. Dr. Max Herrmann (1865–1942), der über vier Jahrzehnte an der Berliner Universität lehrte und an ihr die Theaterwissenschaft als Universitätsdisziplin etablierte, hat sich im Laufe seines Lebens wiederholt mit Fontane beschäftigt.

Ein interessantes Zeugnis dafür erhielt die Deutsche Staatsbibliothek 1988 zusammen mit handschriftlichem und anderem Nachlaßmaterial von Frau Dr. Ruth Mövius aus Magedburg geschenkt. Frau Dr. Mövius hatte diese Materialien zu Leben und Werk Max Herrmanns über die Zeit des Faschismus gerettet und sorgsam bewahrt.<sup>2</sup> Die Fontane-Arbeit Max Herrmanns, auf die hier hingewiesen wird, ist in einem Exemplar der vierten Auflage des Fontane-Bandes „Aus dem Nachlaß“ enthalten.<sup>3</sup> Sie betrifft den Roman „Mathilde Möhring“, der im Jahre 1906 zuerst in Fortsetzungen in der „Gartenlaube“ veröffentlicht wurde und in diesem Band erstmals als Buchausgabe vorlag. Die Ausgabe besorgte im Einvernehmen mit der Nachlaßkommission, in der auch die Familie Fontane vertreten war, der Journalist und Redakteur Dr. Josef Ettliger. In dem vom Oktober 1907 datierten Vorwort äußert er sich auf Seite XIII über die Druckvorbereitung des 1891 niedergeschriebenen nachgelassenen Werkes. Er führt an, daß das Manuskript vom Dichter mehrfach bearbeitet wurde, daß es aber zu der beabsichtigten letzten Überarbeitung nicht mehr gekommen war: „Die Redaktion des Druckes beschränkte sich auf eine leichte Nachbesserung noch vorhandener stilistischer Flüchtigkeiten und auf die Feststellung des Textes an den ziemlich zahlreichen Stellen, wo der Dichter selbst sich zwischen mehreren von ihm niedergeschriebenen Lesarten noch nicht entschieden hatte.“

Kaum ein Literaturwissenschaftler scheint sich in der Folgezeit ernstlich dafür interessiert zu haben, welche „Nachbesserungen“ der Herausgeber vornahm und welche Kriterien er bei der Entscheidung für eine von mehreren Lesarten anwandte, denn über 60 Jahre lang wurde dieses charakteristische Fontane-Werk in der Ettligerschen Fassung unverändert nachgedruckt, bis endlich Dr. Gotthard Erler 1969 in Band 7 der achtbändigen Fontane-Ausgabe des Aufbau-Verlages eine neue, authentische Fassung nach der Handschrift des Dichters vorlegte. Sie erschien 1971 im selben Verlag, mit Nachwort und Anmerkungen ausgestattet, auch separat als Buchausgabe. Dr. Erler deckte auf, daß Ettliger nicht nur flüchtig, sondern auch eigenmächtig gearbeitet und sogar inhaltliche, tendenziöse Veränderungen vorgenommen hatte, die seinem, aber nicht Fontanes Gesellschaftsbild entsprachen.



glücklich machen muß, und von einer großen Innerlichkeit, geistig und moralisch. *sein Ideal.*

\*  
§ Familie  
\*

*Willehst 14 Tage  
Mitte Dezember  
Sie will ihn  
sag fiesant zu verstehen  
muss!*

In dieser Richtung gingen von Stund an Hugos Gedanken, und als er ~~vielleicht~~ <sup>zwei</sup> Wochen vor Weihnachten, Mitte Dezember, wieder in sein eigenes Zimmer hinüberquartiert wurde, was der alten Mähring eine ~~heimliche~~ <sup>heimliche</sup> Gemüthung verursachte, hatte sich die ~~Überzeugung~~ <sup>Überzeugung</sup> bei ihm ~~festgesetzt~~ <sup>festgesetzt</sup>, daß Thilde ganz die Frau sei, die für ihn passe. So gewiß er sich für einen ästhetisch fühlenden und mit einer latenten Dichterkraft ausgerüsteten Menschen hielt, so war er im Leben selbst doch von großer Bescheidenheit, beinah <sup>demüthig</sup> ~~zäh~~, und hatte kein rechtes Vertrauen zu seinem Wissen und Können.

*L. war Hugo mit  
seiner garstigen  
Hofmännlichkeit  
falsch*

*aller Selbstgefühl  
Wahlbart*

„Ich bin ein unmitlicher Brotesser“, hatte er zu Nybinski gesagt, der ihn lachend mit der Versicherung getröstet hatte: „Dann gerade schmeckst“ <sup>am besten.</sup> „Und ~~die~~ <sup>die</sup> Beurteilung seiner selbst war richtig, und weil sie richtig war, war auch das richtig, daß Thilde für ihn passe. Sie hatte gerade das, was ihm fehlte, war quid, sündig, praktisch. Er wollte sich noch vor Weihnachten ihres Jaworts versichern. Daß ihm das <sup>nicht</sup> ~~versagt~~ <sup>würde</sup>, davon hielt er sich überzeugt. ~~troh~~ Denn schließlich war er doch immer ein Bürgermeistersohn <sup>mit</sup> während Thilde — so viel sah er wohl — auf Geburtsstolz verzichten mußte.

„Fräulein Thilde,“ sagte er, als sie gleich am ersten Abend seiner Wiederumquartierung ihm den Tee brachte ~~und~~ <sup>und</sup> ~~kein~~ <sup>kein</sup> geschnittenem Schinken ~~und~~ <sup>und</sup> ~~Wuttarbut~~ <sup>Wuttarbut</sup>, „Fräulein Thilde, Sie sind sich immer gleich (gegen mich) in Ihrer Güte, und weil Sie glauben, es würde mir alles noch schwer, so haben Sie auch den Schinken schon ~~geschnitten~~. Sie haben mich gepflegt und verwöhnt und mir all die <sup>haben</sup>



Offensichtlich war Max Herrmann der einzige Philologe, der sich einige Jahrzehnte vor Dr. Erler bereits um eine einwandfreie Fassung des Romans Mathilde Möhring bemühte. Er hatte die Buchausgabe mit Fontanes Manuskript sorgfältig verglichen und handschriftliche Korrekturen in die Druckausgabe eingetragen. Das Ergebnis war: keine einzige Seite ohne Eintragungen, die meisten der insgesamt 121 Seiten weisen zahlreiche Korrekturen auf. Die vorstehende Abbildung vermittelt einen Eindruck davon.

Wir wissen leider nicht, wann Max Herrmann diese Arbeit ausführte. Dr. Mövius glaubt sich zu erinnern, daß er über stilistische Eigenheiten Fontanes arbeiten wollte und nimmt an, daß sie damit in Zusammenhang steht und er sie zu einer Zeit vornahm, bevor er sich überwiegend mit der Theaterwissenschaft befaßte.<sup>4</sup> Wir wissen auch nicht, ob Max Herrmann die Absicht hatte, für die wissenschaftliche Öffentlichkeit eine authentische Fassung des Romans herauszugeben. Bei einem so gewissenhaften Philologen wie ihm liegt diese Vermutung aber nahe, nachdem er die Fehler der Erstausgabe erkannt hatte. Es könnte sein, daß er das Vorhaben nicht verwirklichte, weil er es zunächst wegen dringenderer Aufgaben zurückstellte und später durch die Zeitumstände daran gehindert wurde. Die Tatsache, daß dieser Band zu den wenigen schriftlichen Arbeiten gehört, die von dem Ende der dreißiger Jahre in seinen Arbeitsmöglichkeiten nahezu ganz und in seinen Lebensmöglichkeiten auf das äußerste eingeschränkten jüdischen Wissenschaftler Max Herrmann noch erhalten geblieben sind und daß er ihn vor seiner Deportation nach Theresienstadt Dr. Mövius übergab, läßt die Vermutung zu, daß ihn diese Fontane-Arbeit nach wie vor beschäftigt und bis zuletzt zu seinen Arbeitsvorhaben gezählt hatte.

#### Anmerkungen

- 1 Eine Auswahl aus ihren rund 38 verstreut erschienenen literaturwissenschaftlichen Arbeiten erschien 1988 als Band 1241 in Reclams Universalbibliothek unter dem Titel „Einfühlung und Verstehen“, herausgegeben und kommentiert von Dr. Joachim Biener.
- 2 Dr. Mövius (geb. 1908) zählt zu den wenigen Menschen, die in vollem Bewußtsein der damit verbundenen Gefahren dem jüdischen Ehepaar Herrmann die Treue hielt und es in jenen Jahren — wie auch weitere jüdische Bürger — unterstützte.
- 3 Die 4. Auflage — als 4. Tausend zu verstehen — erschien ebenso wie die 1.—3. Auflage 1908, ist aber im „Gesamtverzeichnis des deutschsprachigen Schrifttums 1700—1910“ bzw. in Kayser's Bücher-Lexikon 1907—1910 nicht nachgewiesen. Das Titelblatt des Bandes gibt an „mit Bildnis“, gemeint ist ein Porträtfoto Fontanes von E. Bieber. Nicht genannt und deshalb auch nicht in der bibliographischen Titelbeschreibung erscheinend ist die Abbildung einer Zeichnung Adolph von Menzels zum 70. Geburtstag Fontanes zwischen Seite 124 und 125, die der Künstler mit den Worten versah: „Auch 'n Kuss — Unterm Mistel-Zweig wie Er stattgehabt zweifelsohne heut vor 70 Jahren. 30. Dezember. A. M.“
- 4 Die Gründung des Theaterwissenschaftlichen Instituts erfolgte 1923; die Erarbeitung seines nachgelassenen Werkes „Die Entstehung der berufsmäßigen Schauspielkunst im Altertum und in der Neuzeit“ (herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Ruth Mövius, Berlin 1962) beschäftigte ihn in den 30er Jahren bis 1942. — Auf eine über Fontane geplante Arbeit deutet auch die im Nachlaßmaterial erhaltene handschriftliche Abschrift des Gedichtes „Fritz Katzfuß“ mit gezählten Versen hin.



### **Zum 90. Todestag Theodor Fontanes am 20. September 1988**

Von September bis November 1988 wurde im Aufenthaltsraum der Deutschen Staatsbibliothek eine 5 Vitrinen umfassende Ausstellung zu Leben und Werk Fontanes gezeigt.

Am 20. September trafen sich Freunde des Dichters, um gemeinsam sein Grab auf dem Friedhof in der Berliner Liesenstraße zu besuchen und dort Blumen niederzulegen.

Zu Ehren Fontanes fand am selben Abend in Potsdam eine sehr gut besuchte künstlerische Veranstaltung statt, an der auch der Aufbau-Verlag Berlin und Weimar beteiligt war.

### **An unsere Leser in der DDR**

Mit dem Heft Nr. 46 begann der Vertrieb der Fontane-Blätter direkt durch die Deutsche Staatsbibliothek, Berlin. Wir bitten Sie, alle Veränderungen im Dauerbezug (Wohnwechsel oder auch Nachbestellungen) künftig zu richten an:

Deutsche Staatsbibliothek Berlin, Arbeitsbereich Publikationen und Druckgenehmigungen, Unter den Linden 8, PF 1312, Berlin, 1086

Vom Fontane-Archiv Potsdam können noch folgende Einzelhefte älterer Ausgaben bezogen werden:

Bd. I, Heft 8; Bd. II, Heft 1, 2, 5, 7, 8;

Bd. III bis VI komplett sowie die Sonderhefte 3, 4, 5 und 6.



## AUSWAHLBIBLIOGRAPHIE

Bearb.: Manfred Horlitz (Handschriften) und Peter Schaefer (Literatur)  
Neuerwerbungen und -erscheinungen des FAP mit Nachträgen von November 1987  
bis Oktober 1988

### Handschriften

- Fontane, Theodor: Eigenh. Br. m. U., Berlin 27. 9. 1861, an „Hochgeehrter Herr Direktor“. 1 S. — Betr.: Rücksendung einer Quittung. (HBV 61/80)\* — (C 119)
- Fontane, Theodor: Eigenh. Br. m. U., Berlin 9. 12. 1868, an Ludwig Burger. 8 S. — Betr.: Editionsprobleme. (HBV 68/62 — (D 21)
- Fontane, Theodor: Eigenh. Br. m. U., Berlin 9. 7. 1870, an „Hochzuverehrender Herr Major“. 2 S. — Betr.: Anfrage über Prinz August Wilhelm. (HBV 70/45) — (C 120)
- Fontane, Theodor: Eigenh. Br. m. U., Berlin 21. 2. 1885, an „Hochgeehrter Herr“. 1 S. — Betr.: Ablehnung d. Teiln. an einer Bismarck-Festveranstaltung. (HBV 85/16) — (C 121)
- Fontane, Theodor: Eigenh. Br. m. U., Berlin 28. 4. 1885, an Wilhelm Hertz. 2 S. — Betr.: Dank f. Rezensionen, bes. für die v. Schlenther. / Kritik an der Ära Manteuffel. (HBV 85/43) — (D 22)
- Fontane, Theodor: Eigenh. Br. m. U., Berlin 28. 3. 1886, an „Hochgeehrter Herr“. 2 S. — Betr.: Ablehnung eines Publikationsangebotes. (HBV 86/44) — (D 23)
- Fontane, Theodor: Eigenh. Br. m. U., Berlin 9. 9. 1888, an Exzell. v. Zychlinski. 2 S. — Betr.: Deutsch-Französ. Krieg 1870/71 u. Preuß. Adelslexikon. (HBV 88/135) — (C 122)
- Fontane, Theodor: Eigenh. Br. m. U., Berlin 24. 10. 1894, an „Hochverehrte gnädigste Frau“. 4 S. — Betr.: Anekdotisches/Legendäres in Fontanes Werken. (HBV 94/143) — (C 123)
- Fontane, Theodor: Eigenh. Br. m. U., o. D. [vermutl. 1898], an „Hochgeehrte Herrn“. 2 S. — Betr.: Ablehnung eines Publikationsangebotes über den Kaiser Österreich-Ungarns. (HBV nicht verz.) — (D 24)
- Fontane, Theodor: Eigenh. Br. m. U., Berlin 12. 2. 1896, an Carl Hauptmann m. frank. Umschl. 1 S. — Betr.: Dank für Lektüre der „Waldleute“. (HBV nicht verz.) — Fotokopie (Ca 1589)
- Fontane, Theodor: Eigenh. Br. m. U., Berlin 17. 9. 1898, an „Hochgeehrter Herr“. 1 S. — Betr.: Dank für Brief u. Beschaffung des Riedelschen Codex diplomaticus, Bd. 7. (HBV vermutl. 98/156) — Fotokopie (Da 1186)

\* HBV = Die Briefe Theodor Fontanes. Verzeichnis u. Register. Hrsg. Charlotte Jolles u. Walter Müller-Seidel, Carl Hanser Verlag, München 1988



Fontane, Friedrich: Maschschr. Br. m. eigenh. U., Berlin 29. 10. 1906, an Elisabeth Mentzel. 2 S. — Betr.: Korrekturwünsche. — Fotokopie (Ca 1587)

Fontane, Friedrich: Eigenh. Br. m. U., Berlin 3. 11. 1906, an Elisabeth Mentzel. 2 S. m. frank. Umschl. — Betr. Korrekturangaben. — Fotokopie (Ca 1588)

### Primär-Literatur

Fontane, Theodor: Briefe an Ludwig Fulda 1889/1898. — In: Bernhard Gajek u. a., Ludwig Fulda Briefwechsel 1882—1939. — Zeugnisse d. literar. Lebens in Deutschland. Frankfurt/M. u. a.: Lang 1988. (Regensburger Beiträge zur dt. Sprach- u. Lit.wiss. Reihe A/Quellen; 4) (88/76=1+2)

Fontane, Theodor: Effi Briest. Roman. — Frankfurt/M., Berlin: Ullstein 1986. 448 S. (Ullstein-Buch; 40014. Ullstein-Großdruck) (88/1)

Fontane, Theodor: Effi Briest. Roman — [München]: Goldmann [1987]. 283 S. (88/31)

Fontane, Theodor: Effi Briest. Roman. 21. Aufl. — Leipzig: Reclam 1988. 273 S. (Reclams Universal-Bibliothek; 24) (82/49<sup>21</sup>.)

Fontane, Theodor: Effi Briest. Roman. — Husum: Hamburger Lesehefte Verlag o. J. [1988]. 261 S. (Hamburger Lesehefte; 171) (88/87)

Fontane, Theodor: Gerhart Hauptmann, Vor Sonnenaufgang (1889). Das Friedensfest (1890). Henrik Ibsen, Gespenster (1889). Leo Tolstoi, Die Macht der Finsternis (1890). — In: Von der Freien Bühne zum Politischen Theater. Drama u. Theater im Spiegel d. Kritik. Hrsg. von Hugo Fetting. 2 Bde. Leipzig: Reclam 1987. (Reclams Universal-Bibliothek; 1140, 1141) (88/3=1+2)

Fontane, Theodor: Über Gerhart Hauptmann. Aus d. Besprechung von Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“. Aus d. Briefen an G. Friedlaender v. 6. 5. 1895 u. 5. 4. 1897. Aus d. Brief an E. Heilborn v. 17. 11. 1896 — In: Deutsches Lesebuch. Von Luther bis Liebknecht. Hrsg. v. Stephan Hermlin. Leipzig: Reclam 1988, S. 407—416. (88/41)

Fontane, Theodor: Im schottischen Hochland. Spukhäuser. (Ausz. aus Jenseit des Tweed) — In: Schottland. Mit Texten von Theodor Fontane, Georg Jung u. Erich Loest. Hamburg: Ellert & Richter 1987, S. 16—24. Mit zahlr. Farbfotos. (Die Weiße Reihe) (88/59q)

Fontane, Theodor: Irrungen, Wirrungen. Roman. — Husum: Hamburger Lesehefte Verlag o. J. [1988]. 149 S. (Hamburger Lesehefte; 172) (88/68)

Fontane, Theodor: Irrungen, Wirrungen. Roman. — Gütersloh: Bertelsmann Club GmbH u. a. o. J. [1988]. 255 S. (Liebesgeschichten d. Weltliteratur. Hrsg. von Marcel Reich-Ranicki) (88/20)

Fontane, Theodor: L'Adultera. Ill. von Schulz & Labowski. — Berlin: Verlag Neues Leben 1988. 247 S. (88/60)

Fontane, Theodor: Sprüche. Guter Rat. Mittag. — In: Jüngst sah ich den Wind. Dt. Ged. für Kinder hrsg. von Edith George. Ill. von Eberhard Binder. Berlin: Kinderbuchverlag 1987, S. 38, 79, 110. (88/5)



- Fontane, Theodor: Theaterkritiken 1873–1894 [Ausw.]. — In: Dramaturgische Schriften d. 19. Jhds. Hrsg. von Klaus Hammer. Bd 2. Berlin: Henschel 1987, S. 832–853. (88/61=2)
- Fontane, Theodor: Um Stunden, höchstens Tage. Gedichte u. eine Erzählung [Unterm Birnbaum]. — Berlin: Der Kinderbuchverlag 1987. 156 S. (88/22)
- Fontane, Theodor: Unveröffentlichte Gedichte und Gedichtentwürfe. Hrsg. u. komment. von Anita Golz. — In: Fontane-Blätter 45/1988, S. 6–20. (65/5536=45)
- Fontane, Theodor: Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches. Hrsg. von Otto Drude. Mit zahlr. Abb. — Frankfurt/M.: Insel 1987. 467 S. (Insel Taschenbuch; 985) (88/16)
- Fontane, Theodor: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Hrsg. von Gotthard Erler u. Rudolf Mingau. Bde 1–4. 3. Aufl. — Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1987. (77/13=1–4)
- Fontane, Theodor: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Bd 5. Fünf Schlösser. Hrsg. von Gotthard Erler u. a. — Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1987. 658 S. (77/1=5)
- Fontane, Theodor: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. E. Ausw. in zwei Bdn. Mit zeitgenöss. Abb. Hrsg. von Gotthard Erler. — Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1987. 302 S. 319 S. 27×20 cm. (88/37=1+2)
- Fontane, Theodor: Werke, Schriften und Briefe. Abt. IV. Briefe. Bd 5. Register u. Kommentar. Erster Teilbd. Register. Hrsg. von Helmuth Nürnberger. Bearb. Walter Hettche. — München: Hanser 1988. 173 S. (62/7551=4,5/1)

## Sekundär-Literatur

### 1. Bücher und Zeitschriftenbeiträge

- Andermatt, Michael: Haus und Zimmer im Roman. D. Genese d. erzählten Raums bei E. Marlitt, Th. Fontane [Effi Briest] u. F. Kafka. — Bern u. a.: Lang 1987. 254 S. (Zürcher Germanistische Studien; 8) (88/58)
- Ballin, Andreas [Rez.]: Theodor Fontane, Wanderungen durch Frankreich. 2 Bde. Berlin: Verlag der Nation 1984. — In: Militärgeschichte 1/1988, S. 116–117. (ZA 1988)
- Berbig, Roland: Arbeitskonferenz in Potsdam zu „Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit“ [Bericht]. In: Weimarer Beiträge. 33 (1987) 4, S. 678–683. (ZA 1987)
- Berbig, Roland: Ascania oder Argo? Zur Geschichte des Rütli 1852–1854 u. d. Zusammenarb. von Theodor Fontane u. Franz Kugler. — In: Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Berlin 1987, S. 107–133. (88/18)
- Berbig, Roland [Rez.]: Roy C. Cowen, Der poetische Realismus. Kommentar zu e. Epoche. München: Winkler 1985. — In: Referatedienst zur Literaturwissenschaft. 19 (1987) 2, S. 205–206. (ZA 1987)



- Berg-Ehlers, Luise: Fontane und der Konservatismus. Überlegungen zu Spezifika d. Fontane-Rezeption d. konservativen Presse am Beispiel d. „Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung“. — In: Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Berlin 1987, S. 187–215. (88/18)
- Betz, Frederick [Rez.]: Lieselotte Voss, Literarische Präfiguration dargestellter Wirklichkeit bei Fontane. Zur Zitatstruktur seines Romanwerks. München: Fink 1985. — In: *Literature Music Fine Arts*. 20 (1987) 2, S. 136–138. (ZA 1987)
- Biener, Joachim [Rez.]: Gunter H. Hertling, Theodor Fontanes „Irrungen, Wirkungen“. Die ‚Erste Seite‘ als Schlüssel zum Werk. New York u. a.: Lang 1985; Hubert Ohl, Verantwortungsvolle Ungebundenheit. Thomas Mann und Fontane. In: *Thomas Mann 1875–1975*. Hrsg. von B. Bludau u. a. Frankfurt/M.: Fischer 1977. — In: *Fontane-Blätter* 45/1988, S. 102–104; 117–120. (65/5536=45)
- Die Briefe Theodor Fontanes. Verzeichnis u. Register. Hrsg. von Charlotte Jolles u. Walter Müller-Seidel. Bearb. von Rainer Bachmann, Walter Hettche u. Jutta Neuendorf-Fürstenau. — München: Hanser 1988. 943 S. (88/30)
- Burkhardt, Albert: Mit Theodor Fontane unterwegs. — In: *Fontane-Blätter* 45/1988, S. 93–98. (65/5536=45)
- Chambers, Helen: Theodor Fontane, Albert Smith und Gordon Cumming. — In: *Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit*. Berlin 1987, S. 268–302. (88/18)
- Cowen, Roy C.: Theodor Fontane, Frau Jenny Treibel. Effi Briest. — In: ders., *Der Poetische Realismus. Kommentar zu e. Epoche*. München: Winkler 1985, S. 331–361. (Winkler-Kommentare) (88/17)
- Denkler, Horst: Distanzierte Nähe. Zum Verhältnis zwischen Wilhelm Raabe u. Theodor Fontane. — In: *Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit*. Berlin 1987, S. 379–417. (88/18)
- Döhnert, Wolfgang [Rez.]: Schillemeit, Jost: Berlin und die Berliner. Neuaufgefundene Fontane-Manuskripte. — In: *Fontane-Blätter* 45/1988, S. 114–117. (65/5536=45)
- Erler, Gotthard: Die Fontanes und die Merckels. — In: *Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit*. Berlin 1987, S. 418–441. (88/18)
- Ester, Hans: Theodor Fontane und Paul Schlenther. E: Kap. Wirkungsgeschichte. — In: *Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit*. Berlin 1987, S. 216–246. (88/18)
- Friedrich, Gerhard: Fontanes preußische Welt. Armee-Dynastie-Staat. — Herford: Mittler 1988. 487 S. (88/66)
- Frodl, Hermann [Rez.]: Domenico Mugnolo, Vorarbeiten zu einer kritischen Fontane-Ausgabe. Zu Schach von Wuthenow. Cécile. Unwiederbringlich. Deutsche Staatsbibliothek 1985. — In: *Biblos* (Wien). 36 (1987) 1, S. 61–62. (ZA 1987)
- Gebauer, Fritz: Fontane und Bucher. — In: *Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit*. Berlin 1987, S. 442–465. (88/18)



- Giel, Volker [Rez.]: Theodor Fontane, Stine. Mit e. Nachw. von Peter Demetz. Frankfurt/M.: Insel 1986; Lieselotte Voss, Literarische Präfiguration dargestellter Wirklichkeit bei Fontane. Zur Zitatstruktur seines Romanwerks. München: Fink 1985. — In: Fontane-Blätter 45/1988, S. 105–113. (65/5536=45)
- Goldammer, Peter: „Er war für den Husumer Deich, ich war für die Londonbrücke.“ Fontanes Storm-Essay u. d. Folgen. — In: Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Berlin 1987, S. 379–397. (88/18)
- Golz, Anita: Zur Überlieferung der Gedichthandschriften. — In: Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Berlin 1987, S. 547–575. (88/18)
- Grawe, Christian: Von Krieg und Kriegsgeschrei. Fontanes Kriegsdarstellungen im Kontext. — In: Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Berlin 1987, S. 67–106. (88/18)
- Heißenbüttel, Helmut [Rez.]: Zum Lesen empfohlen: Kluge, Alexander: Theodor Fontane, Heinrich von Kleist u. Anna Wilde. Zur Grammatik d. Zeit. Berlin/W.: Wagenbach 1987. — Manusk. e. Radiosendung d. NDR (15. 4. 1988), 12 S. (87/53q=10)
- Horch, Hans Otto: Theodor Fontane: weder Philosemit noch Antisemit. — In: ders., Auf der Suche nach der jüdischen Erzählliteratur. D. Literaturkritik d. „Allg. Ztg. d. Judentums“ (1837–1922). Frankfurt/M. u. a.: Lang 1985, S. 64–68. (ZA 1985)
- Jolles, Charlotte: Fontanes brieflicher Nachlaß. Bestand u. Edition. — In: Die Briefe Theodor Fontanes. Verzeichnis u. Register. München: Hanser 1988, S. XI–XX [= Einführung]. (88/30)
- Kampel, Beatrix: Fontane und die Gartenlaube. Vergleichende Untersuchungen zu Prosaklischees. — In: Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Berlin 1987, S. 496–524. (88/18)
- Kampel, Beatrix [Rez.]: Bettina Plett, Die Kunst der Allusion. Formen literarischer Anspielungen in d. Romanen Fontanes. Wien, Köln: Böhlau 1986. — In: Sprachkunst (Wien). 18 (1987) 1, S. 143–144. (ZA 1987)
- Keiler, Otfried: Fontane-Archiv in Potsdam. — In: Kostbarkeiten d. Deutschen Staatsbibliothek. Im Auftrag d. DSB hrsg. von Hans-Erich Teitge u. Eva-Maria Stelzer. Aufnahmen Volkmar Herre. Leipzig: Edition Leipzig 1986, S. 97–100. (87/73q)
- Klieneberger, H. R. [Rez.]: Christian Grawe, Theodor Fontane, Effi Briest. (Grundlagen u. Gedanken zum Verständnis erzählender Literatur.) Frankfurt/M.: Diesterweg 1985; Richard Humphrey, The Historical Novel as Philosophy of History. Three German Contributions: Alexis, Fontane, Döb-  
lin. London: Institute of Germanic Studies 1986. (Bithell Series of Dissertations; 10) — In: The Modern Language Review. 82 (1987) 4, S. 1028–1031. (ZA 1987)
- Klieneberger, H. R. [Rez.]: Lieselotte Voss, Literarische Präfiguration dargestellter Wirklichkeit bei Fontane. Zur Zitatstruktur seines Romanwerks. München: Fink 1985. — In: Modern Language Review. 82 (1987) 3, S. 789–792. (ZA 1987)



- Kluge, Alexander: Das Politische als Intensität alltäglicher Gefühle. Rede bei d. Verleihung d. Fontane-Preises für Literatur in d. (West-)Berliner Akademie d. Künste (1979). — In: ders., Theodor Fontane, Heinrich von Kleist und Anna Wilde. Zur Grammatik der Zeit. Berlin: Wagenbach 1987, S. 7–18. (88/38)
- Knobloch, Heinz: Wanderung zu Fontanes Grab (1978). Wieder an Fontanes Grab. — In: ders., Berliner Grabsteine. Berlin: Buchverlag Der Morgen 1987, S. 83–112. (88/8)
- Kolk, Rainer: Beschädigte Individualität. Untersuchungen zu d. Romanen Theodor Fontanes. — Heidelberg: Winter 1986. 152 S. (Probleme d. Dichtung; 19) (88/11)
- Kühn, Irene; Ulbrich, Anke: Die Vermittlung der Persönlichkeit und des Werkes Theodor Fontanes durch die deutschsprachige Presse 1898–1906 anhand der Zeitungsausschnittsammlung des Theodor-Fontane-Archivs der Deutschen Staatsbibliothek. — Belegarbeit. Pädagog. Hochschule „Karl Liebknecht“ Potsdam 1988. 48 S. Maschschr. 30 cm (87/53q=13)
- Lau, Heike: Betrachtungen zu Raum und Zeit in Theodor Fontanes „Irrungen, Wirrungen“. — In: Fontane-Blätter 45/1988, S. 71–78. (65/5536=45)
- Laufer, Christel [Rez.]: Lieselotte Voss, Literarische Präfiguration dargestellter Wirklichkeit bei Fontane. Zur Zitatstruktur seines Romanwerks. München: Fink 1985. — In: Referatedienst zur Literaturwissenschaft. 18 (1986) 4, S. 585–586. (ZA 1986)
- Masanetz, Michael: Theodor Fontanes Frühwerk in den liberalen Rezensionsorganen des Nachmärz. E. rezeptionsgeschichtl. Studie zur Bestimmung d. poetolog. Position d. Autors in d. fünfziger Jahren. — In: Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Berlin 1987, S. 166–186. (88/18)
- Mende, Jeanette: Die frühen Novellen Fontanes. — Dipl.arb. Karl-Marx-Universität Leipzig 1987. 52 S. (88/36q)
- Müller-Kampel, Beatrix: Theater/Ideologie. Zur Theaterthematik in d. Erzählprosa Fontanes u. in d. Trivialliteratur d. späten 19. Jahrhunderts. — In: Fontane-Blätter 45/1988, S. 78–86. (65/5536=45)
- Mugnolo, Domenico: Zur Arbeit mit Werkhandschriften Fontanes. — In: Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Berlin 1987, S. 576–585. (88/18)
- Nitsche, Ilse: Theodor Fontane und Wilhelm Hensel. — In: Fontane-Blätter 45/1988, S. 87–92. (65/5536=45)
- Nürnberg, Helmuth [Rez.]: Theodor Fontane, Effi Briest. Anm. von Walter Schafarschik. Nachw. von Kurt Wölfel. Stuttgart: Reclam 1986. (Reclam Leseklassiker); Theodor Fontane, Frau Jenny Treibel oder „Wo sich Herz zum Herzen fin'dt“. Nachw. von Walter Müller-Seidel. Stuttgart: Reclam 1985. (Reclam Leseklassiker); Rainer Kolk, Beschädigte Individualität. Unters. zu d. Romanen Fontane. Heidelberg: Winter 1986. (Probleme d. Dichtung; 19); Gudrun Loster-Schneider, Der Erzähler Fontane. Seine polit. Positionen in d. Jahren 1864–1898 u. ihre ästhet. Vermittlung. Tübingen: Narr 1986. (Mannheimer Beiträge zur Sprach- u. Literaturwissenschaft; 11). — In: Germanistik (Tübingen). 28 (1987) 2/3, S. 553–556. (ZA 1987)



- Osborne, John: Die Konvergenz von bildender Kunst und Theaterkunst im 19. Jahrhundert. Fontane als Vermittler. — In: Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Berlin 1987, S. 149–165. (88/18)
- Ossowski, Mirosław: Theodor Fontane und Max Kretzer. E. Vergl. anhand ihrer Berliner Romane. — In: Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Berlin 1987, S. 525–546. (88/18)
- Paul, Jean-Marie: „Ein weites Feld“. L'échec de la communication dans l'oeuvre narrative de Fontane. — In: Le texte et l'idée. Centre de Recherches Germaniques de l'Université de Nancy II. 1987/2, S. 137–175. (88/35)
- Paulsen, Wolfgang [Rez.]: Wolfgang Jung, Das „Menschliche“ im „Alltäglichen“. Theodor Fontanes Literaturtheorie in ihrer Bez. zur klass. Ästhetik u. seine Rezeption d. Dichtungen Goethes u. Schillers. Frankfurt/M. u. a.: Lang 1985. — In: Journal of English and Germanic Philology. 86 (1987) 4, S. 608–609. (ZA 1987)
- Paulsen, Wolfgang [Rez.]: Bettina Plett, Die Kunst der Allusion. Formen literarischer Anspielungen in d. Romanen Th. Fontanes. Köln, Wien: Böhlau 1986; Karla Müller, Schloßgeschichten. E. Studie zum Romanwerk Th. Fontanes. München: Fink 1986. — In: Deutsche Bücher, Amsterdam 1987/3, S. 222–225. (ZA 1987)
- Plett, Bettina: Die Emanuel-Geibel-Situation und die Theodor-Fontane-Situation. Anm. zu Stellung u. Selbstverständnis zweier Schriftsteller im 19. Jahrhundert. — In: Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Berlin 1987, S. 466–495. (88/18)
- Reisner, Hanns-Peter; Siegle, Rainer: Stundenblätter „Effi Briest“. — Stuttgart: Klett 1987. 115 S. 33 S. Beilage. (Stundenblätter Deutsch) (88/29)
- Remenkova, Vesselina: Die Darstellung der Napoleonischen Kriege in „Krieg und Frieden“ von Lew Tolstoi und „Vor dem Sturm“ von Theodor Fontane. — Frankfurt/M. u. a.: Lang 1987. 264 S. (Europäische Hochschulschriften. Reihe 1: Dt. Sprache u. Lit.; 1005) (87/71)
- Richter, Helmut: Guido Weiß und Theodor Fontane. Demokratische Beiträge zur Wesensbestimmung d. Dichters. — In: Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Berlin 1987, S. 337–378. (88/18)
- Rodenberg, Julius: Briefe an Theodor Fontane. Hrsg., eingel. u. komment. von Walter Hettche. — In: Fontane-Blätter 45/1988, S. 30–44. (65/5536=45)
- Sagarra, Eda: Die literarischen Zeitgenossen Theodor Fontanes im Spiegel der britischen Zeitschriftenpresse 1839–1898. — In: Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Berlin 1987, S. 247–267. (88/18)
- Sagarra, Eda [Rez.]: Karla Müller, Schloßgeschichten. E. Studie zum Romanwerk Th. Fontanes. München: Fink 1986; Bettina Plett, Die Kunst der Allusion. Formen literarischer Anspielungen in d. Romanen Th. Fontanes. Köln: Böhlau 1986. — In: The Modern Language Review. 83 (1988) 2, S. 530–532. [englisch] (ZA 1988)
- Schmelzer, Hans-Jürgen: Der junge Fontane. — Berlin: Stapp 1987. 145 S. Mit Fotos. (Preußische Köpfe) (87/69)



- Schmidt, Heiner: Quellenlexion der Interpretationen und Textanalysen. Personal- u. Einzelwerkbibliogr. zur dt. Literatur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. E. Handbuch für Schule u. Hochschule. Bd 9. Nachträge 1983 bis 1986: A–F. — Duisburg: Verlag für Pädagogische Dokumentation 1987. 440 S. [Fontane: S. 389–398] (48/104=2)
- Schumann, Hans: Fontane und Bismarck. — Manusk. e. Radiosendung d. Südwestfunks v. 17. 1. 1988. 22 S. 30 cm (87/36q=8)
- Seibt, Wolfram: Kruses Grab. Die versteckten Nicht-Ehen in Fontanes Gesellschaftsroman „Unwiederbringlich“. — In: Fontane-Blätter 45/1988, S. 45–70. (65/5536=45)
- Shieh, Jhy-Wey: Liebe, Ehe, Hausstand. Die sprachl. u. bildl. Darst. d. ‚Frauenzimmers im Herrenhaus‘ in Fontanes Gesellschaftsroman „Effi Briest“. — Frankfurt/M. u. a.: Lang 1987. 340 S. (Bochumer Schriften zur dt. Literatur; 3) (87/72)
- Sommer, Lothar: Vor 60 Jahren: „Fontane-Abend, Berlin“ gegründet. — In: Fontane-Blätter 45/1988, S. 99–100. (65/5536=45)
- Speirs, Ronald: Fontane und die Dekadenz. — In: Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Berlin 1987, S. 134–148. (88/18)
- Stiege, Rudolf: Streifzüge durch die Mark Brandenburg. 40 Ausflugsziele in Berlins schöner Umgebung. — Berlin/West: Berliner Morgenpost 1982. 240 S. Mit zahlr. Farbfotos. [mehrfach zu F.] (88/52)
- Szyszkowitz, Gerald: Der Thaya. Roman. — Wien, Hamburg: Zsolnay 1981. 223 S. [Paraphrase auf Fontanes „Stechlin“] (88/64)
- Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Beiträge zur Fontane-Konferenz vom 17. bis 20. Juni 1986 in Potsdam. Mit e. Vorwort von Otfried Keiler. — Berlin 1987. 15, 585 S. (Beiträge aus d. Dt. Staatsbibliothek; 6) (88/18)
- Thuncke, Jörg: „Das Geistreiche geht mir am leichtesten aus der Feder.“ Fontanes Theaterkritiken aus d. Jahren 1870–1889 im Kontext zeitgenöss. Rez. von Friedrich Adami u. Karl Frenzel. — In: Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Berlin 1987, S. 303–336. (88/18)
- Tyrrell, Thomas: Theodor Fontanes „Effi Briest“ und Friedrich Spielhagens „Zum Zeitvertreib“. Zwei Dichtungen zu einer Wirklichkeit. — Diss. Rice University Ann Arbor (USA) 1986. 203 S. (88/53)
- Walter-Schneider, Margret: Im Hause der Venus. Zu e. Episode aus Fontanes „Meine Kinderjahre“. Mit e. Vorbemerkung über d. Interpretierbarkeit dieses „autobiogr. Romans“. — In: Jahrb. d. Dt. Schillergesellschaft. 31 (1987), S. 227–247. (88/26)
- Wruck, Peter: Theodor Fontane in der Rolle des vaterländischen Schriftstellers. Bemerkungen zum schriftstellerischen Sozialverhalten. — In: Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit. Berlin 1987, S. 1–39. (88/18)



Wülfing, Wulf: Fontane und die „Eisenbahn“. Zu Fontanes literar. Bez. im vor-  
märzl. Leipzig. — In: Theodor Fontane im literarischen Leben seiner Zeit.  
Berlin 1987, S. 40–66. (88/18)

Zimmermann, Hans-Jürgen: „Das Ganze“ und die Wirklichkeit, Theodor Fontanes  
perspektivischer Realismus. — Frankfurt/M. u. a.: Lang 1988. 158 S.  
(Literar-historische Untersuchungen; 11) (88/57)



**FONTANE-BLÄTTER:** Die Fontane-Blätter (begründet 1965) erscheinen zweimal jährlich.

**HERAUSGEBER:** Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek, Postfach 59, Dortustraße 30/34, 1561 Potsdam/DDR.  
Telefon 2 29 83 (Leiter), 47 51 App. 133 (Mitarbeiter).

**REDAKTION:** Dr. Roland Berbig, Dr. sc. Joachim Biener, Dr. Gotthard Erler, Dr. Ruth Freydank, Dr. Joachim Göbel, Dr. Peter Görlich, Anita Golz, Dr. Manfred Horlitz (Chefredakteur), Dr. Otfried Keiler, Prof. Dr. sc. Helmut Richter, Peter Schaefer, Dr. Christa Schultze, Prof. Dr. sc. Peter Wruck.

**SATZ UND DRUCK:** Druckerei Märkische Volksstimme, BT Hegelallee 53. Lizenz des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik Nr. 1634, Art.-Nr. 31 782.

**BEZUGSMÖGLICHKEITEN:**

Leser in der DDR — Direktbestellung beim Fontane-Archiv (Preis des Einzelheftes: 3,25 M)

Interessenten aus dem Ausland — Bestellungen nur über einen Buchhändler beim Buch-Export, Leninstraße 16, 7010 Leipzig/DDR

Alle, die über Theodor Fontane arbeiten, werden gebeten, auch in Zukunft ein Exemplar ihrer Veröffentlichung, einschließlich Dissertationen und Diplomarbeiten, im Interesse der Forschung an das Fontane-Archiv einzusenden. Das Fontane-Archiv ist für alle Hinweise dankbar.

Für die uns im letzten Halbjahr von Freunden, Institutionen und Verlagen zugesandten Manuskripte, Publikationen und Kopien von Handschriften danken wir im Namen aller Benutzer.

Redaktionsschluß für Heft 48/1989: 15. März 1989

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Fontane-Archivs



